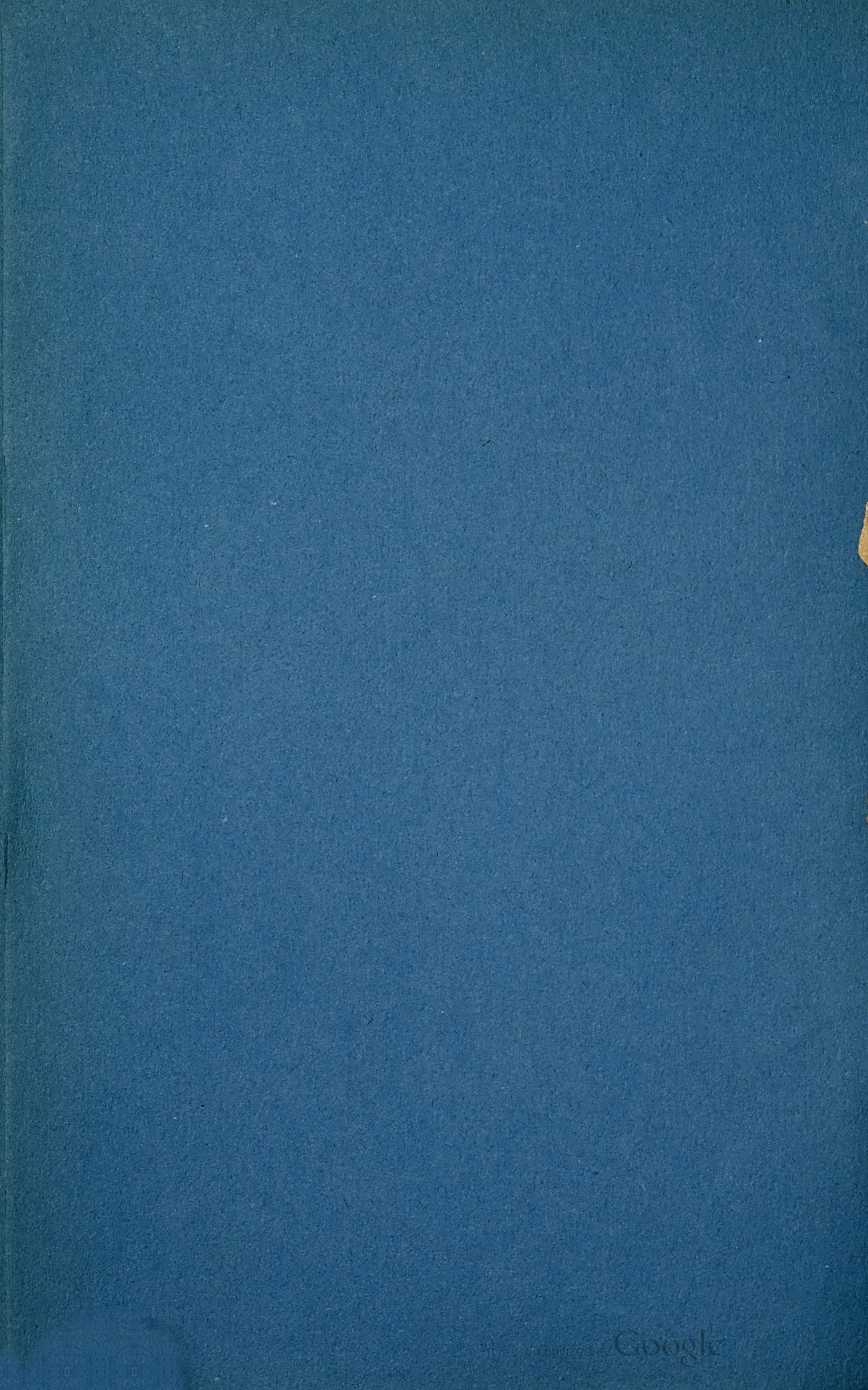

WIDENER
HN JRX4 •


VE RI
TAS



Jahrbuch

der

Freien Generation

für

1910.

Volkskalender und Dokumente der Weltanschauung des Sozialismus-Anarchismus.

Und Ich —
Ich bin das Blitzen der Generationen durch sie,
Samen der Welten, die noch werden . . .
EDWARD CARPENTER.

Neue Folge, erster Band.

In solidarischer
Arbeitsgemeinschaft mit Kampfesgefährten der Freiheit
redigiert von

PIERRE RAMUS.



Verlag „Die Freie Generation“ (Chas. Winitz), Paris, Rue de la Bastille 2, II.

Druck von Karl Isda, Wien.

Datum und Tag	März
1. Dienstag 2. Mittwoch 3. Donnerstag 4. Freitag 5. Samstag 6. Sonntag 7. Montag 8. Dienstag 9. Mittwoch 10. Donnerstag 11. Freitag 12. Samstag 13. Sonntag 14. Montag 15. Dienstag 16. Mittwoch 17. Donnerstag 18. Freitag 19. Samstag 20. Sonntag 21. Montag 22. Dienstag 23. Mittwoch 24. Donnerstag 25. Freitag 26. Samstag 27. Sonntag 28. Montag 29. Dienstag 30. Mittwoch 31. Donnerstag	2. — 1908. Polizeichef Shippy von Chicago erschießt den russischen Anarchisten Averbuch, den er angeblich für einen Attentäter hielt. 3. — 1908. Sekretär Straus vom amerikanischen Handels-Departement beordert alle Einwanderungsbehörden, sich behufs Ausrottung des Anarchismus mit den lokalen Polizeibehörden ins Einvernehmen zu setzen. 10. — 1906. Dank verbrecherischer Profitwut der Bergwerksbesitzer ereignet sich das Grubenunglück in Courrieres. 12. — 1902. John P. Altgelt, ein edler Mensch, der die Überlebenden des Chicagoer Prozesses anno 1887 freiließ, †. „Mit ihm geht der letzte Demokrat von dannen", schrieb John Most in der „Freiheit". 17. — 1906, Johann Most, einer der größten Propagandisten des kommunistischen Anarchismus, stirbt auf einer Agitationsreise. 18. — 1871. Die Kommune von Paris. 20. — 1907. Bauernaufstand in Rumänien. 24. — 1794. Hebert, Vertreter des atheistisch-anarchistisch-sozialistischen Prinzips in der großen Revolution, wird hingerichtet. 28. — 1908. Bombenwurf auf dem Union Square in New-York, wegen Attake der Polizei auf eine Arbeitslosenversammlung. 31. — 1898. Robert Reitzel, der Heine des Anarchismus, zu Detroit †.

Datum und Tag	April
1. Freitag 2. Samstag 3. Sonntag 4. Montag 5. Dienstag 6. Mittwoch 7. Donnerstag 8. Freitag 9. Samstag 10. Sonntag 11. Montag 12. Dienstag 13. Mittwoch 14. Donnerstag 15. Freitag 16. Samstag 17. Sonntag 18. Montag 19. Dienstag 20. Mittwoch 21. Donnerstag 22. Freitag 23. Samstag 24. Sonntag 25. Montag 26. Dienstag 27. Mittwoch 28. Donnerstag 29. Freitag 30. Samstag	2. — 1908. Das Militär schießt zu Rom auf das hungernde Volk. Proklamation des Generalstreiks für zwei Tage. 5. — 1879. Anzettelung des Aufstandes zu Benevento durch Cafiero, Malatesta usw. 6. — 1909. Großer erster Sieg der Postangestellten aller Kategorien in Paris. 8. — 1904. Antianarchistengesetz wird in der „freien" Schweiz dekretiert. 9. — 1834. Aufstand zu Lyon. „Arbeitend leben oder kämpfend sterben!" 12. — 1902. Balmascheff erschießt den russischen Minister Sypjagin. 13. — 1904. Der junge Anarchist Artal verübt ein Attentat auf den spanischen Ministerpräsidenten Maura. 14. — 1879. Solovieff macht einen Anschlag auf das Leben des Zaren. — 1908. Über 1,500.000 Indier sterben am Hungertod. 15. — 1881. Hinrichtung von Scheljaboff, Sophie Perowskaja und Genossen in St. Petersburg. 20. — 1904. Bahnarbeiterstreik in Ungarn. 23. — 1879. Attentat Pietro Acciaritos auf den italienischen König Humbert I. 29. — 1897. In der „verfluchten Festung" von Montjuich hauchen die spanischen Genossen Rochez, Borras und Bernich unter Folterqualen ihr Leben aus.

Datum und Tag	Mai
1. Sonntag	1. — Internationaler Kampfestag des Proletariats zwecks Erreichung des Achtstundentages und Verhinderung jedes Krieges durch den Generalstreik.
2. Montag	
3. Dienstag	3. — 1849. Der Maiaufstand zu Dresden. Führende Beteiligung von Michael Bakunin daran.
4. Mittwoch	4. — 1886. Auf dem Heumarkt zu Chicago wird durch einen unbekannten Täter eine Bombe geworfen, gerade als die Polizei die dort tagende Arbeiterversammlung sprengt. — 1908. Verschwörung in Kalkutta zur Ermordung des höchsten Beamten Indiens entdeckt.
5. Donnerstag	
6. Freitag	6. — 1898. R. Esercito läßt auf Anordnung von Humbert I. auf das hungernde italienische Volk schießen.
7. Samstag	7. — 1898. Der Aufstand in Mailand.
8. Sonntag	8. — 1901. Generalstreik und Straßenkämpfe in Barcelona.
9. Montag	
10. Dienstag	
11. Mittwoch	11. — 1908. Große Landarbeiterstreiks und Revolten in Norditalien. — 1878. Hödels Attentat.
12. Donnerstag	
13. Freitag	
14. Samstag	
15. Sonntag	15. — 1871. Zerstörung der Vendomesäule — als Sinnbild des Militarismus — in Paris.
16. Montag	
17. Dienstag	
18. Mittwoch	
19. Donnerstag	
20. Freitag	
21. Samstag	21. — 1894. Hinrichtung des französischen Anarchisten Emil Henry. — 1871. Anfang der „blutigen Maiwoche“ in Paris.
22. Sonntag	
23. Montag	23. — 1905. Kalaiff, Attentäter des Großfürsten Sergius von Rußland, gehenkt. — 1906. Henrik Ibsen †.
24. Dienstag	
25. Mittwoch	
26. Donnerstag	
27. Freitag	
28. Samstag	28. — 1871. Ende der Pariser Kommune.
29. Sonntag	
30. Montag	
31. Dienstag	31. — 1905. Bombenattentat auf das spanische Königspaar.

Datum und Tag	Juni
1. Mittwoch	
2. Donnerstag	2. — 1878. Nobilings Attentat in Deutschland. — 1908. Gendarmerie schießt auf die Streiker von Dravail-Vigneux; 2 getötet, 12 verwundet. — 1906. Mateo Morales Attentat auf den spanischen König.
3. Freitag	
4. Samstag	
5. Sonntag	5. — 1908. In Warschau werden 5 Anarchisten durch legalen Meuchelmord hingerichtet.
6. Montag	6. — 1904. Dynamitexplosion in Independence, Colorado, während eines Bergarbeiterstreiks.
7. Dienstag	
8. Mittwoch	
9. Donnerstag	
10. Freitag	
11. Samstag	11. — Hinrichtung des französischen Anarchisten Ravachol.
12. Sonntag	
13. Montag	
14. Dienstag	
15. Mittwoch	
16. Donnerstag	
17. Freitag	
18. Samstag	
19. Sonntag	19. — 1908. Die amerikanische Regierung beordert Truppen an die mexikanische Grenze zur Niederhaltung der sozialen Bewegung dortselbst.
20. Montag	20. — 1791. Ludwig XVI. flieht aus Paris.
21. Dienstag	21. — 1907. Weinbauernunruhen in Südfrankreich. Das 17. Regiment weigert sich, auf die Volksgenossen zu schießen.
22. Mittwoch	22. — 1908. Generalstreik zu Parma in Italien.
23. Donnerstag	23. — 1848. Beginn der Pariser Junischlacht, die ein Ausfluß der Betörung des Volkes durch parlamentarisches Geschwätz war. — 1892. Alexander Berkmans Attentat auf den Carnegie-Ausbeuter Frick. — 1905. Straßenkämpfe in Lodz.
24. Freitag	24. — 1894. Carnot, Präsident der französischen Republik, von Caserio ermordet.
25. Samstag	
26. Sonntag	26. — 1856. Max Stirner †. — 1893. Schwab, Fieldens und Neebe durch Altgelt begnadigt.
27. Montag	
28. Dienstag	
29. Mittwoch	
30. Donnerstag	

Datum und Tag	Juli
1. Freitag 2. Samstag 3. Sonntag 4. Montag 5. Dienstag 6. Mittwoch 7. Donnerstag 8. Freitag 9. Samstag 10. Sonntag 11. Montag 12. Dienstag 13. Mittwoch 14. Donnerstag 15. Freitag 16. Samstag 17. Sonntag 18. Montag 19. Dienstag 20. Mittwoch 21. Donnerstag 22. Freitag 23. Samstag 24. Sonntag 25. Montag 26. Dienstag 27. Mittwoch 28. Donnerstag 29. Freitag 30. Samstag 31. Sonntag	1. — 1876. Michael Bakunin †. — 1908. Die Kolonialsoldaten der Festungen Fautras und Brest meutern. 4. — 1905. Bauernrevolten in Rußland. 5. — 1905. Elisee Reclus, der große Gelehrte und Anarchist †. 6. — 1535. Thomas Morus, einer der ersten Utopisten des Sozialismus, enthauptet. 9. — 1908. Bewegung unter den Pariser Erdarbeitern; die Unternehmer drohen mit der Generalaussperrung. 13. — 1793. Marat von Charlotte Corday erstochen. 14. — 1789. Erstürmung der Bastille in Paris. — 1908. Die französischen Arbeiter unterlassen die Feier des Bastillesturmes aus Ekel ob der republikanischen Heuchelei. 15. — 1809. J. J. Proudhon geboren. 26. — 1909. In einer Massenversammlung beschließen die Pariser Straßenarbeiter die Sabotage: „Schlechte Arbeit gegen schlechte Bezahlung." — 1909. Antimilitaristische Revolte der Arbeiter von Barcelona, Madrid, Sabadello etc., gegen den spanisch-marokkanischen Raubkrieg. 27. — 1899. Paul Corcorran, Sekretär der „Westlichen Bergarbeitergewerkschaft" von Amerika, zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt. 28. — 1900. König Humbert von Italien von Bresci erschossen. — 1904. Plehwe durch eine Bombe getötet. 29. — 1908. Proklamation des 24stündigen Generalstreiks in Paris zur Sühne für die bourgeoise Totschießerei von einigen streikenden Arbeitern. 31. — 1849. Petöfi †. — 1908. Verhaftung der leitenden Köpfe der französischen Arbeiterkonföderation.

Datum und Tag	August
1. Montag 2. Dienstag 3. Mittwoch 4. Donnerstag 5. Freitag 6. Samstag 7. Sonntag 8. Montag 9. Dienstag 10. Mittwoch 11. Donnerstag 12. Freitag 13. Samstag 14. Sonntag 15. Montag 16. Dienstag 17. Mittwoch 18. Donnerstag 19. Freitag 20. Samstag 21. Sonntag 22. Montag 23. Dienstag 24. Mittwoch 25. Donnerstag 26. Freitag 27. Samstag 28. Sonntag 29. Montag 30. Dienstag 31. Mittwoch	3. — 1908. Eintägiger Generalstreik in Paris. 5. — 1908. Siegreiche Beendigung des Streiks von Dravail, Veranlassung zum Generalstreik vom 3. August. 7. — 1908. Als Protest gegen Clemenceau stellen die Elektriker für zwei Stunden die Arbeit ein. 8. — 1884. Der radikale Sozialist und Anarchist Stellmacher in Österreich gehenkt. — 1897. Michele Angiolillo tötet den spanischen Ministerpräsidenten Canovas del Castillo. Angiolillos letztes Wort vor der Garrotierung ist: „Germinal!" 12. — 1908. In Verbindung mit der aufgedeckten Verschwörung der südslavischen revol. Bewegung gegen Österreich-Ungarn werden 27 Personen verhaftet. 19. — 1908. Die französische Bourgeoispresse fordert die Regierung zur gewaltsamen Auflösung der revolutionären „Konföderation der Arbeit" auf. 21. — 1905. Riesige Textilarbeiter-Aussperrung in Krimmitschau; endet mit Niederlage der Arbeiter. — 1886. Spieß, Parsons, Engel, Fischer, Lingg werden in Chicago zum Tode verurteilt. 24. — 1889. Ausbruch des großen Londoner Dockarbeiterstreiks. 25. — 1900. Friedrich Nietzsche †. 26. — 1900. Dr. Ernst Schmidt in Chicago, Vorkämpfer des Anarchismus, †. 31. — 71 v. Ch. Spartakus, der Sklavenrebell †.

Datum und Tag	September
1. Donnerstag	
2. Freitag	2. – 1872. Marx und Engels sprengen die „Internationale Arbeiter-Assoziation“ auf ihrem Kongreß zu Haag durch Ausschluß von Bakunin und Guillaume.
3. Samstag	
4. Sonntag	4. – 1870. Proklamation der 3. französischen Republik.
5. Montag	
6. Dienstag	6. – 1901. Leon Czolgocz Attentat auf den amerikanischen Präsidenten Mac Kinley.
7. Mittwoch	
8. Donnerstag	
9. Freitag	
10. Samstag	
11. Sonntag	11. – 1905. Generalstreik in Warschau.
12. Montag	
13. Dienstag	
14. Mittwoch	
15. Donnerstag	15. — 1872. Erster antiautoritärer Kongreß der „Internationale“ in Saint-Imier.
16. Freitag	
17. Samstag	
18. Sonntag	18. – 1904. Siegreicher Generalstreik in 35 Städten Italiens.
19. Montag	19. – 1892. Alexander Berkmann wird in Pittsburg zu 21 Jahren Gefängnis verurteilt.
20. Dienstag	
21. Mittwoch	
22. Donnerstag	
23. Freitag	
24. Samstag	24. — 1893. Der Anarchist Paolino Pallas schleudert in Spanien eine Bombe gegen General Martinez Campos.
25. Sonntag	
26. Montag	
27. Dienstag	
28. Mittwoch	28. — 1864. Gründung der Internationalen Arbeiter-Assoziation in London. – 1907. Firmin Salvochea, Denker und Vorkämpfer des Anarchismus, zu Cadix †.
29. Donnerstag	
30. Freitag	30. — 1883. Versuch des Reinsdorfschen Niederwald-Attentats.

Datum und Tag	Oktober
1. Samstag	1. — 1908. Unruhen auf dem Balkan; ein europäischer Krieg droht.
2. Sonntag	
3. Montag	3. — 1896. William Morris †.
4. Dienstag	4. — 1908. Meuterei der Gefangenen im Zentralgefängnis von Nimes (Frankreich).
5. Mittwoch	5. — 1713. Diderot geboren. – 1908. Erste Sitzung des Marseiller Kongresses der Arbeiterkonföderation.
6. Donnerstag	
7. Freitag	
8. Samstag	
9. Sonntag	9. — 1893. Der Anarchist Paolino Pallas wird in Barcelona hingerichtet. — In Tiflis (Rußland) werden 50 Bomben in einer Kosakenkaserne aufgefunden. — 1837. Charles Fourier.
10. Montag	
11. Dienstag	
12. Mittwoch	
13. Donnerstag	13. — 1909. Francesco Ferrer, Begründer der spanischen „Modernen Schule“ und idealistischer Vorkämpfer des Anarchismus, wird in der Festung Montjuich von der Pfaffenregierung Spaniens unschuldig erschossen.
14. Freitag	14. — 1901. John Most zum zweiten Mal in Amerika zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt.
15. Samstag	
16. Sonntag	
17. Montag	17. — 1700. Saint Simon geboren.
18. Dienstag	18. — 1908. Große Arbeitslosigkeit in England.
19. Mittwoch	
20. Donnerstag	
21. Freitag	
22. Samstag	
23. Sonntag	23. — 1908. Das französische Parlament stimmt gegen die Arbeiterkonföderation.
24. Montag	
25. Dienstag	
26. Mittwoch	
27. Donnerstag	
28. Freitag	
29. Samstag	29. — 1901. Leon Czolgocz stirbt auf dem elektrischen Stuhl in Auburn.
30. Sonntag	
31. Montag	31. — 1905. Der Zar verspricht Vereins-, Preß- und Gewissensfreiheit.

Datum und Tag	November
1. Dienstag 2. Mittwoch 3. Donnerstag 4. Freitag 5. Samstag 6. Sonntag 7. Montag 8. Dienstag 9. Mittwoch 10. Donnerstag 11. Freitag 12. Samstag 13. Sonntag 14. Montag 15. Dienstag 16. Mittwoch 17. Donnerstag 18. Freitag 19. Samstag 20. Sonntag 21. Montag 22. Dienstag 23. Mittwoch 24. Donnerstag 25. Freitag 26. Samstag 27. Sonntag 28. Montag 29. Dienstag 30. Mittwoch	1. — 1907. Eine große wirtschaftliche Krise legt sich über ganz Amerika. — 1908. Die französischen Landarbeiter halten ihren jährlichen Kongreß in Beziers. 3. — 1908. Der revolutionäre Gewerkschaftskongreß von Parma wirft den italienischen Sozialdemokraten Verrat an ihren streikenden Brüdern vor. 11. — 1887. Gesetzliche Ermordung der Chicagoer Anarchisten Spieß, Parsons, Engel, Fischer. 13. — 1908. Große Demonstration der Arbeitslosen in London. 15. — 1905. Generalstreik in Petersburg.

Datum und Tag	Dezember
1. Donnerstag 2. Freitag 3. Samstag 4. Sonntag 5. Montag 6. Dienstag 7. Mittwoch 8. Donnerstag 9. Freitag 10. Samstag 11. Sonntag 12. Montag 13. Dienstag 14. Mittwoch 15. Donnerstag 16. Freitag 17. Samstag 18. Sonntag 19. Montag 20. Dienstag 21. Mittwoch 22. Donnerstag 23. Freitag 24. Samstag 25. Sonntag 26. Montag 27. Dienstag 28. Mittwoch 29. Donnerstag 30. Freitag 31. Samstag	1. — 1879. Attentat auf Alexander II. von Rußland durch Hartmann. 2. — 1859. John Brown in Amerika hingerichtet wegen des Harperaufstandes zugunsten der Sklavenbefreiung. 10. — 1907. Dreißig Arbeiter, die das Feuer der Gendarmerie von Raon-l'Etape gleicherweise beantworteten, werden zu Korrektionsgefängnis verurteilt. 12. — 1908. Siegreicher Generalstreik der Gasarbeiter von Bordeaux. — 1804. W. Lloyd Garrison, amerikanischer Vorkämpfer der Negerbefreiung und des ethischen Anarchismus, geboren. 15. — 1908. Emma Goldmann und Dr. Ben Reitmann werden in Bellingham (Washington) als Anarchisten verhaftet und per Bahn gewaltsam über die amerikanische Grenze nach Kanada gebracht. 23. — 1905. Barrikadenkämpfe in Moskau. 24. — 1907. Gustav Hervé wird zu einem Jahr Gefängnis und 3000 Francs Geldstrafe verurteilt. 30. — 1905. Der als Gouverneur gegen streikende Bergarbeiter unerhört grausam wütende Steunenberg von Idaho durch eine Bombe getötet.

An Freunde und Gefährten!

Das vorliegende „Jahrbuch der Freien Generation“ ist die Fortsetzung und vorläufige Entwicklungsetappe einer von mir im Jahre 1906 begonnenen, von London ausgehenden Herausgabe einer wissenschaftlichen, auf monatliche Publikation berechneten Revue der Weltanschauung des Anarchismus. Gleich anfangs stellten sich diesem Unternehmen große Schwierigkeiten entgegen: Unverständnis auf der einen, technische Unzulänglichkeiten auf der anderen Seite. So ist es kein Wunder, daß die Zeitschrift nur durch größte Opfer und Mühen gehalten werden und ziemlich regelmäßig erscheinen konnte. Die typographischen Widerwärtigkeiten hielten unausgesetzt an, und es war fast eine physische Erlösung, als im Spätherbst 1908 ein anderes theoretisch-wissenschaftliches Zeitschriftenunternehmen — jenes des „Sozialist“ — von einem Teil der deutschen anarchistischen Bewegung zu organisieren begonnen wurde. Dieser Umstand, wie auch eine zunehmende Propagandabürde veranlaßte mich, das Erscheinen der „Freien Generation“ als Monatsschrift einzustellen.

Mittlerweile habe ich mich davon überzeugt, daß trotz der Reichhaltigkeit unserer Bewegungs- und Aktionspresse ein literarisches Unternehmen von der Art der früheren „Freien Generation“ eine absolute Notwendigkeit für unsere deutschsprachige Bewegung des Anarchismus ist. Sämtliche unserer Blätter vertreten mehr oder minder nuanzierte Unterschiede in der taktischen oder theoretischen Auffassung unserer gemeinsamen Weltanschauung. Dadurch entsteht eine ziemliche Exklusivität der Stellungnahme eines jeden Blattes nach innen zu und die Unmöglichkeit, in so erschöpfender und allseitiger Weise den Gegenstand der Betrachtung darzustellen, allseitige Gegenstände und Themata überhaupt erörtern zu können, wie dies im Interesse des gemeinsamen Ideals geschehen sollte. Zudem sind unsere Blätter so erfüllt von den Streitnotwendigkeiten gegen die rechts wie links stehenden Feinde und halben Freunde, daß sie denjenigen objektiven Forschern, die eine gründliche Studie des Anarchismus zu liefern wünschen, in keiner Weise das Hauptsächliche, sondern weit mehr das Nebensächliche bieten. So kommt es, daß wir dickleibige und sehr teure Werke über den Anarchismus, wie jenes des Italieners Hector Zoccoli, entstehen sehen, die sich zusammensetzen aus einem Kompendium von wirr zusammengestoppelten, oftmals unbedeutendsten Zitaten und denen jede modern-synthetische Auffassung des Anarchismus abgeht; oder eine solche, die geistig, zeitlich wie theoretisch längst überwundenen Entwicklungsstadien des Anarchismus entnommen ist, natürlich diesen in ein ganz falsches Licht rückt, durch Vergangenes das Gegenwärtige zu zeichnen glaubt, also den heutigen Anarchismus entstellt.

Hier will dieses „Jahrbuch der Freien Generation“ Wandel schaffen. Es soll einerseits ein Spiegelbild und eine Sammlung, den gereiften literarischen Niederschlag aller Strömungen des Anarchismus und seiner Bewegung bilden, soll für diese ein förmlich chronologisches Geistesnachschlagewerk über die jeweilig modernsten anarchistischen Tendenzen auf allen Gebieten des Lebens sein. Aber es soll auch für den wissenschaftlichen Forscher aller Parteien das Handbuch des Anarchismus werden, aus dem in fortlaufenden Jahrgängen eine Enzyklopädie des dokumentarischen Wissens über den Anarchismus in seinen sich wandelnden und vermehrenden Geisteselementen und Tendenzen enthalten ist. Daß das Jahrbuch dieser vielversprechenden Aufgabe auch gerecht werden kann, dafür werden die zahlreichen Mitarbeiter an demselben Sorge tragen, die, obgleich sie im vorliegenden ersten Band noch nicht alle zu Worte kommen konnten, insgesamt die genossenschaftlichen Eigentümer des Unternehmens sind, dessen eventueller Reinertrag nach Übereinkunft nur der Publikation ihrer oder sonstiger dem gleichen Ideal dienender Werke zugute kommen darf. Während „Die Freie Generation“ als Monatsschrift gegenwärtig ziemlich überflüssig, wenn nicht unmöglich wäre, als Jahrbuch aber befriedigt sie ein allgemein vorhandenes Bedürfnis nach einem anarchistischen Kalendarium, wie einem Sammlungswerk, dessen Aufgabe darin besteht, alljährlich einen neuen Meilenstein des anarchistischen und sozialistischen Gedankens zu errichten.

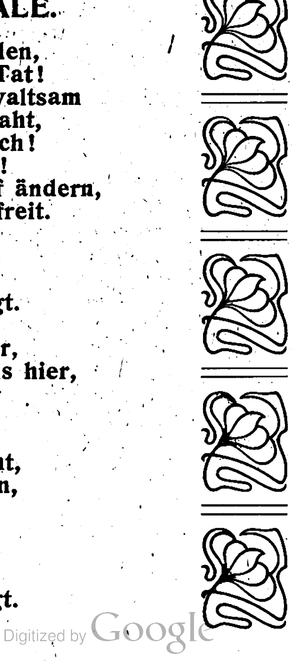
All den Freunden und Gefährten, die der „Freien Generation“ in neuer Form und Ausstattung treu zu bleiben versprachen und diesen ihren Willen bereits bekundet haben; all jenen, die ihre Neuerstehung und Neuerweckung angeregt und durch solidarische Hilfe praktisch bewirkt haben; all jenen, die mich durch das in mich gesetzte Vertrauen damit geehrt haben, mir die Fortführung der Schriftleitung der „Freien Generation“ zu übertragen und welch letztere im besten Sinne in den Dienst des anarchistischen Ideals stellen zu wollen mein heißestes Bemühen sein soll — all jenen entbiete ich meinen herzlichsten Dank für die Verwirklichungsmöglichkeit einer mir unsagbar teuren, weil wichtig erscheinenden Sache. Ich wünsche allen Mitwirkenden an dem „Jahrbuch“, daß es ihnen Freude bereite, die gleiche Freude und erhebende Begeisterung, die es hoffentlich bei all unseren Kameraden erwecken, die verständnisvolle Würdigung, der es hoffentlich auch in den Kreisen der ernsten Wissenschaft begegnen wird.

Im Züricher Gefängnis, Ende September, vor meiner Ausweisung aus der „freien“ Schweiz.

Pierre Ramus.



DIE INTERNATIONALE.



Erhebt euch, die verflucht auf Erden,
Des Hungers Sklaven, greift zur Tat!
Das Denken bricht sich Bahn gewaltsam
Und flammt empor — das Ende naht,
Versklavte Menge, auf! erhebt euch!
Räumt auf mit der Vergangenheit!
Die Welt muß sich von Grund auf ändern,
Wer heut' nichts gilt, lebt auf befreit.
Das ist des Kampfes Ende,
Vereint euch unentwegt!
Die Internationale
Der Menschheit Banner trägt.

Von oben kommt uns kein Erretter,
Kein Gott, kein Herrscher hilft uns hier,
Arbeiter, retten wir uns selber,
Und Aller Heil erkämpfen wir!
Damit die Diebe sich ergeben,
Der Geist aus dem Gefängnis zieht,
Laßt selber uns die Glut entfachen,
Das Eisen hämmern, da es glüht.
Das ist des Kampfes Ende,
Vereint euch unentwegt!
Die Internationale
Der Menschheit Banner trägt.



Mit Schlachtenrauch will man uns blenden,
Doch zwischen uns soll Frieden sein;
Den Dienst verweigert, ihr Soldaten!
Gewehre hoch! Durchbrecht die Reih'n!
Wenn d'rauf besteh'n die Kannibalen,
Daß mit den Waffen kämpfen wir,
Sie werden es alsbald erfahren
Für wen dann uns're Kugeln hier!
Das ist des Kampfes Ende,
Vereint euch unentwegt!
Die Internationale
Der Menschheit Banner trägt.

Der Minen und der Bahnen Kön'ge,
Verflucht in ihrem Heil'genschein!
Was taten sie denn jemals and'res
Als Ausbeuter der Arbeit sein?
In Banken und in sich'ren Kassen,
Was wir erschafft, verschlossen liegt,
Indem wir uns'ren Anteil fordern,
Doch nur das Recht des Volkes siegt.
Das ist des Kampfes Ende,
Vereint euch unentwegt!
Die Internationale
Der Menschheit Banner trägt.

Ihr Proletarier und ihr Bauern,
Der Arbeit großes Heer sind wir;
Nur der, wer schafft, hat Recht auf Erden,
Schmarotzer dulden wir nicht hier!
Wie viel von uns'rem Blut sie saugen
Die Geier und die Rabenschar!
Doch wenn sie eines Tag's verschwinden,
Strahlt uns die Sonne immerdar!
Das ist des Kampfes Ende,
Vereint euch unentwegt!
Die Internationale
Der Menschheit Banner trägt.

Eugen Pottier.

(Aus dem Französischen übersetzt von Lilly Nadler-Nuellens.)

NACHWORT.

Das vorstehende Lied ist eines der beliebtesten revolutionären Lieder der französischen Arbeiterklasse, ihrem Sinn und Gemüt angepaßt. Sein Verfasser ist der Musterzeichner und revolutionäre Sozialist Pottier, der 1816 zu Paris geboren und am 6. November 1887 dort starb. Pottier kämpfte 1848 auf den Barrikaden, und auch 1871 war er Mitglied der Pariser Kommune. Nach Niederwerfung derselben floh er nach Amerika und kehrte nach der Amnestie wieder nach Frankreich zurück. Die „Internationale" ist seinen „Chants revolutionnaires" entnommen, die 1884 in Paris erschienen. Wir bringen das Lied zur Veranschaulichung des Charakters des französischen rebellischen Proletariats; daß es in Frankreich so viel gesungen ist, macht es zu einem wichtigen Zeitdokument für die Zukunft dieses Landes.

(Anm. d. Red.)

Die sozialphilosophischen Tendenzen und Ziele des modernen Anarchismus.

Im Schoße unseres gesellschaftlichen Lebens gähren gebundene Kräfte, die, obwohl gefesselt, doch schon große Beweise ihrer zukünftigen Lebensbeharrlichkeit geliefert haben. Es sind neue Gedanken, stürmische Gesellen, die seit den letzten hundertundfünfzig Jahren nicht mehr zur Ruhe kommen können, noch wollen. Wir haben Revolutionen gehabt und jeweilig geglaubt, daß ihre Ausscheidungen und Sozialveränderungen den Bann gehoben haben, der auf dem gesellschaftlichen Leben lastete. Aber es war stets eine Täuschung. Die Gedanken kamen nicht zur Ruhe, die wieder eintretende Starrheit und niederdrückende Uniformität des sozialen Zustandes, die der Revolution entstiegen, vermochten es noch nicht, jenes erlösende Wort der Versöhnung und Beschwichtigung zu sprechen, das den Alpdruck des sozial tobenden Zwistes und Haders von der Menschheitsbrust gehoben hätte.

So hämmern die unbarmherzigen Machtfaktoren der Zerstörung unaufhörlich auf das Bestehende los. Es ist ein großer Geisteskampf, der nur in den Niederungen sich in notwendig brutalen Formen abspielt. Man täuschte sich, glaubte man, daß diese letzteren den Wesensinhalt dieses Kampfes bilden; sie sind nur seine Äußerlichkeiten, stehen nur in einem losen Verhältnis zu ihm, berühren die Kernfrage kaum.

Zwei Weltanschauungen sind es, die gegen einander aufgepflanzt sind. Die Gedanken des Gottglaubens in überirdischem, wie politischem Sinne, sie sind die Gehetzten und Gejagten. Der Glaube an Gott bildet eine abgeschlossene Weltanschauung, er ist ein Dogma. Aber in dem letzteren liegt eine außerordentliche Harmonie, denn von ihm ausströmend erzeugt diese Weltanschauung des seligen Glaubens die Gleichartigkeit des Gedankenbildes in allen irdischen Fragen. Die große Himmelskuppel über uns deckt ein Schema, ein Weltenrad, ein Unabänderliches und Unveränderbares. Solange dieser Glaube fest stand, konnte es keinen Zweifel in den Tiefen der Volksseele geben, dieselbe war auch wirklich konservativ, ebenso wie das Bürgertum des frühen Mittelalters und das produktive Gildenleben. Doch als die grauen Zweifel aufstiegen, als die ernsten Mahner aufkamen, da war es bald mit dieser Harmonie vorbei und aus den Flammen des Scheiterhaufens eines Giordano Bruno entstieg leuchtend ein neuer heiliger Geist der Allgöttlichkeit des Geringsten und Höchsten. Alles Höchste aber ist aus kritischer Perspektive betrachtet mit dem Einfachsten und Geringsten verwandt, und so war es kein armes Bibelwunder, daß aus dem Allgöttlichen im Geistesleben ringender Menschen schließlich das Entgöttlichte, das Gottlose im Universum ward.

Auf der Betrachtung des gottlosen Weltalls fußt die zweite Weltanschauung; diese ihre Betrachtung entfachte den Kampf

der letzten 150 Jahre, der noch lange nicht ausgetobt hat. Das Gottlose im Weltall ist die Herrschaftslosigkeit über die Naturkräfte, die Elemente des kosmischen Lebens und die Entstehung alles neuen Lebens und Vergehens. Nur wenn es einen Gott gibt, so folgert diese Logik, nur dann ist jede Herrschaft gerecht, weil gottgewollt. Allein die neuen Gedanken der Entgöttlichung hatten mit voltaireschem Hohn den Glauben an Gott und seine Allmacht zertrümmert; und die enzyklopädistische Gründlichkeit eines Diderot bot dem Atheismus Kraft und Saft. Wen darf es wundern, daß ein Bolingbroke inspiratorisch auf Edmund Burke wirkte und dieser mit ätzender Ironie den Atheismus in der Naturauffassung, den Atheismus gegenüber dem Werden und Gestalten des Weltganzen, in den Bereich des Gesellschaftslebens, des Menschheitsganzen übertrug?

Damit begann diejenige Gährung von neuen Schöpfungsgewalten, die noch lange nicht ausgegohren sind im praktischen Sinn; die aber in rein geistiger Anschauung den Atheismus erst wirklich vervollständigt und logisch vervollkommnet, die sich ein Weltbild der Zukunft geschaffen haben, das entweder geistig und psychisch widerlegt werden oder unzweifelhaft siegen muß.

Zwei große, durch ihre Tradition heilige Gedanken der Menschheit stehen heute nur mehr auf schwankem Piedestal: der metaphysische Gottgedanke und der sozialpolitische Autoritätsgedanke. Noch haben sie dem Ansturm von Revolten und Revolutionen Widerstand zu leisten vermocht. Doch eines ist unleugbar: was der jähe Anstoß wider Jahrtausende altehrwürdige Institutionen in einem Jahrhundert nicht vermochte, das ist der Geisteskraft des Kritizismus, der dröhnenden Verneinung durch die ethische Lebensauffassung des Geistes gelungen. Wir leben gegenwärtig in einer Zeit nicht des Umsturzes, sicher aber des Abbröckelns; des Abbröckelns von den alten, ewig unabänderlich geglaubten Einrichtungen im menschlichen Privatleben, wie in der Gesellschaft, des immer rascher vor sich gehenden Abbröckelns der alten Weltanschauung, Moral und Sittenlehren und damit der Welt, wie sie ist.

Es ist eine Gedankenpyramide, die vor unserem geistigen Auge entsteht, die wir kennen lernen müssen. Wenn es irgend eine Überwindung der ihr innewohnenden Dynamik gibt, ist sie nur in der klaren vorurteilslosen Erkenntnis gelegen. Es ist unsere Pflicht, sowohl uns selbst, wie unserer Mit- und Nachwelt gegenüber, den persönlichen Abstand zwischen uns und diesen neuen Gedanken zu prüfen, uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Wir dürfen keine passiven Zuschauer bei diesem Kampfe im Gesellschaftsinnern sein, wir müssen als denkende Menschen ihn zu würdigen wissen.

Betrachten wir aus diesem Grunde die Gedanken und die Geistesbewegung jener, die der Meinung sind, daß der logische Schlußstein des Atheismus nur der Anarchismus sein kann.

Die moderne anarchistische Bewegung ist vor allen Dingen schon deshalb einer eingehenden Beobachtung würdig, weil sie in ihren einzelnen Wesenselementen sämtliche Bestandteile der Weltanschauungen oder praktischen Bestrebungen aller Schulen oder Richtungen der sozialen Bewegung umfaßt, soweit sie nach einer Richtung sich einheitlich paaren: nämlich antistaatlich oder antiautoritär sind. Die Bewegung des Anarchismus ist somit alles andere eher als einheitlich oder eintönig, sie darf aber auch nicht verwechselt oder gar identifiziert werden mit der Weltanschauung des Anarchismus, die ohne Zweifel eine durchaus einheitliche, ja in gewisser Hinsicht sogar vollständig geschlossene und in ihren Einzelheiten sich förmlich kunstvoll-harmonisch zu einer tiefen und tiefgreifenden Synthese verschlingenden Allauffassung gestaltet, also Philosophie ist.

Verstehen wir darunter jede einheitliche Anschauung über die Höhendinge des menschlichen Lebens, wie auch die Wertung dieses selbst durch einen einheitlichen Gedankengang, so ist der Anarchismus durchaus Philosophie. Seine Perspektive der Zukunft entsteht aus der Beobachtung der Vergangenheit und Gegenwart des menschlichen Lebens. Ihm stellt sich das Grundproblem aller menschheitlichen Sozialformen so vor: Seit Jahrtausenden leben die Menschen in zivilisierten Gemeinschaften. Sie erzeugen gemeinsam, sie sind auf einander angewiesen, waren es stets und von jeher. Ihr Leben ist eine beständige Wechselbeziehung von entweder materieller oder idealer, öfters kollektiv-psychischer Art. Und dennoch, obwohl sie sowohl ihren individuellen, wie sozialen Haushalt oftmals verschieden und verändert einrichteten, ihre persönlichen Beziehungen zu einander umwandelten — dennoch ist ein unversöhnlicher Widerspruch geblieben. Es ist dies der unaufhörliche und unausgesetzte Kampf, den das Individuum wider die Gesellschaft und vice versa führt; ein Kampf, der nichts zu tun hat mit der naturwissenschaftlich wohlbegründeten Auffassung eines Darwin über den Kampf der Arten gegeneinander. Denn die Gesellschaft Europas besteht ja im Wesentlichen nicht aus Menschenarten; es sind in den Hauptstaaten geistig wie physisch durchaus gleichwertige Kulturvölker, die einander in nichts etwas nachzugeben brauchen. Dennoch tobt zwischen ihnen und in jedem Volke selbst wieder ein universal zu nennender Kampf, der von den Anarchisten deshalb unnatürlich genannt wird, weil er der Krieg innerhalb der gleichen Art ist, der hier entbrennt und in nimmer sein Ende findendem Schrecken das Edelste und Kulturförderndste der menschlichen Rasse vernichtet durch das Walten der Brutalität.

Stets haben die Weisesten und Gerechtesten über die Ursachen dieses unnatürlichen Menschheitskampfes nachgedacht. Und diesem Denken und Nachdenken haben wir den in die Tat umgesetzten Gedanken zu verdanken. Die Tat hat uns die grandiosesten Gewaltsveränderungen in der menschlichen Gesellschaft gebracht; mit wuchtiger Faust veränderte sie das

Leben der Gesellschaftsformen, und meistens waren es die breiten Volksmassen selbst, die die Tat der sozialen Veränderung vollbrachten, gewaltsam in das Leben des Ganzen und in die regierenden Machtsphären eingreifend. Was haben wir nicht schon alles gehabt? Vor allem die Monokratie, die Herrschaft des Einen, des Einzigen im exklusiven Sinn. Der Einzige aber vermag wohl allein zu gebieten, doch auch er ist Mensch und bedarf des Menschlichen. Aus seinen sexuellen Paarungen, aus seinen Gefühls- und Verwandtschaftsbeziehungen entstanden die Mitherrschenden, dann wieder diejenigen, denen es um das Mitherrschen zu tun war. Allmählich verwandelt sich jede Monokratie in eine Polykratie, diejenige staatliche Herrschaftsform, in der die Regierung von verschiedenen Personen oder Körperschaften versehen wird. Dieser Übergang wird nicht erreicht ohne einen großen Kompromiß. Die zur Herrschaft, zur Mitregierung gelangten Personen bedienten sich zur Erreichung ihrer Herrschaftszwecke der breiteren Volksmassen, denen das Versprechen des Teilhaftwerdens an allen Genüssen der Autoritätseroberung gegeben ward. Und so war es nur natürlich, daß die breiten Schichten nun nach Einlösung des gegebenen Versprechens riefen. Der Monokrat hatte einsehen gelernt, daß eine Erweiterung der Herrschaftsteilnahme das Prinzip der Autorität in keiner Weise schädlich berühre, für ihn selbst von besonderem Vorteil war, indem sie die Regierungsverantwortung scheinbar ihm abnahm und auf die als Mitherrschende administrativ verantwortlichen Elemente wälzte. Und dann kam die eine große Erkenntnis: daß alle diese Volksführer, die nur aus ureigenstem Egoismus der Gemeinheit nach Teilnahme an der Herrschaft schrien, besänftigt und still gemacht werden mußten. Sie waren diejenigen regen, Unruhe stiftenden Elemente, die das Volk hätten aufwiegeln können, sie mußten bestochen werden, wollte man die Blutzeugen der altrömischen Cäsarengeschichte bannen — und so entstanden die Parlamente, die Demokratien und bürgerlichen Republiken der Gegenwart, die nichts anderes sind als die völkische, ungeheuer vermehrte Beamten- und Bürokratenwirtschaft des ehemaligen offiziell-despotischen Regimes. Wir sind bei jener Verwandlungsform der Autorität angelangt, die man die synkratische Herrschaftsform nennen muß. Es ist dies jene Abart der oben gekennzeichneten Polykratie, die ihre Regierungsbetätigung der sogenannten allseitigen Majoritätszustimmung der Beherrschten verdankt, das Idealbild der Demokratie.

In all diesen Wandlungsformen der Autorität haben wir ein Moment beharrlich beobachten können: Das Prinzip der Autorität verbleibt, es vergrößert sich nur der Kreis der Teilnehmer, die aus der bestehenden Herrschafts- und Gewaltausübung Nutzen für sich schlagen. So darf es auch nicht Wunder nehmen, daß in keiner dieser Wandlungsformen des Staates das Problem des Kampfes des Individuums gegen die Gesellschaft und umgekehrt auch nur annähernd seine Lösung,

resp. Aufhebung findet. Allen diesen Herrschaftsformen ist eines gemein: sie herrschen; und damit ist ihnen auch gemein die Vergewaltigung des Individuums zu Gunsten der Herrschenden, wie auch die Revolte dieses Individuums gegen die bestehende Herrschaft. Es ist nie ein Zustand des Friedens, stets ein Zustand der inneren Zerwürfnisse, des Zwistes und Haders, dessen demokratische Ochlokratie, also die Pöbelherrschaft, historisch gewöhnlich abgelöst wird von der nackten, brutalen Militärdespotie des einzelnen Diktators.

In diesem wüsten Chaos eines gegenseitigen Kampfes und der Bekämpfung um die gesellschaftliche Macht, sieht der Anarchismus keinerlei Möglichkeiten, für die Erreichung der Konfliktlösung zwischen Individuum oder Minorität versus Gesellschaft oder richtiger Staatsmacht gegeben. Hier ist es nun, wo er sich als Wissenschaft historischer, wie naturgeschichtlicher Disziplin einerseits, als Philosophie, als neue Ethik und Weltanschauung andererseits betätigt. Entgegen der gebräuchlichen Voraussetznng von der positiven Induktivität des Gesellschaftsganzen und seiner Einrichtungen, tritt er an dieselben fast nur kritisch, also deduktiv heran. Indem er sich an die Tatsächlichkeiten der sozialen Erscheinungen hält, wahrt er aber die volle Wissenschaftlichkeit der Induktion. Aber sie wird unter seinem Geistesauge neuartig und umwertend; es entsteht eine Auflösung alles dessen, was man die maßgeblichen Gesellschaftseinrichtungen nennt. Der Anarchist ist hierin vornehmlich Zerstörer: er zerstört den Staat, das Monopoleigentum, die Gesetze, die es schützen, die Administranten dieser Gesetze, die Justizpfleger und -Verweser, er zerstört die militärische Gewalt, er zerstört die auf dem gegenseitigen persönlichen Monopolbesitz begründete Familienform sexueller Leibeigenschaft — kurz, er zerstört in gedanklich-intellektueller Weise jede institutionell feststehende Autorität im Gesellschaftsleben, wie jede irgendwie erdenkliche Grundlage einer solchen. Und dies immer von einem einheitlichen philosophischen Standpunkt aus: die Wahrung der Freiheit des Individuums ist ihm die Wahrung der gesellschaftlichen Freiheit; nicht umgekehrt. Aus dem seit Fourier so glänzend erkannten Triebleben der menschlichen Leidenschaften, ihrer Verschiedenartigkeiten, aus dem Zwange und der Verkrüppelung, denen sie bisher stets unterworfen waren in den autoritären Gesellschaften der Menschen, deduziert der Anarchist die Unmöglichkeit einer allseitig gerechten Herrschaft des Menschen über den Menschen, der Gesetze der Autorität über die Gesellschaft, da solche Vorschriften niemals die Wandlungsfähigkeit der menschlichen Passionen, Neigungen und Inklinationen berücksichtigen können; entnimmt dem Umstande, daß die Justiz, die Gefängnisse, die Henker, Richter, Wächter, Soldaten, Gendarmen, trotz ihrer gerade in den letzten Jahrzehnten ungeheuerlichen Vermehrung nicht im Stande sind, die soziale Ordnung vom Verbrechen, das durch diese selbst hervorgerufen wird, zu befreien, die Verwerflichkeit, weil Wert-

losigkeit all jener obgenannten Institutionen, die überdies noch ihre Würdenträger in rein menschlicher Beziehung verderben und korrumpieren.

Die Weltanschauung des Anarchismus ist ein einheitliches Gedankengefüge. Sie beurteilt und wertet sämtliche Lebensfragen vom Standpunkt der Autoritätslosigkeit aus, ihre Ausgangspunkte sind immer die soziale Freiheit der Individuen, und von dieser aus bauend sammelt sie das Material für ihre Ziele und deren Verwirklichung. Es ist klar, daß, wenn die Herrschaft in all ihren Formen wertlos, schlecht und verderblich sowohl für die Beherrschten wie die Herrschenden ist, nur die Herrschaftslosigkeit — An-Archie bedeutet: Ohne Herrschaft — im sozialen Leben uns die Versöhnung zwischen den widerstreitenden Interessen des Individuums und jenen der Gesellschaft zu bringen vermag. Der Anarchismus ist die Synthese des Freiheitsbegriffes, die diesem zum ersten Mal eine logische Grundlage verleiht: die freie, staatslose und auf unabhängiger Initiative sich aufbauende Vereinigung der einzelnen Individuen und Gesellschaftsgruppen zu gemeinsam erstrebten Zwecken — sie allein bildet die Aufhebung des gewaltig tobenden Menschheitskonfliktes, gründet das gesellschaftliche Interesse auf den freien und befreiten Sozialtrieben der menschlichen Individualität.

Die Weltanschauung des Anarchismus ist das Idealstreben einer auf den menschlichen Verschiedenheiten begründeten Menschheitsharmonie.

Die Anfänge des Anarchismus als Weltanschauung beschäftigen sich vornehmlich mit dem Individuum, seinen Ansprüchen an die Gesellschaft, seinen Rechten, seinen ethischen und moralischen Inklinationen und mit dem inneren Menschen überhaupt. Doch es war undenkbar, daß der Anarchismus so bleiben konnte. Während er diese eine Anschauungsphase seiner Grundsätze in keiner Weise hintansetzte oder aufgab, führte ihn gerade die Untersuchung aller Eigenschaften des Individuums und der Bedürfnistendenzen desselben auf das Gebiet sozialen Lebens. Hier mußte er naturgemäß auf diejenige soziale Strömung treffen, die ja eigentlich nichts anderes ist als sein ökonomischer Ausdruck: der Anarchismus erstrebt die Abschaffung der politischen Herrschaft, der Sozialismus im allgemeinen jene der ökonomischen Herrschaft, die sich auf diesem Felde in Form des Monopolbesitzes der Produktionsmitteln darbietet.

Bemerkenswert ist, daß diese intime Vereinigung von Anarchismus und Sozialismus gleich von Anfang an sich in einem der größten Denker der anarchistischen Weltanschauung in ganz eigenartiger Weise kundgab. Wie oben ausgeführt, so untersuchte im Jahre 1791 als Erster William Godwin dasjenige, was er die «Prinzipien der politischen Gerechtigkeit» nannte. Der Anfang seines Werkes ist rein politisch und ethisierend; doch im Jahre 1793, als das Werk seinen Abschluß erreichte und logischerweise an Hand der inneren Geistesentwicklung,

die er, seiner eigenen Aussage gemäß, im Laufe der Arbeit durchmachte, im Jahre 1793 enthielt das Werk in seinen großen Schlußkapiteln die eingehendsten Untersuchungen über die sozialen Eigentumsprinzipien, die ihn schließlich beim Kommunismus landen ließen. So war der nach Burke erste Theoretiker des Anarchismus gleichzeitig der Begründer derjenigen Richtung, die heute in der anarchistischen Bewegung die ausschlaggebende ist, jene des kommunistischen Anarchismus.

Immerhin existieren auch noch die übrigen Richtungen, aber in verschwindend kleinem Maße. In der Person Benjamin R. Tuckers hat sich der individualistische Anarchismus noch erhalten. Er besitzt nur ein einziges Organ und dies ist die von Tucker redigierte, kaum sechs Mal im Jahre erscheinende «Liberty» in New-York; vielleicht wäre in gewissem Sinne auch noch der französische «Libertaire» beizuzählen, was aber nicht mehr absolut korrekt ist, da dieses gediegene Blatt vornehmlich auf künstlerischem Gebiet eine individualistische Note anschlägt. Nun muß von vornherein bemerkt werden, daß die Ideen Josuah Warrens, Stephan Pearl Andrews, Proudhons, ja selbst Stirners, wie sie in ihrer Gesamtfülle das Theorem Tuckers ergeben, in keiner Weise etwas mit dem gemein haben, was die Sozialdemokratie ihnen in ihren diversen Pamphleten gegen den Anarchismus vorwirft. Auch der individualistische Anarchismus ist vollkommen sozial gemeint und berührt sich in letzter Instanz mit dem anarchistischen Kommunismus, verläuft in diesen. Tuckers Ideen heben, in Kürze ausgedrückt, den Gegensatz zwischen Monopolbesitz und privatem Eigentum derart schroff hervor, daß sie unter dem letzteren den privaten Besitz des Individuums verstehen. Zwischen Besitz und Eigentum hat schon Proudhon eine dicke Unterscheidungslinie gezogen, die auch von den kommunistischen Anarchisten vollkommen anerkannt wird, da der private Besitz von Gebrauchsgegenständen selbst im blühendsten Kommunismus schon wegen der Ergiebigkeit und Reichhaltigkeit der Produktion eine Selbstverständlichkeit ist. Schließlich wollen die individualistischen Anarchisten noch die kooperative Eignung und Produktion auf durchaus voluntaristischer Basis. Als materiell-rechtliche Bindungslinien gelten ihnen der freie Vertrag und eine auf freier, also zinsloser Kreditverausgabung fußende Tauschbank, abermals ein Projekt, das sich, falls realisiert, leicht von selbst überflüssig machen würde, weil es schließlich direkt in den Kommunismus geleitet.

Man kann nicht umhin, in diesem ganzen System, wie in seinen Teilbeständen, große Entlehnungen von dem wahrzunehmen, was eigentlich erst der vollgültige Ausdruck dieses individualistischen Anarchismus genannt werden müßte: nämlich der kollektivistische Anarchismus, der uns mit einem Sprunge in den ganzen Bereich des Sozialismus trägt. Auch diese ökonomische Wesensform des Anarchismus ist heute fast vollständig überwunden. Sie hat sich noch einigermaßen in Spanien durch

die Schriften Ricardo Mellas erhalten, doch auch dorten wird sie schon fast vollständig vom kommunistischen Anarchismus verdrängt. Der kollektivistische Anarchismus steht auf dem Standpunkt der Arbeitsentlohnung nach den Fähigkeiten und Leistungen des Produzenten. Als soziales Eigentumsprinzip gilt ihm die kollektive Eignung durch einzelne besondere Gruppen als das Gerechteste. Auf produktivem Gebiete bedeutet dies die Eignung der diversen Produktionsmittel durch ihre besonderen Fachgruppen in solcher Weise, daß das Eigentum der einen Fachgruppierung als kollektives Privateigentum gegenüber der anderen gelten würde; die sozialen Beziehungen würden sich durch die soziale Notwendigkeit des Zusammenhaltens für alle Gruppierungen ergeben, durch eine allgemeine Tauschbank geregelt werden. Dieser kollektivistische Anarchismus hat neuerdings wohl keine theoretische, dafür aber eine desto praktischere Umgestaltung gefunden durch die französisch-italienische Gewerkschaftsbewegung (Syndikalismus), die ihre theoretischen Grundsätze dem kollektivistischen Anarchismus entlehnt, ohne aber sich in irgend welcher Gegnerschaft zum kommunistischen Anarchismus zu befinden.

Dieser letztere, der kommunistische Anarchismus, ist die heute stärkste Richtung des modernen Anarchismus. Er wird international fast von der gesamten Presse des Anarchismus, rund 200 Blättern in allen lebenden, ja sogar toten Sprachen, vertreten. Seine Prinzipien haben vielleicht aus diesem Grunde einen solch beispiellosen Siegeslauf unter den Anarchisten selbst zu verzeichnen gehabt, weil sie in der Tat die wesentlichen Bestandteile der beiden vorgenannten ökonomischen Systeme in sich aufnehmen, anderseits die freie Individualität nicht nur nicht behindern, vielmehr in ihrer Initiativkraft ökonomisch ermöglichen und materiell anspornen. Der kommunistische Anarchismus geht von dem Grundsatze der sozialen Gleichheit aus, sowohl auf gesellschaftlichem, wie ökonomischem Gebiet. Dadurch aber, daß er keinerlei Lohnsystem anerkennt, das freie Genußrecht aller Menschen auf die gemeinsamen Güter der Gesellschaft proklamiert, beugt er einer von oben diktierten gewaltsamen Gleichmacherei ebenso wirkungsvoll vor, wie einer nur abermals zu inneren Kämpfen führenden, durch künstliche Normbestimmungen erzeugten ökonomischen Ungleichheit. Der kommunistische Anarchismus überläßt die Einrichtung ihres ökonomischen Konsumlebens den Bedürfnissen der einzelnen Individuen, die, wie er annimmt, in einer Umgebungswelt des Überflusses, wie der vollständigen sozialen Freiheit, nur rein menschliche und natürliche sein können. Besonders interessant ist aber seine Auffassung über die gesellschaftlichen Eigentumsprinzipien. Gerade sein freies Konsumrecht führt es mit sich, daß eine einzelne Gruppe unmöglich ihre respektiven Produktionsmittel für sich eignen kann. Während der kommunistische Anarchismus nur das freie Konsum- somit auch Besitzrecht verkündet, negiert er das Eigentum überhaupt gerade durch

sein Hauptprinzip, laut welchem die ganze Gesellschaft die Güter, vornehmlich die Erde usw. eignet. Denn das Eigentum ist nur denkbar in irgendwo und wie geschlossener Willkürmacht; so lange dies der Fall, existiert es in entweder privater oder kollektiver Form. Das Prinzip des anarchistischen Kommunismus jedoch ist die radikalste Vernichtung des Eigentums als gesellschaftlich-ökonomische Kategorie, da die «Gesellschaft» irgend eines Landes und besonders unter staatslosen Verhältnissen eine solch fluktuierende, beständig auch intern wechselnde Neuorganisierung bilden wird, daß man von einem bestimmten Eigentumsprinzip schon deshalb nicht würde sprechen können, weil sich die Eigentümer nicht feststellen ließen.

Der kommunistische Anarchismus verneint somit jedes bestimmte Eigentumsprinzip. Er erkennt die freie Produktionsmöglichkeit, den freien Zutritt zu den und beliebigen Nutzgebrauch der Produktionsmittel an, ohne sie jedoch irgend einer Gruppe eigentümlich anheimzustellen. Der kommunistische Anarchismus ist ein gesellschaftlicher Zustand, in dem die Produktionsmittel keinem Individuum und keiner bestimmten Vereinigung gehören, in der aber der freie Gebrauch des Bodens, der Werkzeuge Allen gewährleistet wird durch gegenseitige Vereinbarung, freie Verständigung und soziales Bedürfnis. Indem der Eigentumstitel vollkommen erlischt, werden alle Besitzende der durch freie gemeinsame Produktion geschaffenen und reproduzierten Güter, der kommunistische Anarchismus verspricht dadurch den Wohlstand für Alle zu sichern.

So abweichend alle diese drei Haupttendenzen des Anarchismus sein mögen, so legt doch der Umstand für die Einheitlichkeit der anarchistischen Philosophie ein glänzendes Zeugnis ab, daß, wie immer die Anarchisten in ökonomischen Fragen von einander auch dissentieren mögen, sie in der Kardinalfrage — An-Archie — dennoch vollständig einmütig sind. Alles, was die Weltanschauung des Anarchismus in ethischen, in spekulativ-rechtlichen Fragen anbelangt, findet Tucker Hand in Hand mit dem edelsten Denker des modernen kommunistischen Anarchismus, dem Gelehrten Peter Krapotkin. Längst haben die früher wüst tobenden Kämpfe zwischen den verschiedenen ökonomischen Schulen des Anarchismus aufgehört und sind dieselben solidarisch verbunden im gemeinsamen Kampfe gegen das Staatentum und dessen Prinzip an und für sich. Nach der Aufhebung des Staates, folgern sie, findet die ökonomische Frage der freien Gesellschaft durch die Methoden des Experiments und der Zweckmäßigkeit ihre praktische Lösung; und zwar, da alle drei Schulen die Verwerfung jedes auf staatlich garantierten Monopolbesitz begründeten Lohnsystems gemeinsam haben, sehr leicht. Diese Anschauung hat so allgemein um sich gegriffen, daß die kommunistischen Anarchisten meistenteils der Ansicht zuneigen, daß in der zukünftigen kommunistischen Anarchie auch die Systeme des individualistischen und kollektivistischen Anarchismus ihren Spielraum der Erprobung haben

werden und erst durch den Beweis des praktischen Experimentes und der unzweideutigen Tatsächlichkeit seiner Überlegenheit der Kommunismus als ökonomisch universales Prinzip in der Anarchie sich durchringen würde.

Als eine Weltanschauung, deren höchstes Grundprinzip die freie Individualität des Einzelnen im sozialen Verbande ist, verzichtet der Anarchismus darauf, die Masse in ihrem ungeklärten Geisteszustand mit sich fortzureißen. Sein Streben geht im Gegenteil darauf aus, die geistig reifsten und psychisch empfänglichsten Menschen aller Klassen zu ihrem Selbstbewußtsein und der Erkenntnis der Würdelosigkeit jeder Herrschaft des Menschen über den Menschen aufzurütteln; es sind solche geläuterte Individuen, sich innerlich neugestaltende und geistig ihre Umgebungswelt total neuwertende Persönlichkeiten, aus deren Stärke, individuelle Initiative er sich seine Gruppen, Vereinigungen, kurz Massenminoritäten bildet. Daß eine solche Propaganda- und Organisationsform sich von jener einer politischen Partei wesentlich unterscheidet, ist leicht ersichtlich. Eine jede politische Partei muß praktische Demagogie betreiben; dem Anarchismus, als unversöhnliches, integrales Freiheitsprinzip, ist jede Demagogie fremd, und ein Blick in die von seinem Ideal inspirierten Blätter und Zeitschriften weist eine so gründliche, meist esoterische Würdigung aller Gesellschaftsprobleme auf, daß man sofort erkennt, daß es hier entweder gilt, sich mit allen Punkten dieser Weltanschauung bekannt zu machen oder ihr ewig ein Fremder zu bleiben. Der Anarchismus hat eben keine Partei, er ist eine G e i s t e s b e w e g u n g in all ihren mannigfaltigen Kampfesmanifestationen.

In keinem Teile theoretischer Propaganda zeigt sich dies mit gleicher Klarheit, wie bei dem der Behandlung des gesetzlich anerkannten, monogamen Geschlechtsverkehres und der Frauenfrage schlechthin. Selbst die radikalen Parteien scheuen vor einer gründlich-unerschrockenen Fragestellung dieser vitalsten Probleme zurück, weil deren Ergründung und Beantwortung zu Anschauungen führt, die in ihrer Totalität dem widersprechen, was heutzutage von der öffentlichen Meinung als rechtlich und sittlich anerkannt und von ihren behördlichen Funktionären geduldet wird. Es ist bekannt, daß Bebels Fürsprache für die freie Ehe im sozialdemokratischen Zukunftsstaat eine rein persönliche Meinung ist, die von der sozialdemokratischen Partei auf das subjektivste abgelehnt und sogar oftmals bekämpft wird. Ganz anders der Anarchismus, der mit dem Aussprechen seines Strebenszieles schon so viel des Neuschöpferischen und des Altvernichtenden ausdrückt, daß er wahrlich nicht davor zurückzuschrecken hat, auch in den Sexualfragen der Gegenwart einen extremen, aber vollständig konsequenten Standpunkt zu vertreten.

Für den Anarchismus ist die Moral nicht eine schablonisierte und von diversen Sittengesetzen umspannte Angelegenheit oder einheitliche menschliche Eigenschaft. Er bekämpft eine

nach allgemein gültigen und zwingenden Grundgesetzen vor sich gehende moralische Befolgung der gesellschaftlichen Sittengebote. Er ist wohl der Meinung, daß in einem jeden sozialen Gemeinwesen sich ganz allgemein angenommene Begriffe des moralischen Verkehrs aus den geistigen und geselligen Beziehungen der Gemeindemitglieder ergeben werden, die gewissermaßen die soziale Moralsphäre bilden. Doch auch sie können und dürfen nicht zwingend gemacht werden, unbedingt nicht in ihren äußerlichen Formen oder Riten. Für den Anarchismus ist, auch rein anthropologisch gedacht, die Monogamie nicht die einzig zulässige Geschlechtsbeziehung. In der auf mehr oder minder patriarchalischen Blutsbeziehungen gegründeten Familienorganisation erblickt er den Grundstein der gesellschaftlichen Autorität, den Staat. Erst bestand das Monopolrecht auf den Körper des Weibes, ehe die die Gentilbande sprengenden Institutionen des Privateigentums an Dingen und die dieses schützende Autoritätsprinzip der weltlichen Gewalt errichtet wurden. Das der erzwungenen monogamen Familienorganisation entfließende Prinzip wahrer und echter Erbfolge, erst dies ließ all die übrigen Institutionen des Gesellschaftslebens erstehen, die der Anarchismus bekämpft.

An die Stelle der heutigen Zwangsfamilie setzt der Anarchismus eine höhere Auffassung des primitiven Mutterrechtes. Nach ihm sind Mann und Weib gleich frei, und es verschwindet vollständig die doppelte Moral für beide, die heute gang und gäbe; da in der Anarchie der materielle Besitz seinen gesellschaftlich auszeichnenden Wert einbüßt, wird es nur die Auslese nach dem Prinzip echtester Liebesattraktion sein, das beide Geschlechter einander zuführt. Die Form des geschlechtlichen Verkehres wird den mannigfaltigsten Verschiedenheiten unterworfen sein. Während die bedeutendsten Theoretiker dieser Teilfrage der anarchistischen Weltanschauung, wie der hochbetagte Amerikaner Moses Harman oder der Engländer Edward Carpenter teils, wie ersterer, der Meinung sind, daß die Monogamie nicht die der natürlichen Liebesempfindung der Menschen entspringende Geschlechtspaarung sei, sondern diese der Variation bedürfe, sind andere, wie letzterer der Ansicht, daß gerade in vollster Freiheit die Monogamie zur höchsten Blüte gelangen würde, da sie dann die idealste Auslese der am gediegensten zu einander passenden Individuen darstelle. Wie immer aber darüber die Meinungen und Zukunftsperspektiven auseinandergehen mögen, so stimmen doch sämtliche anarchistische Theoretiker der Frauenfrage auf sexuellem Gebiet darin überein, daß keine einzige Geschlechtsverkehrsform eine gesellschaftlich gültige Norm sein dürfe, die intimen Beziehungen zwischen Mann und Weib den beiden betreffenden Individuen ganz nach dem Grade ihrer Auslebungsbedürfnisse und gegenseitigen Verständigung überlassen bleiben müssen.

Der Anarchismus proklamiert auf sexuellem Gebiete die absoluteste Freiheit des Individuums, verwirft jede von außen bestimmte

Regelung des Geschlechtsverhältnisses und erklärt als einzig maßgebliches Prinzip, das auch als Regulativmittel dienen wird, die gegenseitige Liebe in ihren mannigfachen gesunden Manifestationen. Da der Anarchismus gegen jede dogmatische Gewaltsorganisation sich wendet und die Kirche aller Konfessionen, wie den Staat, verwirft, bietet er als Vereinigungsnexus für die beiden Geschlechter bloß deren freie Zustimmung zu ihrem Geschlechtsbündnis, das mit dem Aufhören dieser gegenseitigen Zustimmung ein Ende haben soll.

Diese Sexualanschauung geht in fast allen Ländern Hand in Hand mit ökonomischen und politisch-sozialen Betrachtungen. Eine spezialisierte Form der propagandistischen Betätigung hat sie nur in Frankreich durch Paul Robin und dessen freilich mehr neomalthusianischen Bestrebungen gefunden, dann aber ganz ausdrücklich in der jugendlichen Madelaine Vernet, in ihren Schriften; in Amerika besitzt sie einen Veteranen in dem bereits genannten Moses Harman, eine fähige Propagandistin in seiner Tochter Lilly, ein vorzügliches Geistesorgan in der großen Monatsrevue dieser beiden, der «American Journal of Eugenics», die einen außerordentlich illustren Mitarbeiterstaff gesammelt hat. Diese Bewegung ist sehr bedeutend, hat sich besonders in den Perioden staatlicher Verfolgung als außerordentlich widerstandsfähig erwiesen und besitzt — etwas Seltenes! — eine selbst von namhaften wissenschaftlichen Denkern zugesprochene Bedeutung.

Es fragt sich nun, welche positiven, praktischen, auch das Gegenwartsleben umfassenden und beeinflussenden Bestrebungen der Anarchismus hat. In den Rahmen einer solchen Betrachtung fallen auch jene anderen Fragen: Wodurch unterscheidet sich der Anarchismus von der marxistischen Sozialdemokratie, und was ist beiden gemeinsam?

Wäre der Anarchismus nur eine Utopie eines zukünftigen Sozialzustandes, dann könnte er keine Weltanschauung sein. Eine Philosophie ist eine menschliche Geistesauffassung nur dann, wenn sie das Alltagsleben des Menschen zu beeinflussen im Stande ist, in seine Lebensgewohnheiten eingreifen kann, kurz all das, was das Wort Leben umfaßt, nach ihren Gedanken und Bestrebungen umgestaltet. Es folgt hieraus, daß der moderne Anarchismus, der eine Weltanschauung zu sein vorgibt, jenen Umwälzungsprozeß der sozialen Revolution, den er anstrebt, nicht erst als Anfang seiner praktischen Tätigkeit erkennen kann, sondern diesen Zeitpunkt der sozialen Rekonstruktion durch eine den gewöhnlichen Entwicklungsprozeß beschleunigende Aktivität näher rücken, also schon heute umgestaltend, verändernd in die bestehenden Lebensformen eingreifen muß, da er nur von einer allmählichen Selbstbehauptungskraft seiner neuen, seinem Ideale entsprechenden sozialen Lebensgestaltungen einen endlichen vollständigen Umschwung der Dinge erwarten kann.

Man sieht somit — und wird es noch mehr sehen — daß der Anarchismus in jeder Hinsicht auch evolutionär ist, Neubildung der Verhältnisse nach höheren Gesichtspunkten (und dies ist ja eigentlich der Wesensbegriff des Wortes Reform) keineswegs verwirft, und man wäre vielleicht geneigt, ihn in diesem reformativen Streben der Sozialdemokratie gleich zu setzen — was allerdings total falsch gehandelt und gedacht wäre.

Wenn wir die historische Evolution der Sozialdemokratie mit jener des Anarchismus vergleichen, ergibt sich uns als Endresultat der Gegenwart das folgende: Um überhaupt Anarchist sein zu können, muß jeder Anarchist zugleich Sozialist sein, welcher ökonomischen Richtung oder Wirtschaftsform im Sozialismus er sich anschließt, ist hier ganz nebensächlich; um aber Sozialdemokrat zu sein, dazu bedarf es nicht nur nicht der Vorbedingung des Anarchismus, sondern dieselbe ist vollkommen ausgeschlossen. Der Sozialdemokrat ist ein Sozialist, der als die politische Form seines ökonomischen Gemeinsamkeitszustandes das Herrschaftsprinzip der Majorität, der Demokratie vorsieht; der Anarchist ist ein Sozialist, dessen gesellschaftlicher Gemeinschaftszustand keinerlei politische Staatsorganisation anerkennt, vollständig auf freier sozialer Vereinbarung basiert.

Dieser eine gewaltige Unterschied muß deutlich im Auge behalten werden, ihm entspringen alle übrigen.

Der Anarchist ist mit allen Herrschaftsformen fertig, er verwirft alle ihre Formveränderungen, er verwirft ihr Prinzip der Autorität. Nicht so der Sozialdemokrat. Er erkennt prinzipiell die politische Autorität als Grundlage des Gesellschaftsganzen an, will sie nur noch mehr sozialisieren, als es bisher geschah, und dieses wird erreicht durch die Demokratisierung der Staatsverfassung. So kommt es, daß die Sozialdemokratie sowohl in ihren repräsentativen Elementen wie Bestrebungen eigentlich nichts anderes ist, als die extremste Ausläuferin der demokratischen Bourgeoisie. Daß sie überhaupt den Sozialismus ebenfalls mit in Kauf nimmt, ist weniger dem Umstand soziologischer Überzeugung geschuldet, denn der praktischen Notwendigkeit, diejenige Klasse des gesellschaftlichen Lebens zu gewinnen, die den überschüssigen Intellektuellen der bestehenden Gesellschaftsordnung, die, falls mit einigem Stürmertalent begabt, sich naturgemäß der Sozialdemokratie anschließen, allein zu jener politischen Machtstelle verhelfen kann, die die Intellektuellen sonst nimmer in der Gegenwart erklimmen könnten, eben in Folge des Konkurrenzkampfes, der unter ihnen wütet. Diese ihnen allein zur Herrschaft und sozial einträglichen Position verhelfende Klasse ist jene des industriellen Proletariats. Ihretwegen mußte diese aus Sprößlingen der Groß- und Kleinbourgeoisie bestehende Gesellschaftskategorie der extremsten Demokratie Stücke und Teile des Sozialismus aufnehmen, da sie sonst niemals die hinter der Demokratie Brot vermutenden Massen gewonnen hätte. Massen, die unbedingt nötig sind, und die man durch rein politische Schlager nicht mehr heranlocken kann; die

Achtundvierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts haben eine Lehre denn doch hinterlassen, und für nationale oder religiöse Fragen sind die unteren Massen nicht so zugänglich wie den sozialen, die von der Sozialdemokratie jedoch nur gebraucht werden zwecks Verbrämung ihrer rein demokratischen Herrschaftsziele und Zwecke.

So ist auch ihre praktische Betätigung eine die Grundpfeiler des bestehenden Systems nicht antastende. In allem erkennt sie die Notwendigkeit der Wahrung des Herrschaftsprinzips an. Ihre Reformen sind somit nicht die tatsächlichen Umgestaltungen des Individual- und Kollektivlebens durch dieses selbst, sondern sie schmiegen sich den Bedürfnissen des bestehenden Systems wohlweislich an und versuchen bloß, durch die Steigerung der Elastizität bestehender Verhältnisse den Massen sich als förderlich für ihr Gedeihen anzubieten.

Dadurch büßt unser öffentliches Leben der Politik und staatspolitischen Geistestätigkeit denjenigen treibenden Faktor ein, den es immer besitzen müßte. Es fällt dem Anarchismus natürlich nicht ein, behaupten zu wollen, daß eine Erleichterung der Lebensverhältnisse für die bedrückten Massen an sich verwerflich sei. Nur hält er der Sozialdemokratie das Moment vor, daß alle durch das Parlament zu erzielenden etwaigen Verbesserungen und Reformen Sozialveränderungen des bürgerlichen Systems sind, die dessen Grundlagen nicht antasten, im Gegenteil verstärken und somit Sache der radikalen bürgerlichen Parteien wären. Indem nun die Sozialdemokratie sich für rein bürgerliche Ziele einsetzt, verdrängt sie auch das kleinste Stückchen Sozialismus aus ihrem praktischen Programm, und es ereignen sich zwei bemerkenswerte Dinge: auf der einen Seite hört die Sozialdemokratie auf, sozialistisch zu sein und wird nur kleinbürgerlich-demokratisch, auf der anderen Seite hört auch das radikale Kleinbürgertum auf, als politische Partei zu wirken. Es verschmilzt entweder immer mehr mit der Sozialdemokratie, oder es schläft an seiner eigenen Tatenlosigkeit ein. Nun glaube man aber nicht, daß damit, mit diesem Entwicklungsprozeß, eine Evolution rationellen Fortschrittes anhebt; weit gefehlt! Hier ist eben der große Trugschluß der Sozialdemokratie, hier stoßen wir auf die Ursache der Stagnation des öffentlichen Lebens und der Sozialpolitik im besonderen: Indem die Sozialdemokratie den Arbeitern die für sie wahre Erkenntnis des Sozialismus und seiner Ziele vorenthält, wird sie zum Sammelsurium einer einzigen großen Oppositionspartei. Während sie als revolutionäre, prinzipientreue Partei auf das radikale Bürgertum so eingewirkt hätte, daß dieses, aus purem Selbsterhaltungstriebe, tatsächlich mit beschleunigter Willenskraft den sozialen Fortschritt verbürgt, weil immer weiter getrieben und, gehetzt vom roten Gespenst, gewährleistet hätte, ist dem nun nicht so; hingegen ist die Sozialdemokratie wieder ihrerseits keineswegs fähig, praktische, sozialpolitische Erfolge aufzuweisen, weil die herrschenden Kreise sich ihr gegenüber natürlich sehr ablehnend verhalten; aus gänz-

lich unbegründetem Mißtrauen gegenüber der Konservativfähigkeit der Sozialdemokratie heraus, denn die Sozialdemokratie wirkt im Gegenteil außerordentlich konservierend. Im übrigen ist sie mit ihrer ganzen parlamentarischen «Macht» vollständig machtlos, denn Wählermassen erzwingen der staatlichen Autorität nichts. So ist das Fazit des politischen Gebahrens der Sozialdemokratie folgendes: totale Erstickung jeder Reformmöglichkeit im Rahmen des bestehenden Systems; Machtlosmachen des Proletariats durch das Vertrauen auf den bürgerlichen Parlamentarismus, dabei aber tatsächliche Verdrängung der bürgerlich-parteipolitischen Möglichkeiten zwecks parlamentarischer Reformaktion; Beseitigung des sozialistischen Ideals aus den Massen, das auch als Ansporn auf die radikale Bourgeoisie dienen müßte und würde und — last but not least — Verbourgeoisierung der politischen Führer der Sozialdemokratie. So kommt es, daß wir seit zwanzig Jahren in Deutschland keinerlei große Reformumwälzungen haben; alle die geringfügigen Verbesserungen, die die Arbeiter besitzen, haben sie sich durch ihre Gewerkschaften «erkämpft», nicht durch die Sozialdemokratie, die politisch ebenso impotent ist, wie das Bürgertum.

Aus all diesen Darlegungen wird man zur Genüge die Trennungspunkte zwischen Sozialdemokratie und Anarchismus in Theorie und Praxis erkennen. Gemeinsam ist diesen beiden Bewegungen eigentlich nur die Kritik des bestehenden Systems, sonst in positiven Bestrebungen nichts. Und auch in der Kritik des Bestehenden verhält sich die Sozialdemokratie zum Anarchismus etwa so, wie der von beiden so viel verhöhnte Spießer in seinen Anschauungen zum revolutionären Sozialismus.

Wenn wir uns nun der praktischen Betätigung des Anarchismus zuwenden, so sei vor allem ein Erklärungswort vorausgeschickt. Diese praktische Betätigung seiner Weltanschauung hat n i c h t s mit dem Terrorismus zu tun. Ganz abgesehen von der Verneinung jeder Gewalt durch den Anarchismus, weist die Galerie der Terroristen weit mehr Angehörige anderer Minoritätsparteien auf, als daß man den Anarchisten schlechtweg mit dem Terroristen identifizieren darf. Es ist dies ein besonderes Kapitel und würde eine eingehende Behandlung des Gegenstandes zu weitläufig werden; es genüge der Hinweis, daß sämtliche anarchistische Attentate schon deshalb n i c h t die praktische Betätigung der anarchistischen Weltanschauung per se sein können, da sie ja immerhin außerordentlich vereinzelt vorkommen, und die Bewegung des Anarchismus unterdessen keineswegs untätig war noch ist.

Die praktische Betätigung und die unmittelbaren Ziele des Anarchismus sind ganz im Einklang mit seiner idealen Weltanschauung und der von ihr formulierten Kulturauffassung. Diese letztere ist eine strikt a n t i s t a a t l i c h e. Aber der Anarchismus begreift sehr wohl, wie zahlreiche seiner literarischen Erzeugnisse es beweisen, daß die gesellschaftlichen Institutionen und

Elemente der politischen Wirksamkeit nicht etwa innerhalb des Menschen gelegene «Verhältnisse» sind, wie die rein mechanisch-deterministische Auffassung des Marxismus es darstellt. Geschichtliche Triebkräfte erblickt auch der Anarchismus, allein er sieht sie nicht bloß in den Produktionskräften, denen er nur einen begünstigenden Einfluß auf die Entwicklungsäußerungen des Sozialwillens zugesteht. Alle sozialen Verhältnisse bestehen, erklärt der Anarchismus, weil die überwiegende Masse der Menschen sie will, sie stützt und verteidigt, und es noch keine genügend reife Minorität gibt, die sich dem Drucke der herrschenden Massenmajorität entziehen kann. Doch der Anarchismus setzt sein Vertrauen nicht auf die revolutionäre Diktatur des Proletariats, wie es die Sozialdemokratie tut, da er weiß, daß mit der Diktatur auch die Diktatoren geschaffen werden, und von Menschheitsfreiheit da keine Rede mehr sein kann. Nicht in der Ersetzung der heutigen Herrschaft durch eine neue, erblickt der Anarchismus die Möglichkeit einer Freiheitskultur der Menschheit gegeben; vielmehr durch die Geisteserziehung der Einzelpersönlichkeiten zur freiheitlichen Kultur.

In diesem Streben richtet der Anarchismus sein Hauptaugenmerk auf die Veredelung und geistige Edelzucht des Individuums. Er vertritt den naturwissenschaftlichen Standpunkt des reinen Atheismus und der Verleugnung jeder Kirchentheokratie. Nur im Individuum, in seinem Willen, Handeln und Denken ist der Keim der Neugestaltung der Verhältnisse gelegen; klar genug, denn zuerst gab es die Menschen, dann erst die Verhältnisse, die nur die Beziehungen der Menschen zu einander darstellen. Diese Beziehungen wurzeln, sowohl in ihren höheren wie rudimentären Elementen, in dem geistigen Erkenntnisniveau der Menschen. Dieses gilt es somit umzugestalten, umzuwerten, mit neuen Auffassungs- und Anschauungselementen zu durchsetzen. Das Kardinale dieser Läuterung des Individuums ist in der Einpflanzung einer Denkart der Antiautorität gegeben. Allmählich werden dem Individuum alle behemmenden Fesseln der Familie, der Achtung vor der juridischen wie spirituellen Autorität, der allgemeinen geläufigen Traditionssitte, der geistigen Abhängigkeit von anderen dadurch genommen, daß es immer tiefer und tiefer in die Philosophie des Anarchismus eindringt. An die Stelle dieser von Moral, Gesetz, Satzungen der Vergangenheit und überlebten Geistesvorstellungen geheiligten Eigenschaften, bietet der Anarchismus die Erweckung des menschlichen Selbstbewußtseins, des Vertrauens in sich selbst und seinen Kräften, ein Bewußtsein, daß jeder Mensch eine Welt für sich selbst ist, sämtliche Elemente des Weltalls in sich aufgenommen hat, und daß gut und böse nur relative Begriffe sind für die adäquaten Ausdrücke «entwickelt» und «unentwickelt».

Was kann es Höheres an positiven Bestrebungen geben, als das Bemühen um die Entfesselung des Initiativgenius im Menschen? Das sozialpolitische Treiben der Sozialdemokratie

würde, selbst wenn erfolgreich, doch nur die eine Wirkung haben, die Massen immer unselbständiger und vom Staate immer mehr bevormundet zu machen. Wie der amerikanische Sozialphilosoph Ghent es darstellt, so käme es, und ein neuer Feudalzustand wäre da, die Massen würden in sich selbst erstarren in ihrer Unselbständigkeit und im kindlich-blöden Ammenglauben an die Allmacht des Staates da droben. Jede Aktion des Anarchismus auf reformativem Gebiete ist jedoch im Gegenteil von dem Geiste der individuellen Selbständigkeit und des kollektiven, solidarisch geeinten und individuell geklärten Massenwillens erfüllt; die Propaganda dieser Bewegung ruft es allen zu: «Vom Staate, der sich durch eure Steuern erhält, erwartet nichts; erwartet alles Heil von euch selbst:»

Es ist somit kein Wunder, daß der Anarchismus sein Augenmerk insbesondere auf die Erziehung der Jugend wirft. Vorbildlich war auf diesem Gebiete Leo Tolstoi, im praktisch größerem Stile aber hat erst der Spanier Francisco Ferrer darin gewirkt durch seine «Modernen Schulen», die er in Spanien, neuerdings auch in Belgien und Italien gründete. Seit kurzem erscheint neben seinem spanischen Organ «Boletin de la Escuela Moderna» (Barcelona), dem italienischen «La Scuola laica (Rom), auch in Brüssel ein von ihm redigiertes Monatsorgan: «L'École Rénovée». Ferrer ist auch Begründer der «Internationalen Liga zur rationellen Erziehung der Kindheit», deren Initiativkomitee Männer von solch internationalem Rufe angehören wie Häckel, Heaford, Sergi etc. Auf gleichem Gebiet betätigen sich die Anarchisten Sebastian Faure und Madelaine Vernet in Frankreich, wie auch Männer und Frauen der hervorragendsten Charaktereigenschaften in den verschiedenen anderen Ländern. Sie alle wollen die Heranbildung eines neuen Menschenschlages, befreit von jeder geistigen oder sozialen Vorurteilsfessel; ihnen allen ist das Streben gemeinsam, die Schule nicht nur der Kirche, sondern auch dem Staate zu entreißen.

Besonders augenfällig sind die Vorstöße der Kampfesaktion des Anarchismus auf ökonomischem Felde. Hier ist es die französische und italienische Arbeiterklasse, die die Avantgarde des revolutionären Gewerkschaftsprinzips bildet, das direkt der Proudhonschen und Jurassischen Föderationsrichtung des Anarchismus entlehnt ward. Auch in Holland, Belgien, der romanischen Schweiz, ja sogar in Deutschland wird dieses Prinzip des außerparlamentarischen Kampfes durch die direkt angewandte wirtschaftliche Kampfesaktion des Generalstreiks zwecks wirklicher sozialer Reformen immer mächtiger und stärker.

Die politische Aktivität des Anarchismus äußerst sich vornehmlich auf demjenigen Gebiet, wo der Staat ohne Zweifel am empfindlichsten: auf antimilitaristischem. Hier ist es besonders die Propaganda des Gedankenganges, daß konsequenter Antimilitarismus nur Anarchismus ergeben könne, der außerordentlich weitreichend ist. Wenn man bedenkt, daß die Sozialdemo-

kratie unter Antimilitarismus die Umwandlung des bestehenden Heersystems in ein Milizsystem, hingegen der Anarchismus die vollständigste Abschaffung jeder militärischen Organisation aus dem Gesellschaftsleben versteht, ist der gewaltige Unterschied zwischen Sozialdemokratie und Anarchismus direkt in die Augen springend.

Mannigfaltig, wie das Leben selbst, sind auch die taktischen Methoden des Anarchismus, soweit sie bezug nehmen auf das Individuum. Eine seiner beliebtesten ist diejenige des praktischen Experiments. So sehen wir in allen Teilen der Welt, in den Vereinigten Staaten, in der Schweiz, in Griechenland, in Österreich, in Deutschland, in Frankreich, in Holland und Belgien eine ganze Reihe von anarchistisch-kommunistischen Kolonien aufspringen, die teils längeren oder kürzeren, teils dauernden Bestand haben. Doch nicht darauf kommt es an, sondern auf das, daß immer größere Menschengruppen sich mit Ekel von unserer bestehenden Kultur abwenden und in ihr soziales Leben neue Betätigungsprinzipien einführen. wollen. Neben diesen Erscheinungen finden wir auch jene der genossenschaftlichen Produktiv- und Konsumassoziationen, denen, im Gegensatz zur Sozialdemokratie, der merkantilistische Zug vollständig abhanden gekommen ist und die auf frei zusammenwirkender Solidarität das Band der Brüderlichkeit immer enger und fester um die Beteiligten schließen.

Sehr eigenartig ist auch das private und persönliche Leben der Anarchisten und Anarchistinnen. Gerade darauf legt die anarchistische Propaganda ihren hauptsächlichen Nachdruck. Sie ist bestrebt, ihre Anhänger mit einem neuen Ethos zu erfüllen. Wir finden denn auch, daß die sexuell mit einander verbundenen zwei Individuen verschiedenen Geschlechtes, die Anarchisten sind, sich, wenn es irgend wie angeht, der kirchlichen, wie standesamtlichen Trauung entziehen. Bei dieser Gelegenheit sei auch gleichzeitig ein anderes, hieher gehörendes Problem mit einbezogen, jenes der modernen Frauenbewegung. Seltsamerweise für den Uneingeweihten steht ihr der Anarchismus entweder sehr passiv oder kritisch ablehnend gegenüber. Dies rührt daher, daß die Frauenbewegung zum größten Teil nicht die Erhebung der Frau zum gleich freien Menschen, wie es der Mann ist oder werden soll, anstrebt, vielmehr die Erhebung der Frau zur Staatsbürgerin, was, nach dem Anarchismus, ihr sklavisches Abhängigkeitsverhältnis vom Mann nicht verändert und auch die Frau in den Bannkreis von politischen Interessen zieht, die zu ihrer Höherentwicklung sich durchaus gegensätzlich verhalten. Der Anarchismus proklamiert und fordert für die Frau das Recht, Mutter, und zwar in ganz unzeremonieller Weise, werden zu können. Dazu stellt er als Postulat die unbehinderte Freiheit der Liebesauslese auf. Und die Vereinigung solcher über die traditionellen Ehebegriffe selbstbewußt hinwegschreitenden Menschen ist ihm der größte Triumph der weiblichen Freiheit

und Befreiung: sich verweigern oder geben zu können, wann und wem es beliebt.

Auch die Frage des Wöchnerinnenschutzes und der Schwangerschaftsunterstützung wird von den Anarchisten neuerdings ernstlich in Angriff genommen. Getreu ihrer Devise, ihr privates Leben schon heute möglichst außerhalb der Grenzpfähle staatlicher Institutionen und staatlichen Zwanges einzurichten, werden sie ganz von selbst auf den Weg sozialer Selbsthilfe verwiesen. Es entstehen gegenwärtig mehrfach solche soziale Gruppierungen, die sich diese Frage der gegenseitigen Hilfe zum Hauptproblem ihres Bestandes machen. Frauen und Männer treten zusammen und steuern freiwillig einem gemeinschaftlichen Fonds bei, dessen Erträgnis der schwangeren Frau, ihrer Entbindung, der ersten Wartung von Mutter und Kind zu gute kommt. Diese freie Solidarität bewährt sich weit besser, als die auf diesem Gebiete alles eher als mustergültigen Gesetze — dort, wo sie überhaupt vorhanden sind.

In überwiegendem Maße ist die anarchistische Bewegung neomalthusianisch; die Unterweisung im Gebrauch antikonzeptioneller Mittel wird sehr eifrig gepflegt. Hingegen ereignet sich der Abortus verhältnismäßig sehr selten in der anarchistischen Bewegung; nur zwingende ökonomische Mißstände veranlassen ihn manchmal, fast niemals aber die Zurückschreckung vor der Tragung selbst verursachter Konsequenzen. In die letztere Kategorie gehört auch die Seltenheit des Vorkommens von lärmenden Szenen während der Trennung zweier ehemals Liebenden. Praktisch darf aber schlankweg behauptet werden, daß sich die freie Ehe unter den Anarchisten, in der Mann und Weib gleiche Freiheit genießen, durch keinen äußerlichen Zwang zusammengehalten werden, gerade durch das Freiheitselement in ihr zu einer dauerhafteren und glücklicheren gestaltet als die meisten bürgerlichen Ehen es auch nur sein können.

Eine neue, in der Bewegung ziemlich stark überhand nehmende Tendenz ist jene der Gartenstadtbewegung, wie auch Oppenheimerscher Ideen: Gründung ländlicher Siedlungsgenossenschaften, agrarischer Kommunen und Niederlassungen. Sie alle werden im Einklang mit der Souveränität des Individuums und seinen sozialautonomen Bedürfnissen begründet.

So ersteht allmählich eine neue Welt um uns, und zwar im Weichbild der alten. Es ist der Anarchismus, dessen Geisteshauch all dies befruchtet und erstehen läßt. Noch ist er schwach, aber die Größe seiner Ziele, die Geistesarmut aller seiner Gegner läßt ihn immer stärker werden. Vor nur einem einzigen Jahrzehnt war er weit schwächer, als er heute ist; dies gibt zu denken. Und die tausende von Individual- wie Kollektivanstrengungen des internationalen Lebens, die dem Anarchismus entspringen, sie mögen heute wohl nur kaleidoskopartig rasch sich bilden und wieder verschwinden — es liegt ihnen aber ein Typus der beständigen Wiederkehr und Vermehrung zu Grunde, dieses Moment ist unverkennbar. Auf jeden Fall werden auf

den Anarchismus Gladstone's Worte in bezug auf den Sozialismus Anwendung finden müssen: der Anarchismus wird siegen, wenn er wirkliche Lebenskraft in sich birgt, wird ganz von selbst untergehen, wenn er sie nicht besitzt. Gegenwärtig sind wir, ohne Propheten oder Zukunftsmaler sein zu wollen, gerade vom Standpunkt der exakten Wissenschaft aus, berechtigt zu sagen —: wenn der Anarchismus in seinem oben nur skizzenhaft angedeuteten konstruktiven Wirken, in seinen schöpferischen Methoden und seinen vollständig umwandelnden Gedanken weiter zunimmt, sich international gleichmäßig ausbreitet und auch nur in den Hauptvölkern unseres Kontinents allein größere Massenminoritäten gewinnt: dann geht unsere Zeit einer Wiedergeburt edelster Renaissancekultur entgegen, wie gleich befreiend und erhebend sie die Geschichte der Menschheit noch nicht erlebt hat.

Pierre Ramus.

Drei Perlen aus Francis Adams' Gedichtsammlung:

„THE ARMY OF THE NIGHT"*

DER FISCHER. (MINDANAO, PHILIPPINEN.)

Unter tiefblauem Himmel
Auf unbewegt tiefblauem Meer,
Im schmalen Kahn der Fischer
Treibt mit der Flut daher.

Zu Häupten die Wolken ruhen
Auf Bergen, von Urwald umsäumt;
Im Kokoshain liegt die Hütte
Am Strand, wo die Welle träumt.

Ist es nicht besser so,
Wie dieser Wilde zu sein,
Als des Lohnsklaven Leben zu leben
In hoffnungsloser Pein? —

IN DER SÜDSEE.

Im Meereswasser so warm und klar,
Auf dem Rücken sich schaukelnd sie liegt;
Das kleine Kind an ihrer Brust
Plätschernd und schwimmend sich wiegt.

Mit schläfrigen Augen sie lächelt
Und schützt es mit ihrer Hand —
Und ein Schluchzen erzittert im Herzen mir,
Im Herzen, das verstand:

Liebste, bei uns in der Heimat,
Im Land voll Haß und Not,
Verhungern die Mütter und Kinder,
Und besser als Leben ist Tod.

„BEKEHRTE" AUF NEU-GUINEA.

Ich sah sie, wie sie geboren,
Aufrecht und furchtlos und schön;
Vertraut mit Sonne und Winden,
Dem Meer und den Bergeshöh'n.

Ich sah sie nackt und herrlich,
Wie die Griechen vor langer Zeit,
Mit Schild und Speer und Bogen
Zu werfen und kämpfen bereit.

Ich sah sie, wie sie geworden
Von christlichen Krähen bekehrt,
Verdummt und unbeholfen,
Von häßlichen Kleidern beschwert.

Ich hörte ihr heilig Salbadern
Und ihr Singen von Hymnen zumal,
Von armen Seelen verblödet in Angst
Vor Gott und vor Höllenqual.

Und ich dachte: Könnt Jesus, der Freiheit und Licht
Geliebt hat, sie jetzt seh'n
Und der jene gehaßt, die Himmel und Erd'
Um einen Bekehrten durchgeh'n.

Um ihn dann, etcetera, etcetera —
So würd', wie auf dich und mich,
Dieser Anblick auf Jesus wirken
Als Brechmittel sicherlich.

O Jesus, du Mann des Volkes,
Der du starbst zu vernichten das Heer
Der Wohlanständ'gen und Priester,
Der Gelehrten und Pharisäer.

O Jesus, du heiliger Sozialist —
Du würdest vor Schande vergeh'n,
Wenn du lebtest und sähest die Dinge,
Die in deinem Namen gescheh'n!

(Aus dem Englischen übersetzt von Lilly Nadler-Nuellens.

* Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen: „DIE KAMPFESSCHAR DER NACHT".

NACHWORT.

Auf die Frage nach der Persönlichkeit des genialen Dichters, dem wir obige drei Schöpfungen verdanken, konnte uns die Übersetzerin nur dürftige Daten bieten; kein Literaturwerk weiß mehr, denn es ist ein Verschollener, dessen Geistesperlen uns in obiger ausgezeichneter Nachdichtung beschert werden. Francis Adams wurde im Jahre 1862 zu Malta als Sohn eines Regimentsarztes geboren. Seine Erziehung erhielt er in England. Zwanzig Jahre alt, erteilte er als Hilfslehrer im Ventnor-College Unterricht. Zwei Jahre später finden wir ihn in Australien, wo er in Sidney als Journalist tätig war. Dort verheiratete er sich. Im Jahre 1887 befand er sich auf einer Reise durch China und Japan, von wo er 1890 schwer krank nach England zurückkehrte. Kaum 31 Jahre alt geworden, stirbt er im Jahre 1893 an der Schwindsucht.

Francis Adams Leben war ein unausgesetztes Ringen gegen ererbte Krankheit, Armut und widrige Umstände. Rein instinktiv fühlte er als Sozialist und Revolutionär, und als solcher schrieb er die obigen prachtvollen „Songs of the Army of the night“, ein Gedichtbändchen voll haßdurchglühter, flammender Empörungslieder, das zuerst 1888 in Australien, zwei Jahre später in England erschien. Er ist außerdem noch Verfasser einer ganzen Reihe von Romanen, Dramen, Kritiken und Essais, die aber nicht sozialistischer Natur sind. Es scheint, daß die „Songs“ sein Rachebekenntnis an diese bestehende Welt sein sollten, die ihm von der Seele geschrieben sind, das einzige, das seine ganze Persönlichkeit, sein Ich verkörpern durfte.

(Anm. d. Red.)

Verbrechen und Todesstrafe.

Rede, einige Jahre vor seinem Tode gehalten in einer von der Arbeitervereinigung von Lausanne einberufenen Versammlung.)

Meine Herren!

Ich habe nicht die Ehre, Schweizer Bürger zu sein und ich kenne nur sehr unvollkommen die Verfassung, in welcher einige Petitionäre einen gewissen Artikel unterdrückt haben. Aber es handelt sich hier um eine Menschheitsfrage, die in allen zivilisierten Ländern aufgerührt worden ist. In meiner Eigenschaft als Mensch und als Internationalist habe ich auch das Recht, diese Frage zu behandeln. Ich habe mich unglücklicherweise auch als Franzose damit zu beschäftigen, denn mein Vaterland ist auch noch Land der Kopfabschneider und die Guillotine, die dort erfunden wurde, funktioniert dort noch immer.

Als Feind der Todesstrafe muß ich zuerst versuchen, ihren Ursprung zu kennen. Ist es richtig, sie von der persönlichen Verteidigung abzuleiten? Wenn es so wäre, so würde es schwer sein, sie zu bekämpfen, denn jeder von uns hat ganz gewiß das Recht, sich und die Seinen zu verteidigen, sei es gegen ein Tier, sei es gegen einen wilden Menschen, der ihn angreift. Aber es ist doch augenscheinlich, daß das Recht der persönlichen Verteidigung hier nicht vorgegeben werden kann, denn es hört sofort mit der Gefahr auf. Wenn wir das Leben unseres Mitmenschen in unsere Hände nehmen, so sollte es dann sein, wenn wir keine anderen gesellschaftlichen Hilfsmittel gegen den Betreffenden haben, daß uns nichts anderes helfen kann; ebenso, wenn ein Mensch sich außerhalb des gesellschaftlichen Kreises

stellt, über alle Vereinbarungen hinwegsetzt, oder wenn er seine Macht schwer auf den Bürgern, die heute in Untertanen verwandelt sind, lasten läßt. In all diesen Fällen haben die Menschen das Recht, sich zu erheben und den Bedrücker zu töten. Die Geschichte liefert uns glücklicherweise zahlreiche Beispiele von der Geltendmachung dieses Rechtes.

Der Ursprung der Todesstrafe, so wie sie zur Zeit die Staaten anwenden, ist ganz gewiß nur die Rache, die Rache ohne Maß, ebenso schrecklich wie sie der Haß eingeben kann, oder die Rache von einer Art summarischer Gerechtigkeit geregelt, sozusagen die Strafe der Wiedervergeltung: «Zahn um Zahn, Auge um Auge, Kopf um Kopf.» — Als die Familie eingerichtet ward, trat sie an Stelle des Individuums, um die Rache, oder die Vendetta, auszuüben. Sie fordert den Preis des Blutes, jede Wunde wird durch eine andere Wunde bezahlt, jeder Tod durch einen anderen Tod; und auf diese Weise werden die Feindseligkeiten und die Kriege bis in die Ewigkeiten fortgepflanzt. Dies war der Zustand eines großen Teiles von Europa im Mittelalter, es war im vorigen Jahrhundert derjenige von Schottland, es ist jetzt noch derjenige von Albanien, vom Kaukasus und von vielen anderen Ländern.

Nichtsdestoweniger stellte sich ein wenig Ordnung in den immerwährenden Kriegen ein; nämlich durch den Loskauf. Die von anderen zum Tode verurteilten Individuen oder Familien konnten sich gewöhnlich loskaufen; und diese Art Handel wurde bestimmt durch die Sitte. So viele Ochsen, Schafe oder Ziegen, so viel von klingender Münze, oder so viele Acker Land wurden festgesetzt für den Loskauf des Blutes. Der Verurteilte konnte sich auch loskaufen, indem er sich von einer anderen Familie aufnehmen ließ, manchmal sogar von der, die er beleidigt hatte; er konnte auch frei werden durch eine Großtat seinerseits; endlich, er konnte zu tief fallen, um der Bestrafung würdig zu sein. Es genügte ihm, sich hinter einem Weibe zu verbergen und von nun an war er frei, zu schlecht. daß man ihn hätte töten mögen, aber unglücklicher, als wäre er mit Wunden bedeckt gewesen. Er lebte, aber sein Leben war schlimmer als der Tod.

Das Gesetz der Wiedervergeltung von Familie zu Familie konnte sich augenscheinlich nicht aufrechterhalten in den großen zentralisierten Staaten, den Monarchien, Aristokratien oder Republiken. Hier ist es die Gesellschaft, vertreten von ihrer Regierung, dem König, Rat oder den Magistraturen, die die Rache übernehmen, oder wie es in der Sprache der Rechtsgelehrtheit heißt, die Sühnung. Aber die Geschichte beweist uns, daß, indem der Staat, Kaste oder der König, das Recht zu strafen im Namen Aller an sich reißt, er sich vor allem damit beschäftigt, seine eigenen, besonders erlittenen Verletzungen zu rächen, und wir wissen, mit welcher Wut er seine Feinde verfolgt und mit welchen Schlausinnigkeiten von Grausamkeit er sie leiden ließ. Es

ist keine Marter, die die Einbildungskraft erfinden könnte, die von der herrschenden Macht nicht an Tausenden von Menschen angewandt worden wäre: Hier verbrannte man am langsamen Feuer, dort enthauptete oder schnitt man ein Glied nach dem anderen ab; in Nürnberg schloß man den Verurteilten in den Körper der «eisernen Jungfrau», der rot erhitzt wurde, ein; in Frankreich zerbrach man ihm die Glieder, oder ließ ihn von vier Pferden auseinanderreißen; im Orient spießt man die Unglücklichen auf Pfähle; in Marokko mauert man sie ein bis an den Hals.

Und warum alle diese Racheaktionen? Ist es, um wirkliche Verbrechen zu strafen? Nein, stets nur ist es der Haß der herrschenden Klassen, der sich gegen die Menschen richtete, die die Freiheit des Denkens und Handelns geltend machten und beanspruchten. Die Todesstrafe hat stets im Dienst der Tyrannei gestanden. Was hat Calvin, der Meister der Gewalt, getan? Er ließ Michel Servet verbrennen, einen dieser Seher der Wissenschaft, von denen man mit Mühe zehn oder zwölf in der Geschichte der ganzen Menschheit zählt. Was hat Luther, ein anderer Religionsgründer, getan? Er hat seine Freunde, die Großherren, aufgereizt, sich auf die Bauern zu stürzen: «Tötet sie, tötet sie, die Hölle nehme sie lieber zurück». Was hat die siegreiche katholische Kirche getan? Sie hat Inquisitionsgerichte und Autodafé organisiert. Sie ist es, die die Scheiterhaufen anzündete, welche während drei Jahrhunderten das edle spanische Volk unter Schrecken hielten. Und kürzlich noch, als eine freie Stadt beschuldigt wurde, ihre Selbständigkeit aufrecht erhalten zu haben, wieder von ihren Bedrückern erobert wurde, haben wir da diese nicht gesehen, wie sie Männer, Frauen und Kinder zu Tausenden töteten und wie sie sich der Mitrailleusen bedienten, um die Haufen der Leichen schneller zu vergrößern? Und die an der Niedermetzelei teilnahmen, kamen sie nicht noch und brüsteten sich stolz auf ihre Leistung zynisch damit?

Aber wenn der Staat grausam und wild ist, wenn es sich darum handelt, eine Verletzung zu rächen, die seiner Macht zugefügt wurde, so zeigt er weniger Leidenschaft in der Sühnung der Privatverbrechen, und nach und nach ist es ihm zur Schande geworden, die Todesstrafe anzuwenden. Die Zeit ist nicht mehr, da der Henker in Rot gekleidet, seine Person hinter dem König zur Schau stellt; er ist nicht mehr die zweite Persönlichkeit des Staates, er ist nicht mehr das «lebende Wunder», wie ihn Joseph de Maistre nannte; er ist die Schande der Gesellschaft geworden und läßt sich nicht einmal unter seinem Namen kennen. Man hat Männer gehabt, die sich die rechte Hand verstümmeln ließen, um nicht zum Henkerdienst gezwungen werden zu können. In vielen Ländern, wo die Todesstrafe noch besteht, köpft, hängt und erwürgt man nur noch im Innern der Gefängnisse. Dann ist auch in mehreren Ländern die Todesstrafe abgeschafft worden: seit mehr als hundert Jahren benetzt das

Blut der Enthaupteten nicht mehr die Erde von Toskanien und die Schweiz ist eine der Nationen, die die Ehre gehabt haben, das Schafott zu verbrennen.

Blut schreit nach Blut; es ist im Umkreis der Schafotte und in den Gefängnissen, wo sich die Mörder und die Diebe bilden. Unsere Gerichtshöfe sind Schulen für das Verbrechen. Welche Wesen sind niedriger als alle die, deren sich die öffentliche Rachsucht zur Unterdrückung bedient; Polizeispitzel und Gefängniswächter, Henker und Polizisten?

Die Todesstrafe ist unnütz, doch ist sie gerecht?

Nein, sie ist nicht gerecht. Wenn ein Individuum sich allein und einzeln rächt, kann es seinen Gegner als verantwortlich betrachten; aber die Gesellschaft, im Ganzen genommen, muß die Bande der Zusammengehörigkeit verstehen, die sie mit allen ihren Mitgliedern verknüpft, den Tugendhaften, wie den Verbrechern und anerkennen, daß an jedem Verbrechen sie auch ihren Schuldteil hat. Hat sie sich um die Kindheit des Verbrechers gekümmert? Hat sie ihm eine vollständige Erziehung gegeben? Hat sie ihm die Lebenswege erleichtert? Hat sie ihm stets gute Beispiele gegeben? Hat sie darüber gewacht, daß er ja auch alle Gelegenheit gehabt hätte, ehrlich zu bleiben oder es wieder zu werden nach seinem ersten Fall? Und wenn sie es nicht getan hat, kann sie da der Verbrecher nicht der Ungerechtigkeit beschuldigen?

Der Ökonome John Stuart Mill, dieser redliche Gelehrte, den man allen seinen Kollegen als gutes Beispiel hinstellen könnte, vergleicht alle Mitglieder der Gesellschaft mit Wettläufern, denen irgend ein Cäsar ein und dasselbe Ziel stecken würde. Der eine der Mitläufer ist jung, behend, kampfbereit, ein anderer ist schon alt; es sind Kranke darunter, Lahme, Krüppel. Würde es gerecht sein, die letzteren zu verurteilen: Die einen zum Elend, die anderen zur Sklaverei und zum Tode, während der erste als Sieger gekrönt würde? Und tut man anderes in der heutigen Gesellschaft? Die einen haben die Begünstigungen des Glückes, der Erziehung und der Kraft: sie werden als tugendhaft erklärt. Die anderen werden von der Umgebung verurteilt, im Elend oder im Verbrechen zu versumpfen; und auf sie soll die gesellschaftliche Sühne fallen?

Aber es gibt noch einen anderen Grund, der der bürgerlichen Gesellschaft verbieten sollte, die Todesstrafe zu verhängen. Dies ist, daß sie sich selbst tötet und millionenfach tötet! Wenn es eine vom Studium der Gesundheitslehre bewiesene Tatsache ist, so könnte das menschliche Durchschnittsleben verdoppelt werden. Das Elend aber kürzt das Leben der Armen. Solches Handwerk tötet im Zeitraum von einigen Jahren, solches andere in einigen Monaten. Wenn alle die Genüsse des Lebens haben könnten, so würden sie leben wie die englischen Peers; sie würden die Sechzig überschreiten. Aber sozusagen dazu ver-

urteilt, sei es zu gezwungenen Arbeiten, sei es — was noch schlechter ist — zur Arbeitslosigkeit, sterben sie vor der Zeit, und während ihres kurzen Lebens hat sie die Krankheit gemartert. Die Berechnung ist leicht zu machen. Es sind zum wenigsten 8—10 Millionen Menschen, die die heutige Gesellschaftsordnung jährlich, nur in Europa, ausrottet, nicht indem sie sie niederschießt, sondern indem sie sie zwingt zu sterben, da sie ihnen ihr Gedeck an der Festtafel des Lebens entzog. Vor zehn Jahren verübte ein englischer Arbeiter, Duggan mit Namen, mit seiner ganzen Familie Selbstmord. Ein schändliches Tagblatt, nur immer damit beschäftigt, die Verdienste der Könige und Machthaber zu marktschreien, hatte die dumme Dreistigkeit, sich zu diesem Arbeiterselbstmord zu beglückwünschen. «Es ist gut, auf diese Weise Platz zu schaffen!» rief es aus, «die Arbeiter, für die kein Raum ist, bringen sich selbst um; sie entheben uns der unangenehmen Notverpflichtung, sie mit unseren Händen zu töten!» Da habt Ihr das zynische Eingeständnis dessen, was alle die Anbeter des Kapitalgottes denken.

Welches ist nun das Heilmittel für alle diese Massenmorde, wie für die Einzelmorde? Sie wissen im Voraus, was ein Sozialist vorschlagen wird. Es ist eine völlige gesellschaftliche Umänderung; es ist die Aneignung des Bodens und der Werkzeuge durch und für alle, die arbeiten und arbeiten wollen. Auf diese Weise wird sich die Kluft des Hasses zwischen den Menschen ausfüllen und überbrücken lassen, wird das Elend und die Hetzjagd nach dem Glück, diese große Mithelferin der Verbrechen, aufhören, die Bürger gegen einander aufzureizen und wird die gesellschaftliche Rachsucht sich endlich ausruhen können. An Stelle des Gewaltrechts, das in der wilden Natur vorherrscht, ist es Zeit, die Gerechtigkeit treten zu lassen, die das Ideal eines jeden Menschen, der würdig dieses Namens ist.

Aber ist es nicht möglich, daß es auch in der umgestalteten, freien kommunistischen Gesellschaft noch Verbrechen gibt? Physiologisch könnte der Verbrechertypus aufs neue erscheinen. Was tun wir dann? Töten wir den Verbrecher?

Gewiß nicht. Denn der, bei dem das Verbrechen der Unvernunft entfließt, er ist ein Unglücklicher. Ihn müssen wir hegen und pflegen, wie wir die Irrsinnigen oder die anderen Kranken hegen und pflegen; wir brauchen uns nur vor ihren Gewalttätigkeiten zu behüten. Was diejenigen anbetrifft, die durch ihr jähzorniges Gemüt oder ihr hitziges Blut Verbrecher wurden, so wäre es in einer anarchistischen Gemeinschaft möglich, ihnen vorzuschlagen, durch Heldenmütigkeit wieder in einen sozialen Ehrenstand zu gelangen.

Man hat es hunderte Male gesehen, wie Galeerensträflinge sich ins Wasser warfen oder ins Feuer gingen, um Unglückliche zu retten, nur um sich so in der Achtung der anderen Menschen wiedergeboren zu fühlen. Die Ruderknechte, die die Gemeinde von Karthago freigab und die Frankreich wieder zu Sklaven

gemacht hat, sind erhaben gewesen in ihrem Heldenmut, während ihrer kurzen Freiheit von einigen Monaten. «Gehorcht!» forderte die christliche Lehre; und das Volk hat sich erniedrigt und entwürdigt. «Bereichert Euch!» sagen die Staatsbürger zu ihren Söhnen, und diese suchen sich auf alle möglichen Weisen zu bereichern, sei es mit Vergewaltigungen Schwächerer, sei es mit mehr Geschicklichkeit, dem Gesetz eine Nase zu drehen und es zu umgehen. «Werdet Helden!» sagen die Anarchisten, und selbst die Räuber werden sich wieder emporheben können durch ihre Heldenmütigkeit zur Ehre des gesellschaftlichen Gemeinwohles.

Elisée Reclus.

Der italienische Zweig der Internationale.*

Es ist als eine feststehende, historische Tatsache zu betrachten, daß alle Freiheitsbewegungen sozial und ökonomisch gedrückter Gesellschaftsklassen ihren ersten Anstoß und ihre erste Führerschaft nicht so sehr aus diesen aufwärtsstrebenden Klassen selbst, als vielmehr aus dem Schoße der befehdeten alten Gesellschaft erhalten. So in den Kämpfen um die Emanzipation der Rotura.** So auch jetzt in der Arbeiterbewegung.

Aber die Assimilierung der zur politisch organisierten Arbeiterschaft gestoßenen Männer aus der Bourgeoisie ist nicht immer und überall eine restlose gewesen. Im Gegenteil, sie ist vielfach so wenig weit vorgeschritten, daß das Vorhandensein bourgeoiser Splitter in den Parteien des vierten Standes vielfach geradezu als ein Problem empfunden wird.

Die Bedeutung und Bedeutsamkeit junger, akademischen und anderen bürgerlichen Kreisen entstammender Männer für eine sozialrevolutionäre Partei hat vielleicht niemand so hoch angeschlagen als Michael Bakunin in der Zeit seines Wirkens in Italien. Auf sie zählt er als auf die geborenen Führer der Arbeiter. Freilich nur unter einer Bedingung: «Die Lebensführung beherrscht die Ideenwelt und bestimmt die Willensrichtung». Mit diesem Satz, dessen innerer Gedanke durchaus der materialistischen Geschichtsauffassung entnommen ist, kennzeichnet Bakunin seine Stellungnahme zu dem Problem: «Will der in bürgerlicher Umgebung Geborene und Erzogene wirklich ehrlich zu einem wahrhaften Arbeiterfreund, d. h. Sozialisten, der die Befreiung der Arbeiterklasse zu seinem Ziel gesetzt hat, werden, so gibt es für ihn nur einen Weg: allen Gewohnheiten und Eitelkeiten des bourgeoisen Lebens zu entsagen und sich

---

* Der vorliegende Aufsatz ist ein Teil eines größeren, den der Verfasser als eine Studie zu einer Klassen- und Berufsanalyse des Sozialismus in Italien im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" veröffentlichte.

** Eine dem Französischen entlehnte, verächtliche Bezeichnung der Nichtadeligen, etwa wie Bürger- und Bauernpack. Anm. d. Red.

dann bedingungslos auf die Arbeiterseite zu schlagen und der Bourgeoisie ewige Feindschaft zu schwören. Vermag er das nicht, so wird er zwar in Zeiten relativen Friedens, von ethischen Momenten getrieben, die Arbeitersache unterstützen können, bei jedem ernsten Konflikt aber wird in ihm die alte Klassenzugehörigkeit zur Bourgeoisie mit aller Kraft wieder erwachen, und so wird er, nachdem er sich zuerst selbst getäuscht, nunmehr die Arbeiterpartei verraten».* Es sind also zunächst psychologische Gesichtspunkte, welche Bakunin zu dieser Stellungnahme gegenüber dem Problem der «bürgerlichen» Sozialisten, der «Akademiker» usw. gedrängt haben: allen voran der entscheidende Einfluß, den er der Umwelt auf die Innenwelt zuschrieb.

An einer anderen Stelle — die bestimmte Hypothese einmal festgelegt — präzisiert dann Bakunin die sozialpolitische Rolle, welche die italienische Studentenschaft s. E. zu spielen habe, noch des weiteren:

Die italienische Jugend habe keineswegs die Aufgabe, in der sozialen Bewegung des vierten Standes die Leiter-, Propheten-, Instruktoren- und Rektoren-, ja Schöpferrolle zu übernehmen. Ihr falle es lediglich zu, die accoucheurs de la pensée, enfantée par la vie même du peuple (Geburtshelfer des Gedankens, hervorgebracht durch das Leben des Volkes) zu sein und die ebenso unbewußten, wie mächtigen Aspirationen des Proletariats aus dem Stadium der Konfusion in das der Klarheit zu erheben. (Bakunin, Lettre inédite à Celso Ceretti, 1872, in «La Société Nouvelle, Revue Internationale.» XXII, Bruxelles, Série 1896. — p. 179.)

Bakunin hielt also, für Italien wenigstens, die praktische Teilnahme größerer Splitter aus der Bourgeoisie, insbesondere ihrer gebildeten Schichten, nachdem diese den von ihm als unerläßlich geforderten Umwandlungsprozeß in sich vollzogen, an der politischen Arbeiterbewegung für eine Lebensbedingung dieser letzteren. Zwar wollte er strenge Regeln für diejenigen, die ihrer Geburt und Umgebung nach zu den Antagonisten des Sozialismus gehören mußten, aufgestellt wissen — er kann gedanklich hierin sehr wohl mit Tolstoi in Verbindung gebracht werden — aber diese Regeln rüttelten nicht an dem von ihm aufgestellten Prinzip, daß zu der wirksamen Betätigung einer

---

* Bakunin, „L'Empire Knouto-Germanique et la Révolution Sociale". Überdies hat sich Bakunin im Jahre 1869, also zu einer Zeit, in welcher die in Italien gewonnenen Eindrücke noch frisch und lebendig waren, in der Feuille Volante: „Paroles adressées aux Etudiants" (Genf) ausdrücklich und ausschließlich mit der Rolle der Studentenschaft als Vorkämpferin der sozialen Revolution befaßt. Freilich war diese Broschüre, die in leidenschaftlichster, mehr als einmal an Tolstoi erinnernder Weise „die heilige und segensreiche Unwissenheit" als Hauptmedizin für die Jünger der Wissenschaft empfahl, hauptsächlich auf russische Verhältnisse berechnet. Die italienische revolutionäre Studentesca hat umgekehrt allerwegen gerade das Wissen als erstes Erfordernis sozialistischer und, was bei ihr meist dasselbe war, sozialethischer Tätigkeit proklamiert.

sozialrevolutionären Arbeiterbewegung gebildete und revolutionär empfindende Ex-Bourgeois das unumgängliche Korrelat seien.

Dieser Auffassung Bakunins vom Wesen einer sozialistischen Partei war aber nicht nur psychologisch verständlich und historisch gerechtfertigt. Sie war gleichzeitig auch eine sozialpolitische Notwendigkeit. Das Zentrum der italienischen Internationalen lag im Süden: Sizilien, Apulien und ganz insbesondere Neapel waren zu Krystallisationspunkten der neuen Bewegung geworden. Hier in Neapel befand sich die erste — 1871 polizeilich aufgelöste, aber bald neu entstandene — Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation, die vom Londoner Generalrat offiziell anerkannt worden war; sie war lange die einzige gewesen, die dorthin Beitragsgelder gesandt hatte. Das Schwergewicht der sozialistischen Organisation lag in Neapel. Hier hatte Michael Bakunin selbst zwei Jahre lang (1865—1867) eine reiche Tätigkeit entfaltet, hier waren in schnellem Aufeinander die bedeutendsten und gehaltvollsten Zeitungen der jungen Partei erschienen: die Libertà e Giustizia giornale di educazione popolare ebdomadario, eine persönliche Gründung Bakunins (1865—1867), die Eguaglianza (1871—1872), der Motto d'Ordine (1872) und die Campana (1871—1872).

Der erste Sozialkritiker, der auf dem italienischen Boden des Rinascimento erwachsen war, der neapolitanische Mönch Tomaso Campanello, hatte während seiner qualvollen Gefängnishaft anno 1600 über die soziale Lage der Bewohnerschaft seiner Vaterstadt folgende Bemerkungen niedergeschrieben: Von den rund 70.000 Einwohnern, die Neapel — schätzungsweise — besitze, fristeten bloß etliche 10—15.000 durch ihrer Hände Arbeit das Leben und gingen bald, von der Last der Überanstrengung gebrochen, zu Grunde. Der Rest aber — 55 bis 60.000 Einwohner der Stadt — schaffe keine Werte. Er verkümmere, wie der Mönch sich in seiner rauhen Sprache selbst ausdrückt, in Müßiggang und Faulheit, Krankheit und sinnlichen Ausschweifungen, in Wucher und noch schlimmeren Dingen, alles infiszierend und korrumpierend. (Tomaso Campanello, «La Città del Sole». Torina 1854. II p. 256). Die professionelle Analyse, die Campanello von Neapel entwirft, läßt sich also in die Formel bringen:

Neapel hat 70.000 Einwohner, und zwar: 10—15.000 Ausgebeutete und 55—60.000 Ausbeuter.

268 Jahre später, i. J. 1868, malte der Delegierte der Arbeiter von Neapel auf dem Kongreß der Internationale zu Basel den Genossen der anderen Länder ebenfalls ein analytisches Bild von der sozialen Wirksamkeit der Neapolitaner, um ihnen die besondere Lage der «bezaubernden Stadt» in möglichst scharfen Zügen zu veranschaulichen. Er führte aus:

Neapel zählt 600.000 Seelen. Davon sind 100.000 Frauen und Kinder, die konsumieren, aber nicht produzieren; 50.000 Faulenzer und Vagabunden, welche, sich in ihrem Wagen oder auf ihrem Sofa herumräkelnd, ihre Tage totschlagen; 100.000

Kapitalisten und Monopolisten (auch sie tun nichts und sind Parasiten); 150.000 Wucherer von allen Sorten, Verkäufer von Nahrungsmitteln und Hausierer; 200.000 Opfer dieser Gradationen. (Aus dem Bollettino Operaja e Cronaca Sociale der 1. Nr. des offiziellen Blattes der Neapolitaner Sektion: «L'Eguaglianza». 5. Nov. 1869).

Also, aus dem Superlativ des von der noch jungen Idee des Klassenbewußtseins und Klassenkampfes erhitzten süditalienischen Proletariers — der Delegierte war der Arbeiter Stefano Caporusso gewesen — ins Positive unserer wissenschaftlichen Wirtschaftssprache übertragen, besaß das Neapel von 1869 50.000 Rentenempfänger (wohl großenteils die in der Stadt lebenden adeligen Latifundienbesitzer und Großpächter Süditaliens mitgerechnet), 100.000 Unternehmer und Lohnarbeit benötigende Handelstreibende, 150.000 selbständige Kleingewerbetreibende (Kaufleute und Krämer), sowie 200.000 Lohnarbeiter beiden Geschlechtes, außerdem 100.000 nichts verdienende Frauen und Kinder. Also weiter — immer die Richtigkeit der Angaben vorausgesetzt — etwa 400.000 Angehörige der mehr oder weniger besitzenden Klassen, oder, präziser ausgedrückt, Hauptsächlich-Konsumenten, gegen etwa 200.000 besitzlose Proletarier, Hauptsächlich-Produzenten. Nach der Schätzung Campanellas kamen auf das «niedere Volk» etwa ein Viertel, bei Caporussa nur etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Das ist für den Verlauf von 268 Jahren, innerhalb deren ein völliger Umschwung von Handel und Wandel die ganze Welt bewegt hatte und man von der Zeit des Kleinbetriebes und der Naturalwirtschaft in das Zeitalter der Maschinen gelangt war, sicherlich keine bedeutende Weiterentwicklung . . .

In Neapel, der wirtschaftlich zurückgebliebenen Stadt, konnte also eine Bewegung, die auf der Lohnarbeiterschaft basiert, nicht ihr gegebenes Betätigungsfeld finden. Zur Schaffung einer proletarischen Partei gehört als Grundbedingung ein starkes Proletariat. Das aber fehlte Neapel. Und nicht nur numerisch. Im Mai 1861 — sieben Jahre vor der Berechnung Caporussos — entwarf der piemontesische Staatsbeamte Nigra in einem Bericht an den Grafen Cavour von den Zuständen Neapels ein geradezu schauderhaftes Bild: Volksschulbildung existiere nicht. In den Klassen des Volkes äußerste Unbildung. Kommunikationsbildung spärlich. Weder Straßen, noch Eigentum, noch Leben der Einwohner sicher. Trotz der ungeheuren Quellen eines von Natur überreichen Landes wenig Handel. Noch weniger Industrie. Daher, neben der Unwissenheit, Elend und Hunger. Bettelei, wenn auch unter verschiedenen Formen, überall, in allen Klassen des Volkes anzutreffen. Das Proletariat in Aberglauben versunken . . . (Constantino Nigra, «Napoli nel 1861». Rapporto, publ. della Nuova Antologia XXXVII, fasc. 722, p. 326.)

Die Sonderart des süditalienischen, insbesondere neapolitanischen Milieus heißt uns ohne weiteres die zwingende Not-

wendigkeit einer zunächst mehr oder weniger akademischen Gefolgschaft der Internationale anerkennen. Aber der Funke glimmte weiter. Der unermüdlichen Aufklärungsarbeit des Bakuninschen Kreises konnten die gebildeteren Schichten der Arbeiterschaft auf die Dauer nicht widerstehen.

Trotz des schlechten Bodens gelang es Bakunin und seinen Freunden, binnen kurzem eine immerhin stattliche Zahl Arbeiter zu organisieren. Das ganze Volk, schrieb Bakunin unter dem 19. Juli 1866 aus Ischia an Alexander Herzen und Ogarjow, ströme ihnen in Massen zu. Besonders in Süditalien. Nicht an Material litten sie Mangel, sondern nur noch an der Zahl der Gebildeten, die Aufrichtigkeit und Zähigkeit genug besäßen, diesem Material die nötige Form zu verleihen. (Michael Bakunins sozialpolitischer Briefwechsel mit A. J. Herzen und Ogarjow. Stuttgart 1895. Cotta — p. 118.) Das waren freilich Metaphern eines Sanguinikers. Immerhin ist es wahr, daß sich allmählich, und zwar nicht nur in Neapel, sondern auch in Florenz, Bologna nnd der Romagna, um die Internationale eine ganze Schar industrieller Arbeiter scharten. Die Neapeler Sektion zählte bereits 1869 etliche 600 Mitglieder, (Compte-Rendu du IV. Congrès International tenn à Bâle. Bruxelles 1869. — p. 57.) Viel hierzu trug zweifelsohne die Presse bei. Zumal die Neapeler «Eguaglianza» befleißigte sich, als echte Arbeiterzeitung aufzutreten, was ihr auch ausgezeichnet gelang. Gleich in ihrer ersten Nr. kündigte sie in ihrem Programm an: Ausschließliche Verfechtung der Arbeitersache und der ökonomischen, sozialen und politischen der arbeitenden Klasse! In jeder Nummer hatte sie ihr Bolletino Operajo und ihre Cronoca Sociale für Arbeiterfachangelegenheiten reserviert. Von der richtigen Erkenntnis geleitet, daß kein Mittel die Arbeiter schneller zum Bewußtsein ihrer Gegensätze zur Unternehmerschaft bringt, als die zum Streik zugespitzte Lohnfrage, suchte man die Arbeiterschaft heranzuziehen, indem man sich für ihre Arbeitsbedingungen interessierte und sie eventuell zum Ausstand provozierte. So wurde 1869 eine Lohnbewegung der Arsenalarbeiter in Neapel eingeleitet. (Nummer 8, 24. Dezember 1869).

Übrigens nichts falscher, als die Annahme von der Revoltewildheit der süditalienischen Sozialrevolutionäre aus den ersten Jahren der Internationalen Arbeiter-Assoziation. Den unüberlegten Streiks wurde durch Ausarbeitung eines genauen Streikerlaubnisschemas mit nicht weniger als fünf Bedingungen vorgebaut.* Dem Unternehmertum wird manchmal durchaus

* Zum Beweis für die bemerkenswerte Vorsichtigkeit, mit welcher die italienische Internationale damals in Streikfragen vorging, möge folgendes dienen. Die Eguaglianza agitierte für einen Gewerkverein, der sich um eine Cassa di Resistenza (Streikkasse) zu scharen hätte. Für eine eventuelle Streikerklärung gab sie aber als Normen: nur der ordnungsgemäß einberufenen Generalversammlung aller Mitglieder . . . steht das Recht auf Erklärung eines Streiks zu. Vor Beginn des Ausstandes aber muß über folgende Punkte vollste Aufklärung herrschen. 1. Ist die Streikkasse im Stande, auf mindestens

konziliant gegenübergetreten, ja, die Sozialrevolutionäre lassen sich sogar auf sehr reformistischen Ideen ertappen. So bringt es die Eguaglianza einmal fertig, einen englischen Unternehmer in Neapel öffentlich zu loben und als Muster für seine Kollegen hinzustellen, weil er durch 2 Prozent Abzug vom Wochenlohn seinen Arbeitern eine gegenseitige Hilfsbank gegründet hat. (I. 8.) Theoretisch allerdings wird der Streik nur vom sozialrevolutionären Standpunkt aus gewürdigt. Der Streik sei die große praktische Arbeiterfrage der Augenblickszeit. Freilich, die soziale Frage zu lösen, vermöchte er nicht, wenigstens nicht in seiner jetzigen Form. Jede Verteuerung der Arbeitskraft werde vom Unternehmer durch eine Verteuerung des Arbeitsproduktes wieder ausgeglichen. Es sei ein böser Kreislauf. (I. 15. 3. Dez. 1869.) Der Hauptzweck des Streiks läge deshalb nicht in einer eventuellen Lohnerhöhung, sondern in der Wirkung des proletarischen Solidaritätsgefühls . . . .

Neben dem großen Verantwortlichkeitsgefühl der Leiter waren es natürlich vornehmlich Dinge materieller Ursachen, welche die Führer der Internationale in Italien zu einer zunächst reservierten Haltung den Streiks gegenüber bewogen. Stefano Caporussa, der Arbeiterdelegierte aus Neapel, sprach das auf dem 4. Kongreß der Internationalen Arbeiter-Assoziation in Basel offen aus: Die Löhne waren in Italien zu niedrig bemessen, als daß dem Arbeiter zur Gründung von Streikkassen viel übrig geblieben wäre. (Compte-Rendu du IV. Congrès Intern.-Assoc. des Travailleurs, Bruxelles 1869. — p. 143.) Noch lange Jahre hindurch war man in Italien mit Kriegserklärungen in der Industrie recht sparsam. Die Resultate der einmal begonnenen Lohnkämpfe hingegen waren für die Arbeiterschaft nicht unbefriedigend.

Es fand also die — theoretisch sehr begründbare — Vorliebe Bakunins für aus der Bourgeoisie entstammende Sozialisten — eine Vorliebe, die, nebenbei bemerkt, auch andere Sozialisten, deren Epigonen heute auf diese Bakuninsche Tendenz nicht verächtlich genug herabblicken zu können glauben, gespürt haben — Ferd. Lassalle, und bis zu einem gewissen Grad auch Karl Marx —, einen hohen Koeffizienten in der politischen Notwendigkeit seines damaligen Wirkungskreises.

Noch bestanden die italienischen Sektionen der Internationale kein Lustrum, da konnte Bakunin freudestrahlend berichten, in Italien gebe es alles, was anderwärts fehle: eine energische und begeisterungsfähige Jugend ohne bestimmte Laufbahn und Mittel

3 Monate hin jedem ihrer Mitglieder 2 Lire Tagesunterstützung zahlen zu können. 2. Ist der Generalrat in London von dem Vorhaben instruiert und hat er seine Einwilligung dazu gegeben? 3. Sind alle Orte, aus denen Streikbrecher gesandt werden könnten, von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt? 4. Ist mit allen Hauptzentren der Industrie brieflicher Verkehr hergestellt? 5. Ist der Arbeiter-Überwachungsdienst (Streikposten) gut organisiert? — (Eguaglianza, I. 8). Allerdings ein sehr umständliches Verfahren, das wohl in den seltensten Fällen zur Anwendung gebracht worden sein wird.

welche ungeachtet ihrer Herkunft aus der Bourgeoisie moralisch und geistig noch nicht völlig erschöpft sei, wie in anderen Ländern. («Ein Komplott gegen die Internationale Arbeiter-Assoziation». In Bak.'s Brief an den Spanier Franzisco Mora aus Locarno, 5. April 1872.)

Benoit Malon, der damals in Italien weilte, schrieb Ende 1873 die den Eindruck Bakunins bestätigenden Sätze: Das soziale Leben Italiens weise eine ganz besondere Erscheinung auf, die es nur mit Spanien teile, nämlich das Vorhandensein verschiedener Tausender von jungen Männern, stets bereit, für eine große Sache mit ihrem Leben einzuspringen, stets willens, ihrem nobile condottiere — gemeint ist Garibaldi — zu folgen. Die Elite dieser Scharen junger Leute aber bleibe mit ihren Wünschen nicht bei der Einheit Italiens und dem Republikanismus stehen, sondern gehe weiter, zum Sozialismus. Dieser Elite nun sei es zu verdanken, daß man, mit Hilfe einiger energischer und intelligenter Proletarier, trotz der Verfolgungen der Polizei, trotz des bekannten Bannfluches Mazzinis und seiner Anhänger gegen allen «ultramontanen» (aus den Ländern jenseits der Alpen stammenden) Sozialismus in Italien zur Gründung von etwa 100 internationalen und sonstigen revolutionären Gruppen, die sämtlich von Enthusiasmus und Hoffnungsfreudigkeit beseelt seien, habe schreiten können.

Diesen jungen Leuten gelang es, daß selbst im Norden, der sich zuerst durchaus ablehnend gegen die neuen Ideen verhalten hatte, sich feste Stämme von Anhängern bildeten. Kurz nach dem Fall der Pariser Kommune finden wir Sektionen der Internationalen in Turin und Mailand. Über 30 Zeitungen verbreiteten Anfang der 70 Jahre die Grundsätze des internationalen Sozialismus über das Land. Arbeiter und junge Akademiker wirken zusammen.

Diese jungen, akademischen Patrioten fraternisierten nun mit den Arbeitern, und einen Moment schien es fast, als sollte es ihnen gelingen, das ganze italienische Proletariat für den Sozialismus zu gewinnen. Bakunin stellte (dies und das Folgende ist dem bereits zitierten Bericht Bakunins an Celso Ceretti entnommen) ein sehr günstiges Horoskop:

Die städtischen Arbeiter gäben tagtäglich neue Beweise davon, daß sie bereits sozialistisch empfänden. Die Eile, mit der sie sich um das Banner der Internationalen überall scharten, wo immer sich nur einige Individuen mit gutem Willen fänden, die fähig genug seien, es zu hissen, sei ein untrüglicher Beweis. Selbst die Mazzinisten, diese eingefleischten Idealisten sähen das ein und versuchten deshalb, die Internationale nachzuahmen. Der sozialistisch gewordene Geist der Arbeitermassen dränge sich eben jedem auf. Immerhin aber bestehe in den Beweggründen, welche die Arbeitermassen der Internationale in die Arme trieben, ein gewaltiger Unterschied. So sei die Auffassungsweise des Sozialismus, wie sie der Landarbeiter zur Schau trage, von dem des Stadtarbeiters völlig verschieden. Die

Stadtarbeiter, die sich der Internationalen anschlössen, seien von vornherein völlig kosmopolitisch gesinnt. Sie begeisterten sich für ethische Postulate. Die Leidenschaft, die sie am meisten fühlten, sei der glühendste Wunsch nach absoluter Gleichheit und Gerechtigkeit: das Recht eines jeden auf seinen vollen Arbeitsertrag. Ihr Betrieb sei ihr Vaterland. Sie neigten stark zu Disziplin und Zentralisation. Sie seien dem Staatsgedanken keineswegs abhold, nur müsse er einen Arbeiterstaat zur Basis haben. Dagegen seien die Landarbeiter in Italien durchaus föderalistisch gesinnt. Sie besäßen keinen Sinn für Abstraktionen, keinerlei Neigung zur Zentralisation. Sie seien, meint Bakunin, der Kultur näher und daher auch viel innerlicher revolutionär gesinnt, als die Industriearbeiter. Wenn das städtische Proletariat in der Regel auch über weit mehr Verstand und revolutionäres Klassenbewußtsein verfüge, so sei doch die dynamische Naturkraft bedeutend größer im Landvolk entwickelt. Die Landproletarier seien also am ehesten für eine revolutionär-sozialistische Propaganda empfänglich. —

Die Mitgliedschaft der italienischen Internationale rekrutierte sich — die kurze, fast rein akademische Periode einmal überwunden — also aus drei anscheinend sehr heterogenen Elementen: 1. der akademischen Jugend, 2. dem städtischen Proletariat und 3. der Landbevölkerung ohne Kapitalkraft.

Diese Zusammensetzung der italienischen Internationale wurde sehr bald einer beißenden und gehässigen Kritik unterzogen. Karl Marx schoß aus London einen giftigen Pfeil ab. Auf die Bakuninschen Worte von der energischen Jugend Italiens ohne Laufbahn und Mittel bezug nehmend, schrieb er die bitteren Worte nieder: «Der heilige Vater (ein gegen Bakunin geschleudertes Schimpfwort) hat Recht. Die Allianz ist in Italien kein Arbeiterbund, sondern ein Haufen von Deklassierten, der Abhub der Bourgeoisie. Alle angeblichen Sektionen der italienischen Internationale werden geleitet von Advokaten ohne Klienten, von Ärzten ohne Patienten und ohne Kenntnisse, von Studenten am Billard, von Handlungsreisenden und sonstigen Kommis und besonders von Journalisten der kleinen Presse von mehr oder minder zweideutigem Ruf . . .» Indem diese Leute sich aller offiziellen Stellungen in den Sektionen bemächtigten, zwang die Allianz* die italienischen Arbeiter, sobald sie in Verbindung mit einander oder mit einem auswärtigen Rat der Internationale treten wollten, sich der Hände jener allianzistischen, dekadierten Bourgeois zu bedienen, die in der Internationale eine «Karriere» oder einen «Ausweg» fanden. («Ein Komplott

* Die „Internationale Allianz der sozialistischen Demokratie", die Nebengründung Bakunins (1868) und das Objekt von Marxens heftigen Angriffen. Die italienischen Sozialisten machten zwischen den beiden Vereinen keinen Unterschied. Sie kannten, obgleich sie, als einzige Nation, in dem Streit Bakunin—Marx, geschlossen auf Seite des ersteren traten, nur die Internationale.

gegen die Internationale», Verlag von W. Bracke jr., Braunschweig 1874).

Schon die — mangelnde — Logik dieser amtlichen Auslassung des Generalrates — Benoit Malon, der doch kein Anhänger Bakunins war, nennt das Pamphlet eine «defamierende, selbst verleumderische Broschüre» — dem ersten Satz, der die Behauptung aufstellt, die Allianz sei überhaupt kein Arbeiterbund, folgt eine längere Auseinandersetzung darüber, daß die Geburtsbourgeoisie sich in den allianzistischen Arbeiterbünden angeblich der Leitung zu bemächtigen verstanden hätte — deutet darauf hin, daß der Vorwurf der «Verbourgeoisierung der Partei» — wie oft ist er in den sozialdemokratischen Fraktionen seither nicht wieder erhoben worden! — nur als ein Glied in der Kette jener heftigen Befehdungen zu betrachten ist, die Marx und Bakunin damals mit einander um die Hegemonie in der Internationale ausfochten. Sachlich stand es gewiß dem Londoner Generalrat schlecht an, auf die «Bourgeois» der italienischen Sektionen mit Fingern zu weisen, war doch, seiner Lebensstellung und seinem Beruf nach, gerade der Generalsekretär für Italien, Friedrich Engels, als reicher Fabrikant selber der Urtypus des — immer im wirtschaftlichen Sinne des Wortes zu verstehenden — Bourgeois. Dies alles und noch sehr viel mehr hätten sich die deutschen Nachkritiker der italienischen Internationale, denen für schiefe Geschichtsschreibung kein Milderungsgrund mehr in der Siedehitze des Tageskampfes liegen konnte, sagen müssen, auch wenn sie es nicht für notwendig hielten, an die Beurteilung der italienischen Verhältnisse mit eigenen Studien heranzugehen. Die Schüler aber traten blindgläubig in die Fußtapfen des Meisters. Immer und immer wieder wurden — von Seiten selber bourgeoisen Schichten entstammender Sozialdemokraten — gegen die italienischen «Bourgeois»-Sozialisten die schwersten Vorwürfe erhoben, Vorwürfe, die weit über das Politische hinausgingen und sich zu ehrenrührigen Angriffen zuspitzten. Auch Kautsky redet von «deklassierten Intellektuellen in den romanischen Ländern» und meint, die Lehre Bakunins, als deren vorzüglichste Charakteristiken er übrigens das «Mißtrauen» gegen den Staat und den «Putschismus» anführt, sei eben ob dieser Ingredienzien so recht «nach dem Geschmack» jener Deklassierten gewesen. (Neue Zeit XXIII. S. 333). Als ob eine Richtung, die sich das «Mißtrauen» gegen den Staat als suprema lex erkoren und dieses so sehr übertreibt, daß sie sich sogar der Teilnahme an allen Funktionen des heutigen Staatslebens enthält, ihren Mitgliedern also nicht nur keinen Anteil an den fetten Pfründen dieser Gesellschaft, sondern nicht einmal ein Abgeordnetenmandat in Aussicht stellen kann, besonders dem Geschmacke bürgerlicher «Deklassierter» entspräche. Derartige Werturteile wie die Bezeichnung «Deklassierte» sind selbst als polemische Zutaten ernstlich zu vermeiden, in dem uns hier interessierenden Fall aber um so mehr, als nach der Lehre Bakunins die Deklassierung

nicht eine historische Tatsache an sich, sondern eine psychologische Notwendigkeit der sozialistischen Aktion aller nicht — Geburtsproletarier ist, der Deklassierte also nicht ein «Abhub» der Gesellschaft, ein Bankerotteur oder ein verbummeltes Genie, kurz ein unfreiwillig Gesunkener, sondern, gerade umgekehrt, ein zum Zweck der Anpassung an das Milieu eines seiner Klasse wesensfremden Strebens freiwilliger Deserteur, ein sich selbst Deklassierender ist, was natürlich, zu welchem Zwecke das auch immer geschehen möge, stets und überall als Beweis hohen Opfersinnes und gründlichster Überzeugungstreue Achtung erzwingt.

Sehen wir uns nun einmal die «deklassierten» Bourgeois in Kürze näher an, welche nach Ansicht von Marx und Epigonen die Internationale in Italien als Sprungbrett für ihre ehrgeizigen Pläne mißbraucht haben sollen. Als die Hauptvertreter des italienischen Zweiges der Internationale werden allgemein folgende Männer genannt: Cafiero, Covelli, Fanelli, Malatesta, Zanardelli, Merlino und Costa.

Der Herzog Carlo Cafiero di Barletta (geb. 1846) war der Sproß eines apulischen alten Adelsgeschlechtes. Er wurde nach Standessitte in einem Priesterseminar erzogen, machte dann auf der Universität sein juristisches Doktorexamen und trat als Gesandtschafts-Attaché in die diplomatische Laufbahn. Im Jahre 1865 nahm er, von mächtigem Studiendrang erfüllt, den Abschied, um sich sozialen Studien zu widmen, ging er nach Paris, dann nach London, wo er mit Karl Marx in freundschaftliche Beziehungen trat und wurde einige Jahre später agitatorisch tätiger Sozialist. Das war seine soziale Deklassierung. Die wirtschaftliche ließ er kurz darauf (1871) folgen, indem er seine ererbten Latifundien verkaufte und den für damalige süditalienische Begriffe ganz enormen Erlös von rund 700.000 Lire seiner Partei zur Verfügung stellte, worauf er allerdings dann ein vollständig deklassiertes Leben führte.

Emilio Covelli aus Trani in Apulien, war gleich Cafiero adligen Geblütes und ein reicher Mann. Auch er machte sein juristisches Doktorexamen, worauf er Professor der Sozialwissenschaften wurde und sich als Statistiker einen bedeutenden Namen machte (noch als Vertreter der italienischen Wissenschaft auf einem internationalen statistischen Kongreß in Berlin sprach), bis ihn die sozialistische Idee dermaßen begeisterte, daß er Stellung und Vermögen opferte und sozialistischer Deklassierter wurde.

Der Neapolitaner Giuseppe Fanelli, der 1870 zum Volksvertreter in das Parlament gewählt worden war, deklassierte sich durch seinen Übergang zum Sozialismus so sehr, daß er es der Regierung auf die Dauer ermöglichte, ihm sein Mandat zu kassieren.

Enriko Malatesta konnte seine medizinischen Studien an der Neapeler Universität nicht fortsetzen, weil er (1870) aus politischen Gründen relegiert wurde, ähnlich Andrea Costa,

3*

der in Bologna unter Giosuè Carducci Philologie studierte, den aber weder die Tatsache seiner Immatrikulation, noch das glänzende Zeugnis seines Professors davor schützten, als gefährliches Individuum und politischer Verbrecher «wegen Beschäftigungslosigkeit und Vagabundentum» in Bologna selbst verwarnt zu werden. Den jungen, glänzend begabten und als besonders tüchtigen Juristen schon damals allgemein anerkannten Neapolitaner Rechtsanwalt Francesco Saverio Merlino, sowie den Professor Tito Zanardelli zwang ihre im Dienste der Partei getane Pflicht und die daraus entstehende Verfolgung seitens der Behörden zur Aufgabe ihres sicheren Erwerbs im Vaterland und nicht nur zur Deklassierung, sondern auch zur Expatriierung.

Aber die sozialdemokratischen Verfasser des «Handbuchs für Sozialismus», die Herren Dr. jur. Carl Stegemann und Dr. phil. C. Hugo (heutiger Reichstagsabgeordneter Hugo Lindemann) wissen ja, dem Marxschen Vorbild folgend, auch davon zu sagen, daß die revolutionären Bourgeois der italienischen Internationale nur deshalb der Arbeiterverbindung beigetreten seien, weil sie «eine Karriere suchten». Nun, wenn sie das wirklich gewollt hätten — was anzunehmen auch nicht der allergeringste Untergrund vorhanden ist — dann hätten sie wie Idioten gehandelt. Denn ein zum Karrieremachen weniger ergiebiges Feld als die italienische Internationale der Siebzigerjahre hätten sie sich gar nicht aussuchen können. Die Karriere, die die italienischen Führer der Internationale nun tatsächlich gemacht haben, bestand darin, daß auch nicht einem einzigen von ihnen der Kerker und das Exil erspart geblieben.

Nicht ein einziger von den dem Bürgertum oder dem Adel entstammenden Führern der Internationale Italiens ist — soweit historisch nachweisbar und logisch denkbar — aus Ehrgeiz Sozialist geworden. Keiner von ihnen hat auch nur die bescheidenste «Karriere» gemacht. Aber alle haben sie für ihre Ideen tiefe Leiden auf sich genommen. Sie waren fraglos mehr Apostel als Politiker.

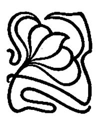
Der Zweck vorstehender historischer Abschweifung war ein doppelter. Erstens sollte die Grundlosigkeit der persönlichen Angriffe (auf die politischen und theoretischen Leistungen der Angegriffenen können wir hier nicht eingehen), die von Seiten einiger — allerdings nicht italienischer! — Sozialdemokraten auf die «Bourgeois» der italienischen Internationale unternommen worden sind, nachgewiesen werden. Zweiter Zweck aber war, bei diesem Anlaß einmal klarzulegen, daß es nicht dekadente, d. h. den besser gestellten Teilen der Bourgeoisie entstammende Männer waren, die in der Internationale Italiens die Führung übernahmen.

Diese Sozialisten der damaligen Zeit wurden als Verbrecher betrachtet, gehudelt und gebüttelt. Sich ihnen anzuschließen, dazu gehörte eine ganz besondere revolutionäre Kraft und Energie. Und in der Tat waren die meisten von ihnen so

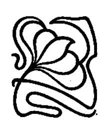
revolutionär, daß man sie heute unter dem Namen Anarchisten fassen würde.

Keine Arbeiterbewegung der Welt, allein die russische ausgenommen, hat in den ersten Dezennien ihres Bestehens so aufreibende und furchtbare Kämpfe zu bestehen gehabt, wie die italienische. Verhöhnung, Strafen, Entsagung waren die unvermeidlichen Begleiterscheinungen sozialistischer Agitation; doch noch mehr. Lange Jahre hindurch setzten die Sozialisten, zumal in den Gegenden der Dolchtradition, wie der Romagna, selbst ihr Leben ein. Die Zahl der von politischen Gegnern, zumal den Republikanern, meuchlings dahingemordeten sozialistischen Parteigänger ist Legion. *Dr. Robert Michels.*

ES DARF KEIN
VATERLAND
MEHR GEBEN

Was nützen, arme Mutter, dir
Das Vaterland, der Waffen Sieg,
Wenn in dem Grabe liegt dein Sohn,
Und er als Opfer fiel im Krieg!
Er war die Hoffnung deines Alters,
Er liebte eine holde Braut,
Doch ach, beim Lärm des Trommelschlagens
Ward er dem Tode angetraut!
Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Um Vaterland und Waffenehr'!
Für uns'rer Kinder Glück und Leben
Darf es kein Vaterland mehr geben!



Wenn frohgemut mit zwanzig Jahren
Der Mensch voll Glück und Lebenslust,
Nimmt man ihn fort, damit er tapfer
Den Kugeln biete seine Brust.
Ohn' Haß im Herzen muß er morden,
Und wenn im Kampf er fand den Tod,
Beweinet man sein traurig Schicksal
Und flucht dem Krieg und seiner Not.
Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Um Vaterland und Waffenehr'!
Für uns'rer Kinder Glück und Leben
Darf es kein Vaterland mehr geben!

Für's Vaterland das Leben lassen,
Ist die Devise altbekannt —
Wo Menschen sich wie Brüder helfen
Und reichen sollten ihre Hand.
Und wenn man dann sich hingeschlachtet
Und Blut färbt rings die Eb'ne rot,
Ist dann des Volkes Los verändert?
Fühlt nicht das Volk allein die Not?
Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Um Vaterland und Waffenehr'!
Für uns'rer Kinder Glück und Leben
Darf es kein Vaterland mehr geben!

Ihr Völker, höret nicht auf jene,
Die rühmen euch die Siegesfreud'
Und die euch sagen, daß Soldaten
Durch Mord und Kampf dem Ruhm geweiht.
Nein! nur der Bestie rohe Wildheit
Gewinnt in uns die Oberhand —
Der Krieg ist für die ganze Menschheit
Ein Unglück nur und eine Schand'.
Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Um Vaterland und Waffenehr'!
Für uns'rer Kinder Glück und Leben
Darf es kein Vaterland mehr geben!

Vereint in einem Vaterlande
Laßt alle leben froh und frei —
Die ganze Welt, die ganze Erde
Befreit von dieser Barbarei.
Die Völker müssen in der Zukunft
Befreit von Haß und Kriegen sein —
Nur durch den Frieden und die Arbeit
Wird Wohlstand dann und Glück gedeih'n.
Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Um Vaterland und Waffenehr'!
Für uns'rer Kinder Glück und Leben
Darf es kein Vaterland mehr geben!

Die Menschen sind zur Lieb' erschaffen,
Sich beizustehen fest und treu,
Nicht um einander zu bekriegen
In grauenhafter Metzelei.
Der Siegeszug berühmter Helden
Entfesselt zu viel bitt'ren Schmerz,
Die großen Feldherrn sind die Henker
Für uns'rer armen Mütter Herz.
Nein! keine blut'gen Kämpfe mehr
Um Vaterland und Waffenehr'!
Für uns'rer Kinder Glück und Leben
Darf es kein Vaterland mehr geben!

Eugène Besson.

(Aus dem Französischen übersetzt von Lilly Nadler-Nuellens.)

Was wollen die französischen Arbeiter im Kriegsfalle tun?

Eine Enquete des „Guerre Sociale“.

Als in den Jahren 1907 und 1908 die Gefahr eines europäischen Krieges — die durch den Wettbewerb der Kapitalisten und Geschäftsleute nach Märkten und Kapitalsanlagen, d. h. nach neuen bequemen Ausbeutungsobjekten, sowie durch die fortwährend gesteigerten Kriegsrüstungen der Staaten immerfort besteht — wieder einmal besonders drohend wurde, eröffnete der von unserem Kameraden Gustav Herve redigierte «Guerre Sociale», das Blatt der vereint wirkenden französischen revolutionären Sozialisten, Anarchisten und Syndikalisten, eine Umfrage bei ihren Lesern: Was sollen wir Franzosen im Fall einer Mobilisation tun?

Wir geben hiermit die wichtigsten Antworten und Ansichten über diese Frage, welche in den Nummern 27 bis 35 des Blattes (1908) veröffentlicht wurden, im Wortlaute wieder.

«Un Sans-Patrie» (ein Vaterlandloser) eröffnet die Diskussion mit folgendem Artikel:

«Angesichts der Gefahr eines Krieges liegt die Rettung in uns und in uns allein.

In allen Gewerkschaften, in allen sozialistischen und anarchistischen Gruppen in Frankreich müssen wir die folgende Frage aufwerfen: Wenn eines Tages der Krieg ausbricht, was werden wir tun?

Der Aufstand? Gewiß. Wenigstens haben sich die französischen Sozialisten auf dem Kongreß zu Nancy dazu verpflichtet! Und was die Anarchisten und revolutionären Syndikalisten betrifft, so werden diese nicht die letzten sein, um sich zu erheben.

Aber es gibt zwei Mittel, um den Aufstand zu verwirklichen. Soll man, wie die „Humanité“* meint, dem Mobilisationsbefehl Folge leisten, sich in der Kaserne bewaffnen lassen, um Gewehre und Kanonen in Händen zu haben, welche es uns möglich machen werden, den Aufstand mit Erfolg zu wagen?

Oder soll man im Gegenteil, wie viele Kämpfer der revolutionären Bewegung denken, sich weigern, in die Kaserne zu gehen und sich so in den Rachen des Löwen zu stürzen, und den Generalstreik, sowie den Militärstreik, den Streik der Reservisten ins Werk setzen, indem man so die Gelegenheit sucht, den Aufstand zu verwirklichen?

Man muß zwischen diesen zwei Taktiken wählen. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Vielleicht wird es in einem Jahr, in einem Monat schon zu spät sein!»

---

* Das Hauptblatt der französischen Sozialdemokratie. Anm. d. Red.

Diese beiden Standpunkte wurden von den Mitarbeitern des «Guerre Sociale» in folgendem entwickelt.

A. Bruckère schrieb:

«Das Wichtigste, was allem vorangeht, ist: uns zu bewaffnen. Die „Menge" auf der Straße ist machtlos, weil sie unbewaffnet ist. Sie kann sich nie mit der organisierten Militärmacht messen; dreißig Polizisten, wenn sie nicht zittern und drei Mitrailleusen (800 Kugeln die Minute) in den rechtwinkeligen Straßen der modernen Städte, würden eine Menge von 30.000 Menschen aufhalten. Die moderne Form des Aufstandes ist die militärische Empörung; man kann die Revolution nicht gegen die Armee, man muß sie mit der Armee machen. In allen Revolutionen Frankreichs (1789, 1830, 1848, 1871) hat ein Teil der Armee gemeinsame Sache mit den Aufständischen gemacht; in der russischen Revolution haben wir zahllose Beispiele von militärischen Empörungen (Sebastopol, Riga, Kronstadt etc.); nicht zu vergessen des „Potemkins", des Kriegsschiffes, welches die rote Flagge hißte. Die Tat des 17. Regimentes* erscheint uns wunderbar, weil wir ihre Vorgeschichte nicht kennen; in Wahrheit war sie nur die traditionelle Begleiterscheinung aller stürmischen Zeiten. Die militärischen Aufstände, die in früheren Zeiten, sogar mit den berufsmäßigen Armeen, möglich waren, sind noch viel mehr möglich mit der jetzigen Armee, welche eine große Nationalgarde ist und die Nationalgarde war das großartigste Werkzeug der Revolution im 19. Jahrhundert; auch in der Revolution der Pariser Kommune (1871), die zum größten Teil ein Werk der als Nationalgarde organisierten Pariser Arbeiterschaft war.

Also, im Falle eines Krieges, gehen wir in die Kaserne. Gewiß, es wird ungeheuer schwierig sein, die Leute, die durch die Mobilisierung plötzlich aus ihrer Heimat gerissen sind, zur Erhebung zu bringen; aber der Erfolg oder Mißerfolg wird nicht so sehr von der Tapferkeit abhängen, die wir an diesem Tage entfalten, als von der Richtung und Stärke der Propaganda während den vorhergegangenen Jahren. Die ganze Frage ist, zu wissen: ob in diesem Augenblick der revolutionäre Sozialismus nur oberflächlich im Lande verbreitet worden ist — oder ob die vorhergegangene Propaganda einen genügend wichtigen Teil der Bevölkerung für sich gewonnen hat. Wird es durchschnittlich einen Revolutionär in jeder Kompagnie geben, oder zehn? Alles hängt davon ab.

Lange vor der Kriegserklärung, während der ganzen Zeit der „diplomatischen Spannung" und der Hetzarbeit der Zeitungen, welche die öffentliche Meinung für den Krieg vorbereiten, müssen wir die stärkste Propaganda betreiben, die sich von der parlamentarischen Obstruktion und der Gegenagitation in der Presse zu Volksversammlungen und Straßendemonstrationen und

---

* Das sich beim Aufstand der Winzer in Südfrankreich (August 1907) empörte. Anm. d. Red.

endlich bis zum Generalstreik und den gewaltsamsten Handlungen steigert. Aber für den Generalstreik brauchen wir starke Gewerkschaften; für die Zeitungsagitation brauchen wir eine Presse. Alles ist also eine Frage der vorhergegangenen Organisation. Wenn es keine Organisation gibt, welche, von Anfang an, mächtig genug ist, die öffentliche Meinung gegen den Krieg zu beeinflussen, wenn nicht der Generalstreik die Bourgeoisie in Entsetzen und unbeschreibliche Verwirrung stürzt — so wird diese unseren Vorkämpfern die Sorge ersparen, entscheiden zu müssen, was sie im Kriegsfalle tun müssen; denn wir werden die Mobilisation zwölf Stunden vor den anderen erfahren, wenn die Polizei uns um 5 Uhr morgens aus dem Bette holt.

Wenn die Anzahl der Revolutionäre im Verhältnis zur Bevölkerung zu gering ist, wird jede revolutionäre Bewegung von Anfang an erdrückt werden, die Heerde der Proletarier wird zur Schlachtbank geschickt, von den Kartätschen zerfetzt werden, und die soziale Revolution wird erst n a c h dem Kriege ausbrechen — wie in Frankreich 1871 und in Rußland 1905. (Davor oder danach, aber in jedem Falle bedeutet ein europäischer Krieg die Weltrevolution.)

Ich glaube, wir haben uns nicht zu fragen: Was werden wir im Falle einer Kriegserklärung tun? Denn wenn uns die Mobilisation überrascht, ehe wir die öffentliche Meinung empören können, ist es aus mit uns. Entweder werden wir unvorbereitet angegriffen, dann bedeutet das ein Hinmorden unserer Vorkämpfer als Vorspiel eines Krieges. Oder unsere tägliche Propaganda wird innerhalb kurzer Zeit starke Gewerkschaften, revolutionäre Gruppen, eine weit verbreitete Presse organisieren und dann gibt es eine so riesenhafte, soziale Bewegung, daß dieselbe, auf dem Weg des Generalstreiks und des Militäraufstandes, zur allmächtigen kommunistischen Revolution führt.»

M. A. schreibt.

«Wenn in Frankreich der Krieg erklärt ist, wird — wenn wir nicht unsere Vorkehrungen treffen — die Lage die folgende sein: für uns, Propagandisten, die sofortige Verhaftung, und wenn notwendig, zwölf Kugeln in den Leib. Für die anderen, die unbekannten Kämpfer, zwei Möglichkeiten: entweder in die Kaserne zu gehen mit der Absicht, eine Meuterei hervorzurufen, oder dem erhaltenen Befehl gar keine Beachtung zu schenken und den Aufstand in der Straße zu versuchen. In keinem Falle kann von einem bloßen passiven Ungehorsam oder von Desertieren die Rede sein. Das erstere ist unmöglich, denn man geht dadurch dem sicheren Tod entgegen; die Regierenden werden, aus Furcht vor dem Beispiel, rücksichtslos grausam sein. Das Einrücken verweigern, einfach zu Hause bleiben bedeutet — außer vielleicht in einigen entlegenen Dörfern — zum Aufstand gezwungen zu werden. Die Desertion, die Flucht ist unausführbar, und ist rein die persönliche Sache eines jeden, darum geht sie uns hier nichts an. So gibt es keinen anderen Ausweg: Ent-

weder die Kaserne, mit in kürzerer oder längerer Frist dem Aufstand; oder die sofortige Empörung — und zwar die aktive Empörung.

Für mich gibt es keinen Zweifel: wir dürfen nicht in die Kaserne gehen. Ich weiß, daß der Aufstand nur dann gelingen kann, wenn die Armee mit uns ist. Keine Revolution ist ohne die Empörung des Militärs möglich. Aber die Armee erhebt sich nicht von selbst. Wenn die Bevölkerung der Städte sich nicht rührt (und wie kann sie sich rühren, wenn jene, die sie aufrütteln sollten, die Vorkämpfer des Proletariats, in der Kaserne sind?) kann man beinahe sicher sein, daß die Armee sich nicht erheben wird. Was immer die Stärke unserer Propaganda in der Armee sein mag, die Truppen werden sich nur dann empören, wenn die Zivilbevölkerung selbst sich empört hat. Die Armee folgt dem Beispiel des Volkes. Die französischen Garden, die Regimenter von 1830 und 1871, die Soldaten des 17. Regiments sind zum Volke „übergegangen", d. h. sie haben gemeinsame Sache mit demselben gemacht, als sich das Volk schon im Aufstand befand.

Von zwei Sachen ist nur eine möglich: entweder hat unsere antimilitaristische und antipatriotische Propaganda Früchte getragen und die jungen Leute angesteckt; oder unsere Tätigkeit war nur oberflächlich. Im ersten Falle wird der geringste Versuch zur Empörung in der Zivilbevölkerung die Truppe mit sich reißen. Im zweiten werden weder die Reservisten, noch sonst etwas die jungen Soldaten bewegen, sich uns anzuschließen; so daß die Reservisten, welche eine Empörung in der Kaserne anstreben, die jungen aktiven Soldaten gegen sich haben könnten. Um zu gelingen, muß der Aufstand im Lande ausbrechen, sobald der Krieg erklärt ist, und ehe irgend ein Gefecht stattgefunden hat, und somit die sofortige und beinahe gleichzeitige Erhebung der Armee mit sich ziehen. Nur so können wir das Proletariat und die Truppen der „feindlichen Nation" dazu bewegen, unserem Beispiel zu folgen — was sehr wichtig ist.

Wie kann man diese allgemeine Empörung vorbereiten und im gewünschten Zeitpunkt zum Ausbruch bringen? Man muß 1. von heute an alle Organisationen, alle revolutionären und Arbeitergruppen Frankreichs bewegen, sich mit der Frage zu befassen. Erreichen, daß jede Gewerkschaft, jede Sektion der sozialistischen Partei, jede anarchistische Gruppe den festen Beschluß faßt, mit dem Generalstreik und dem Aufstand auf den Mobilisationsbefehl zu antworten, und daß dieser Beschluß in der klarsten und entschiedensten Form verkündet wird. 2. Ein wachsames Auge auf die äußere Politik unserer Regierenden haben und im Augenblick, wo Kriegsgerüchte auftauchen, im ganzen Lande eine Agitation durch Zeitungen und Versammlungen einzuleiten, um das Proletariat zur Empörung vorzubereiten. 3. Wenn der Krieg erklärt ist, muß alle Arbeit sofort von selbst aufhören — denn der Aufstand würde eine Metzelei werden, wenn derselbe nicht vom Generalstreik unter-

stützt wird. Wenn die wichtigsten Industrien die Arbeit einstellen, wird eine solche Verwirrung im wirtschaftlichen Leben der Nation entstehen, daß eine kleine Anstrengung und etwas Mut genügen werden, um über alle Kräfte der Bourgeoisie zu siegen. 4. Die Abfahrt der Truppen verhindern. Das Volk muß zu den Bahnhöfen und vor die Kasernen eilen; besonders die Frauen, die in Italien, bei Gelegenheit des abessinischen Krieges und jetzt kürzlich beim Streik in Parma, den Männern aller Länder ein wunderbares Beispiel von Tapferkeit gegeben haben. 5. Die Urheber des Krieges, Politiker und Finanzleute, in unsere Hand bekommen. All dies wird natürlich nicht so ohne weiteres möglich sein. Wir müssen uns bewaffnen. Wir müssen über die besten Mittel dazu beraten.»

H. Martini:

«Man kann heute mit vieler Berechtigung einwenden, daß wenn wir Revolutionäre im Mobilisationsfall in die Kaserne gehen, wir dort, wo wir niemand kennen, unfähig sein werden, uns mit den Reservisten oder aktiven Soldaten, die uns helfen könnten, in Verbindung zu setzen. Dem läßt sich aber leicht abhelfen. Es genügt, daß der Keim der revolutionären Organisationen, der in einigen Regimentern tatsächlich besteht, allgemein wird, und daß es in jeder französischen Kaserne eine ganz kleine Gruppe von 3 bis 4 tatkräftigen Kameraden gibt, die sich gut kennen und die jene Soldaten gut kennen, auf die sie in einem ernsten Falle rechnen können. Ohne irgend jemand darüber Rechenschaft zu geben, was sie tut, muß diese Gruppe mit den revolutionären Vorkämpfern ihrer Garnisonstadt in Verbindung sein. Besonders müssen diese Kameraden jenen bekannt sein, die im Mobilisationsfall zu Hause bleiben; den Untauglichen, den Frauen, den Männern über 45 Jahren; diese werden zur rechten Zeit den Verkehr zwischen den von anderswo einrückenden Revolutionären und den Mitgliedern der militärischen Organisation vermitteln. Man muß auch Maßnahmen gegen die Spione treffen; wenn man weiß, nach welcher Stadt man einberufen wird, muß man trachten, dort Beziehungen anzuknüpfen; wenn das nicht möglich ist, muß man sich von seiner Gewerkschaft oder sozialistischen oder anarchistischen Gruppe ein Empfehlungswort verschaffen.

Was können aber eine Hand voll Leute inmitten der unentschlossenen Masse tun? Vielleicht nichts, vielleicht alles; denn in diesen Momenten ist der Geisteszustand der Menschen ganz anders als sonst. Die Revolutionäre sind beinahe sicher auf den Tod gefaßt, entweder durch eine feindliche Kugel von vorn, oder, beim geringsten Versuch der Empörung durch eine Kugel „von Freundesseite". Und diese Gewißheit gibt den Unentschlossenen ungeahnten Mut und Kraft. Für die anderen ist es ein unbestimmtes Unbehagen, das das Herz zusammenpreßt. Sie prahlen, sie lachen, aber es klingt nicht echt. Das Kriegsgetümmel hat noch nicht den unwillkürlichen Heldenmut in ihnen geweckt.

Sie erinnern sich mit Schaudern an die furchtbare Wirkung der Kanonen am Manöverfeld, an die Beschreibungen des Schlachtfeldes mit zerfetzten Leichen und jammernden Verwundeten; der heimatliche Herd erscheint ihnen wärmer, das Leben schöner. Zu dieser Zeit werden, mehr als je, die Schilderungen der Greuel des Krieges auf den Soldaten Eindruck machen; da ist es leicht, ihnen die militärischen Helden und Heldentaten im richtigen Lichte zu zeigen und den Niederträchtigkeiten und Metzeleien des Krieges die Poesie zu nehmen, mit welcher man sie umgeben hat. Es dauert Monate, bis man den Menschen zum Revolutionär erzieht; eine Stunde genügt, um ihn zum Ungehorsam zu verleiten.

Die russische Revolution kann uns darüber wichtige Lehren geben. Der folgende Fall hat sich (ich weiß nicht mehr, wann und wo) in einem russischen Regimente abgespielt. Die Reservisten hatten Flugblätter mit sich gebracht, welche in wenigen, sehr einfachen Worten die wahre Ursache des Krieges erzählten und den Soldaten erklärten, warum sie nicht in den Krieg ziehen sollten. Während der Nacht genügte es, daß ein Soldat in jedem Bataillon mit einem Schraubenzieher oder mit einem bloßen Geldstück die Ladestöcke der Gewehre losschraubt und diese dadurch unbrauchbar macht; das ganze nahm keine Viertelstunde in Anspruch; in einem benachbarten Artillerieregiment verschwanden auf dieselbe Art die Zieler der Kanonen. Als am zweiten Tage der Mobilisation die Soldaten alle im Hof versammelt waren, um vor dem Abmarsch inspiziert zu werden, traten die Führer der Bewegung aus den Reihen, erhoben die Gewehrkolben und zogen ihre Revolver heraus und forderten ihre Kameraden mit ein paar Worten auf, ihrem Beispiel zu folgen. Ein Teil der Soldaten schwankte, aber schließlich siegte der Wunsch zu leben über den, sich für den Zaren töten zu lassen und das ganze Regiment empörte sich.»

Die folgenden Stellen sind aus den eingesandten Zuschriften der Leser des «Guerre Sociale» entnommen:

Ein Bauer von Ecueille (Indre):

«Obgleich ich nur ein einfacher Landarbeiter bin, will ich doch meine Meinung aussprechen. Im Fall einer Mobilisation würde ich folgendes tun: Mit Frauen, Kindern, sogar Greisen vor die Bahnhöfe gehen, wenn möglich in dieselben eindringen und die Züge am Abfahren verhindern; die Eisenbahnlinien versperren, wenn nötig das Bahnmaterial unbrauchbar machen.

In der Kaserne ist es unmöglich, eine Empörung zu organisieren, denn der arme vereinzelte Revolutionär könnte weit von seinem Heimatsort, wo er niemanden kennt, nichts tun. Es gibt noch zu viele Patrioten, und die Vereinzelten, die sich rühren könnten, hätten kein Vertrauen: die Furcht würde sie festbannen.»

V. G. T.:

«Dies ist, meiner Meinung nach, unsere Aufgabe: 1. Beim Erhalten des Mobilisationsbefehls muß jeder Revolutionär in Frankreich sich bewaffnen. 2. Die Masse der Kämpfenden begibt sich zum Bahnhof, um die Reservisten zu empfangen, die es für notwendig gehalten haben, ihre Stadt zu verlassen. Wenn dieser Empfang nicht vor dem Bahnhof geschehen kann, wird er an den Toren der Kasernen stattfinden. 3. Alles muß versucht werden, um den Gehorsam der aktiven Soldaten zu erschüttern. Kein Offizier darf die Tür der Kaserne erreichen, und keiner darf die Kaserne verlassen. Alle müssen ohne Zeitverlust gefangen genommen werden. 4. Wenn die Soldaten sich empören, haben wir gewonnen. Wenn nicht, umso schlimmer. Dann müssen die Kämpfenden zum Bahnhof eilen, die Schienen aufreißen, das ganze Material unbrauchbar machen. Die Frauen werden in diesem Fall besonders wertvoll sein. 5. Als Demonstration und um der Bourgeoisie Angst einzujagen, müssen Gruppen von Revolutionären, welche man vor dem Kriege organisieren muß, die Stadt durcheilen und alle diese Aufgaben vollbringen. Wenn in der Mehrzahl der Städte die Erregung so weit fortgeschritten ist, wird die Revolution nahe zum Siege sein. Auf keinen Fall dürfen wir in die Kaserne gehen. Es wird leichter sein, die Reservisten an den Toren der Kasernen aufzuhalten, als sie zu bewegen, in der Uniform zu uns zu kommen.»

Von einem Matrosen der Kriegsmarine:

«Meine Meinung ist: gehen wir in die Kaserne. Vergessen wir nicht, daß der größte Teil der Matrosen revolutionär gesinnt ist, und Sie können sicher sein, daß sich die Tat des „Potemkin“ in Frankreich bei einer Kriegserklärung sicher wiederholen wird.»

Aus einem Brief von A. Roquepuy:

«Ich werde den allzu bekannten revolutionären Vorkämpfern nicht raten, sich in den Rachen des Löwen zu stürzen; aber die Masse der beinahe unbekannten Revolutionäre soll in die Kaserne eilen, um sich bewaffnen zu lassen. Der Soldat, der in einer fremden Stadt in Garnison ist, hat die „Zivilisten“ nicht gern; besonders der junge Bauernbursch, wenn er in der bunten Uniform steckt, verhehlt seine Verachtung für die Arbeiter nicht. Wenn wir am Tage der Mobilisation die Empörung auf der Straße entfachen, müssen wir darauf gefaßt sein, daß der aktive Teil der Armee sich gegen uns wenden wird. Die Leute ohne Überzeugung, die die große Mehrzahl der Truppen bilden, werden in der Richtung handeln, in welcher scheinbar die geringste Gefahr liegt. Die Furcht vor der militärischen Exekution wird stärker sein, als die Furcht vor den Aufständischen. Die in den Kasernen abgesondert gehaltenen Regimenter, von energischen brutalen Vorgesetzten befehligt, werden — wenn man sie ohne

Zögern in den Kampf schickt, ehe die Soldaten Zeit haben, nachzudenken — alle jene niederschießen, die ihre Offiziere ihnen als Feinde bezeichnen werden; und dann sind wir verloren. Darum wäre es besser, glaube ich, wenn am Tage der Kriegserklärung die Regimenter vom Volk, von den Reservisten überschwemmt würden. Die Revolutionäre, so wenige ihrer auch sind, werden rasch Verständnis finden. Sie werden den Groll gegen die Vorgesetzten für ihre Zwecke benützen und die Einrichtungen der Kaserne kennen lernen. Was für großartige Gelegenheiten zur Sabotage bieten sich für jene dar, die mitten im Herzen der feindlichen Stellung sind! besonders bei der Artillerie.»

H. O.:

«Gehen wir nicht in die Kaserne, das wäre, uns in die Gewalt des Feindes zu begeben. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß nur die tätigsten Propagandisten überwacht werden. Die einfachsten Revolutionäre Frankreichs sind bekannt, und wenn sie am entscheidenden Tage in die Kaserne gehen, werden sie sich gefesselt finden. Um die Empörung im Regimente hervorzurufen, dazu müssen jene Kameraden genügen, die Soldaten sind. Nicht die Anzahl der sich Empörenden wird die Unentschlossenen bewegen, ihrem Beispiel zu folgen, sondern ihr Mut, ihre Entschlossenheit und ihr rasches Handeln.»

Eine Gruppe von Sklaven aus Camplon:

«Dies ist, was wir übrigen, die Landarbeiter, tun werden: Sofort, wenn in Frankreich die Mobilisation erklärt ist, stürzen wir uns auf die Verkehrsmittel und fangen damit an, die Telegraphendrähte zu zerschneiden; darnach die Schienen und die Eisenbahnviadukte, während ein Trupp die Gendarmerieposten besetzt. Indem wir so jeden Verkehr abschneiden, machen wir den Transport der Reservisten in die Kaserne unmöglich.»

Aus einem Brief ohne Unterschrift:

«Der größte Teil der jungen Arbeiter und Bauern, die den Krieg und die Armee hassen, würden sich in ihrer gewohnten Umgebung, angefeuert vom Beispiel der Revolutionäre, wohl empören; aber wenn sie dieser Umgebung und unserem Einfluß entrissen werden, zwischen Unbekannten, denen sie mißtrauen, betäubt, verwirrt und erschöpft, werden sie gehorchen, wie eine Heerde Schafe. Wenn einmal der größte Teil der männlichen Bevölkerung (und zwar jener von dessen Beispiel und Einfluß die Empörung des Militärs abhängt) in der Kaserne oder an der Grenze ist, ist alles verloren, denn jene, die zuhause bleiben, vermögen dann nichts zu tun. Selbst wenn sie stark genug wären, einen Generalstreik ins Werk zu setzen — was sehr unwahrscheinlich ist — würde derselbe gar keinen Erfolg haben, denn die Armee würde all ihre Bedürfnisse (Ver-

pflegung, Transport etc.) durch die zum Militär eingerückten Arbeiter decken, die gezwungen wären, die notwendigen Arbeiten unter der eisernen Disziplin der Kriegszeiten zu verrichten. Die Demonstrationen der derart geschwächten Bevölkerung würden die Regierung nicht beunruhigen, welche dieselbe durch ihre Polizei rasch unterdrücken würde. Also gehen wir nicht in die Kaserne.

Der Aufstand im alten Sinne: die Barrikaden, die regelrechte Straßenschlacht gegen die Truppen, ist heute undenkbar. Was würde geschehen, wenn im Falle der Mobilisation oder des Generalstreiks die Revolutionäre einer Stadt Frankreichs sich an einem gegebenen Punkte versammeln würden, um die Truppen für ihre Sache zu gewinnen? Die Behörden, bei Zeiten durch ihre Spione benachrichtigt, würden den bezeichneten Platz in der strategisch besten Weise durch Artillerie besetzen und die Volksmenge — wie groß und entschlossen sie auch sein mag — würde durch die Kanonen hingemäht werden, ehe sie sich den Soldaten nähern kann. Keine Hoffnung an das Gewissen und die Solidarität der Soldaten zu appelieren; unmöglich sich mit der Artillerie zu messen; es wäre eine Metzelei und eine Niederlage.

Unser Straßenkampf muß ein Guerillakrieg sein, besonders auf wirtschaftlichem Gebiete. Sowohl vor der Kriegserklärung, wie während dem darauf folgenden Generalstreik müssen wir die Armee paralysieren und unbrauchbar machen, indem wir mit allen vorhandenen Mitteln ihre Verpflegung, ihre Bewaffnung unmöglich machen. Die Arbeiter in den Waffen- und Munitionsfabriken, sowie in allen militärischen Werkstätten müssen sofort die bis ans äußerste getriebene Sabotage anwenden.

Durch die unzähligen Empörungen, welche überall ausbrechen werden; durch unsere Handlungen, welche wir überall an verschiedenen Stellen begehen werden; durch die Verhaftung der wichtigsten Vorgesetzten; — durch all dieses wird sich die französische Armee von selbst auflösen. Wenn die französische Regierung der Revolution nicht freien Lauf lassen will, so kann sie keine Truppen an die Grenze schicken, sie kann sie auch nicht an einem Punkt der aufständischen Stadt oder Gegend konzentrieren; sie kann die „guten" Regimenter nicht von den „schlechten" trennen, denn sie muß alle verfügbaren militärischen Kräfte in kleinen Abteilungen über das ganze Land verbreiten, um die Empörung zu unterdrücken, ehe sie die Kriegsoperationen beginnt. An tausend Stellen wird es Gebäude zu überwachen, Ansammlungen zu zerstreuen, Verhaftungen auszuführen geben; d. h. überall wird die Truppe in kleinen Abteilungen mit der Bevölkerung in Berührung kommen. Und wenn unsere antimilitaristische Propaganda die jungen Rekruten Frankreichs vor oder während ihrer Dienstzeit beeinflußt hat, so wird die Armee zu uns übergehen; die revolutionären Soldaten werden die unentschlossenen mit sich reißen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sich die Armee so an die Revolution anschließt, als

zu hoffen, daß sich die Regimenter aus eigenem Antrieb auf einmal erheben würden — selbst wenn dieselben auch beinahe ganz aus Reservisten bestünden.»

Ein Volksschullehrer:

«Wir müssen in die Kaserne gehen. Wenn wir nicht gehen, wird die ganze französische Armee aus unseren Feinden bestehen; die Offiziere werden ihre Leute in der Hand haben. In der Kaserne werden wir Waffen haben; wir werden Verwirrung und Unentschlossenheit in den Reihen säen können; wenn man Feuer gegen die Aufständischen kommandiert, werden wir unseren Kugeln ein vernünftiges Ziel geben können. Wir werden dem Volk zeigen, entweder indem wir den Gehorsam verweigern oder durch eine tatkräftige Empörung, daß die Armee ihm nicht ganz feindlich ist, daß sie zögert und auf die Hilfe der Straße wartet. Nur so können wir eine Metzelei vermeiden.»

Ohne Unterschrift:

«In Euerer Diskussion, Kameraden, scheint ihr eines vergessen zu haben: daß wir auf dem Lande nicht ein Heer von Polizisten haben, das sich auf uns stürzen könnte, wenn wir uns weigern, einzurücken, wie Ihr in Paris und den anderen großen Städten Frankreichs. Bruckère sagt, wir sollen in die Kaserne gehen, um uns bewaffnen zu lassen. Beinahe jeder von uns hier hat ein gutes Gewehr, das genügen würde, um die vier Gendarmen, die versuchen, die Unentschlossenen mit sich zu reißen, zur Vernunft zu bringen. In der letzten Versammlung unserer Gruppe, die aus jungen Leuten besteht, haben wir beschlossen, daß nicht ein einziger in die Kaserne gehen wird — und wir sind in gerader Linie zehn Kilometer von Paris entfernt!»

Ein Unteroffizier des 143. Infanterieregimentes:

«Meine Antwort ist klar: Ja, gehen wir in die Kaserne. Wie will man, daß die furchtsamen, die eingeschüchterten Soldaten sich für den Aufstand in Bewegung setzen, wenn wir in ihrer Mitte sind, um sie mit uns zu reißen und zu leiten? Man darf sich nicht täuschen: die aktiven Soldaten werden nur der revolutionären Bewegung folgen, welche die Reservisten anfangen — aber sie werden nicht selbst dieselbe anfangen. Der militärische Geist(!) der Reservisten ist nicht derselbe, wie bei der großen Masse der Soldaten. Sie sind zum größten Teil Familienväter und sind gleichgiltig gegen den patriotischen Prunk. Ihr Heim, ihre Kinder, ihre Geschäfte interessieren sie mehr als die Verteidigung des Vaterlandes. Die Reservisten sind die besten Hilfstruppen des Aufstandes. Ich erinnere mich, daß bei meinem letzten Einrücken (1902) von den 25 Leuten meiner Sektion beinahe die Hälfte meine Ideen teilten, als ich ihnen dieselben darlegte.»

Ein Soldat des 31. Linienregimentes:

«Meiner Meinung nach sollten die Antimilitaristen der Reserve und besonders die bekannteren Vorkämpfer nicht in die Kaserne gehen. Ich kann versichern, daß in allen Regimentern von Paris und besonders im 31. man in jeder Kompagnie 3 bis 4 Revolutionäre findet, die vollkommen entschlossen sind, die Mobilisation mit allen Mitteln unmöglich zu machen. Wir kennen uns genau genug in jeder Kompagnie, um im entscheidenden Augenblick einen raschen, energischen Entschluß zu fassen.»

J. S. Boudoux:

«Wenn in und durch die Gewerkschaften eine gründliche antimilitaristische und antipatriotische Propaganda gemacht wird, so werden die jungen Arbeiter, die als aktive Soldaten dienen, wissen, was sie im Kriegsfalle zu tun haben. Die Reservisten müssen die Revolution in der Zivilbevölkerung vollbringen und die Aufgabe der aktiven Soldaten ist es, zu uns zu kommen.»

Nachdem die Diskussion über diese zwei Meinungen erschöpft worden war, veröffentlichte der «Guerre Sociale» die Zuschriften derjenigen, die der Ansicht sind, daß die zwei Taktiken sich nicht widersprechen, sondern ergänzen.

Aus Bernay langt folgendes Schreiben ein:

«Beide Methoden sind gut unter der Bedingung, daß die, die sich Revolutionäre nennen, handeln, nicht die Arme in den Schoß legen, und die günstige Gelegenheit benützen, wenn sie sich ihnen bietet. Die Wahl zwischen den zwei Taktiken hängt vom Temperament und besonders von der Umgebung ab, unter der ein jeder lebt.

Nicht in die Kaserne zu gehen ist eine vorzügliche Methode für die Mittelpunkte der Arbeiterbewegung, wo es anarchistische Gruppen, revolutionäre Gewerkschaften gibt. Aber für die kleinen Provinzstädte, wo es beinahe keine Revolutionäre gibt, und besonders fürs Land taugt diese Taktik nicht. Man muß die tatsächliche Situation vor Augen halten. Die Mobilisation kann morgen verordnet werden; was wird dann nach aller Wahrscheinlichkeit geschehen?

Wenigstens drei Viertel der einberufenen Reservisten sind vom Lande. Die meisten Bauern, die von der antimilitaristischen Propaganda wenig berührt sind, werden in die Kaserne gehen. Sie werden sich nicht entschließen, zu Hause zu bleiben, aus Furcht vor dem Gendarm und dem Galgen. Sie werden ohne Begeisterung einrücken, aber sie werden es tun. Es ist die Aufgabe der Revolutionäre am Lande ihnen nachzufolgen. Was könnten sie auch in ihrem Dorfe tun, allein, unbewaffnet, inmitten einer Bevölkerung, die den Ideen der Befreiung oft feindselig gesinnt ist? Sie müssen vom ersten Tag der Mobilisation an versuchen, die Leute in ihrem Dorf zur tätigen Empörung

zu treiben; wenn ihnen das aber nicht gelingt, ist es am besten, mit den übrigen zu gehen und im Eisenbahnzug die Propaganda fortzusetzen. Wenn unterwegs oder bei der Ankunft in der Garnisonstadt der Zug von aufständischen Banden angehalten wird, umso besser! Die Kämpfer vom Lande werden sich zu ihnen gesellen, um die Widerspenstigen zu hindern, in die Kaserne zu gehen und sie zum Aufstand mitzureißen.»

Ein Reserveoffizier:

«Ich denke, daß eine Kombination der zwei Taktiken unerläßlich ist, um den Erfolg des Aufstandes zu sichern. Jene, die es für notwendig halten, sollen in die Kaserne gehen und ihre Aufgabe ist folgende: Sich uniformieren und bewaffnen zu lassen, dann im Moment der Abfahrt auf dem Perron des Bahnhofes sich der Personen der Vorgesetzten und der Munitionskisten zu bemächtigen, die Eisenbahnwagen abkoppeln usw. Kurzum, alle Abfahrt verhindern. Wenn dennoch Züge mit Soldaten abfahren, ist es die Aufgabe der streikenden Arbeiter in der Provinz und am Lande, dieselben zum Stillstand zu bringen.

Die Reservisten werden frühestens drei Tage nach ihrer Ankunft an die Grenze gehen. Sie werden Übungen und Märsche machen; es wird ihnen also leicht sein, sich während dieser Zeit gegenseitig kennen zu lernen, die Kämpfer der Bewegung herauszufinden und zusammen die beste Art des Handelns zu besprechen. Wenn der günstige Augenblick kommt, ist das erste, was man tun muß: die Pulver-, Munitions- und Waffenniederlagen auszukundschaften, sowie die Lebensmittelmagazine, die Post- und Telegraphenstationen etc.

Nicht alle Truppen gehen auf einmal ab. Wenn die zuerst abgeschickten sich empören, werden es die zurückgebliebenen sofort erfahren. Dann müssen sie sofort handeln: in der Kaserne, am Bahnhof, auf der Straße. Wenn aber die erste Abteilung gehorsam abfährt, dann werden die Revolutionäre, die in der Bevölkerung geblieben sind, auf der Durchfahrt der Truppen durch ihre Stadt oder auf den Eisenbahnlinien gegen die Züge das Nötige tun müssen.»

Aus einem Schreiben aus Lyon:

«Die Kameraden, die das Glück haben, nicht von der Polizei gekannt zu sein, können (wenn es ihnen paßt) zu ihrem Regiment gehen und die Unentschlossenen mit sich reißen. Sie müssen sich aber sofort untereinander zu verständigen trachten, damit sie sich in der Kaserne gleich erkennen können. Die bekannten revolutionären Vorkämpfer hingegen dürfen nicht in die Kaserne gehen, denn sie gingen ins Verderben. Wir müssen auch die Mittel ausfindig machen, um die Verhaftung dieser Vorkämpfer am Tage der Kriegserklärung zu verhindern und sofort den Geist der Bevölkerung für den Aufstand vorbereiten.»

Ein sehr eifriger Leser des «Guerre Sociale»:

«Die jungen und alten Männer, die nicht unter das militärische Gesetz fallen, die Frauen und Mädchen müssen sich empören. Im Moment einer Mobilisation wird die Zahl der revolutionären Kämpfer in Frankreich sich riesig vermehren. Wie viele gibt es, die in Friedenszeiten schweigen und sich ducken, um nicht ihre Stellen zu verlieren und die, wenn man alles für alles wagen muß, zu mutigen und tatkräftigen Rebellen werden.»

Ein aktiver Unteroffizier der Artillerie:

«Die revolutionären Kämpfer der großen Städte, die Reservisten mit starker Überzeugung und die besser wissen als die jungen Leute, was zu tun ist, sollen in die Kaserne gehen. Sie werden eine große Hilfe für jene aktiven Soldaten sein, die schon so wie so viel zu tun haben. Für das Dorf stehen die Sachen anders. Wenn die Kameraden daselbst organisiert sind, sollen sie zu Hause bleiben. Sie können handeln, weil sie keine Polizei und keine Truppen in der Nähe haben. Wenn man uns hinschickt, um sie zu „beruhigen", können wir uns leichter verständigen. Alle jene, die die Fähigkeit in sich fühlen, sich nützlich zu betätigen, können von heute angefangen sich Notizen machen und ein jeder für sich seine Mobilisation vorbereiten. Denn die Sache wird nur dann gut vollbracht werden, wenn ein jeder gut unterrichtet und seiner Sache ganz sicher sein wird. Die Reservisten, die jetzt zu den militärischen Übungen einrücken, müssen ihre Zeit gut benützen. Besonders die Artilleristen; schaut diese hübschen Spielzeuge gut an, Kameraden, sie werden sich nur dann gebrauchen lassen, wenn ihr es wollt. Studiert den Mechanismus der Abmontierung, ihr werdet sehen, daß die Sache sehr einfach ist. Verratet euch nicht; laßt die anderen reden und hört zu. Wenn ihr ein guter Vorkämpfer werden könnt, ist es besser, daß ihr im entscheidenden Augenblick aus den Reihen tretet. Sonst wird man euch beizeiten unschädlich machen.

Ich bin sicher, daß in meinem Regiment ein Drittel der Leute für unsere Sache gewonnen ist. Wenn die Zeit kommt, rechnen wir auf die Reserve, um uns zu helfen: die übrigen werden notgedrungen mit uns gehen.»

Karl Trebla, Dijon:

«Die verschiedenen Methoden kann man gleichzeitig anwenden; damit sie den Erfolg haben, den wir wünschen, muß die antimilitaristische Propaganda von heute an immer stärker werden; die Armee muß durch das „Gift der Disziplinlosigkeit" zersetzt werden. Das ist die Aufgabe der Gruppen, die im Vordertreffen stehen: der Anarchisten, Sozialisten, Syndikalisten; und dank dieser Propaganda wird der nächste Krieg nicht, wie unsere Beherrscher es hoffen, ein gegenseitiges Hinmorden der Völker sein, sondern die Weltrevolution, der wahre internationale soziale Krieg!»

F. M. in Algier:

«Wenn ihr in einer Garnisonstadt Frankreichs oder deren Nähe wohnt, geht in die Kaserne und tut alles, was ihr könnt, um die Armee zu desorganisieren. Wenn ihr hingegen in einer kleinen Gemeinde, weit von der Stadt wohnt, bleibt zuhause und tut was nur möglich ist, um die anderen am Abfahren zu verhindern und den Aufstand zu verbreiten. Denn der Aufstand darf am Tage nach einer Kriegserklärung Frankreichs nicht nur in den großen Mittelpunkten ausbrechen; er muß sich überall hin ausdehnen, in allen Gemeinden des Landes auf einmal, ohne Ausnahme. Und nichts ist leichter als das: es genügt, daß es in jeder Gemeinde nur ein oder zwei entschlossene Kameraden gibt, die sich leicht ein Gewehr verschaffen können und die, wenn der Gendarm mit dem Mobilisationsbefehl zn ihnen kommt, ihn gebührend empfangen können! Nur einer in jeder Gemeinde, das genügt!»

Dies ist eine Auswahl aus den Antworten der Leser. In der Nummer 35 antwortet M. A. auf die Einwendungen, welche der alte Revolutionär A. Cipriani in der «Humanitè» gegen die Enquète des «Guerre Sociale» erhoben hat:

«Der Vorwurf, den er uns macht, ist, daß wir unsere Stellung und unsere Mittel öffentlich besprechen und so der Regierung bekannt geben. Es ist wahr, daß es Sachen gibt, welche man im Geheimen vorbereiten und ausführen muß, aber es gibt andere, welche man öffentlich besprechen muß, um sich nicht schweren Enttäuschungen auszusetzen.

Wir sind einige Zehntausende in Frankreich, die fest entschlossen sind, im Falle eines europäischen Konfliktes nicht in den Krieg zu ziehen. Alle revolutionären Kämpfer haben sich geschworen, für eine kriegerische Unternehmung ihre Hilfe der Bourgeoisie zu verweigern. Aber genügt das? Wenn die Mobilisation kommt, was wird der französische Revolutionär tun? Welchen Weg wird er wählen, wenn er nicht im Voraus die beste Art zu handeln gründlich besprochen hat? Er wird nichts tun! Der Befehl einzurücken wird ihn überraschen; er wird keine Zeit haben, nachzudenken oder sich mit anderen zu beraten und nicht wissend, was die anderen tun werden, wird er einrücken, wie ein gehorsamer Staatsbürger. Das wollen wir vermeiden; wir wollen im Voraus bestimmen, was wir tun werden.»

Aus diesen Antworten der Leser zieht M. A. in Nummer 37 folgende Schlußfolgerungen:

«Als erster Punkt zeigt es sich klar: daß wir uns nicht an eine einzige Taktik binden können. Beide Methoden sind von Nutzen, und sie ergänzen sich gegenseitig. Wenn der französische Staat einen Krieg erklärt, sind die Revolutionäre in der Kaserne notwendig, um die Soldaten zur Empörung hinzureißen. Die aktiven Soldaten, die schon durch unsere tägliche Propaganda bearbeitet sind, werden sich umso leichter

erheben, je mehr sie von Reservisten umgeben sind, die im allgemeinen weniger diszipliniert sind und mehr Ursache haben, den Krieg zu hassen; Frauen, Kinder usw. Ein Teil der revolutionären Kämpfer, die zum Militärdienst einberufen werden, müssen also in die Kaserne gehen. Die Revolutionäre sind notwendig in der Bevölkerung, um dieselbe zum Aufstand zu bewegen und die ganze gesellschaftliche Ordnung in Verwirrung zu bringen. Die Armee wird sich umso leichter erheben, je mehr sich die Bevölkerung selbst empört hat. Von dem Augenblick an, daß in den Städten sich die ersten Anzeichen der Volksempörung bemerkbar machen, wird ein wenig Energie von Seiten der in der Kaserne befindlichen Revolutionäre genügen, um die Regimente zu bewegen, zum Volk überzugehen. So ist also eine zweifache Tätigkeit nötig: Einige werden in die Kaserne gehen, die anderen werden in der Mitte des Volkes bleiben.

Ebenso klar zeigt sich die zweite Schlußfolgerung: *Die allzu bekannten Propagandisten und Vorkämpfer werden nicht in die Kaserne gehen.* Für diese würde es den sicheren Tod bedeuten, wenn man nicht annimmt, daß sie nicht sofort am Tage der Mobilisation eingekerkert oder erschossen werden. Die Regierenden wissen, daß dieselben nur ein Gährstoff der Revolution sein können und werden Mittel finden, sich ihrer aufs rascheste zu entledigen. Die Aufgabe dieser Vorkämpfer ist, sobald die Kriegsgefahr ernst wird, sich in Sicherheit zu bringen, um bei Erklärung des Krieges wieder aufzutauchen und sich inmitten der Zivilbevölkerung mit aller Kraft in den Kampf zu stürzen. Ein jeder von uns muß sich vorsehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß, ob wir dem Mobilisationsbefehl Folge leisten oder nicht, unser Leben in Gefahr ist, und wir es verteidigen müssen.

Die dritte unleugbare Schlußfolgerung ist: *Die Mobilisation selbst ist der Generalstreik.* Zu sagen: auf den Mobilisationsbefehl werden wir mit dem Generalstreik antworten, ist eigentlich ein Widerspruch. In Wahrheit bringt die Mobilisation, wenn nicht den vollständigen Stillstand aller produktiven Tätigkeit, so doch eine genügende Desorganisation der Arbeit mit sich, damit das Prinzip des Generalstreiks in diesem Augenblick seine Grundlage verliert. Es gibt ungefähr vier Millionen erwachsene männliche Arbeiter in den Städten Frankreichs. Die Mobilisation hebt in ein paar Tagen fünf Millionen Menschen aus. Von diesen wird etwas mehr als die Hälfte aus der Mitte der Bauern rekrutiert. Das bedeutet, daß wenigstens zwei Millionen Arbeiter in den Städten durch die Mobilisation der Produktion entzogen werden. Wenn man noch die Unternehmungen, die Bankerott machen, die Fabriken, die die Arbeit einstellen, dazu rechnet, wird man einsehen, daß die Mobilisation die gesellschaftliche Maschine so in Unordnung bringt, daß der Generalstreik dadurch beinahe zur Tatsache wird. Eine einzige Klasse des Proletariats kann mit Nutzen den Streik anwenden.

Dies sind die Eisenbahn-, Post- und Telegraphenangestellten, also jene, die für die Regierung eine unentbehrliche Stufe zur Mobilisation sind. Aber man darf nicht vergessen, daß mit der Erklärung des Krieges diese Arbeiter unter das militärische Gesetz fallen. Alle öffentlichen Dienstleistungen, die zum Transport der Truppen, der Munition und Lebensmittel für die Armee und die Korrespondenz notwendig sind, werden vom ersten Augenblick an militarisiert werden und dadurch demselben Reglement unterworfen wie die Truppen selbst, so daß ein Streik dieser Arbeiter der militärischen Insubordination gleichkommt. Der Generalstreik hat also nur dann einen Wert, wenn derselbe vor dem Beginn der Feindseligkeiten angewendet wird, als das stärkste Mittel des Druckes auf die Regierung und auch als ein Vorspiel des Aufstandes. Unsere Kameraden in den Gewerkschaften, die diese Frage in ihren Kongressen besprechen, müssen darnach trachten, daß der Kongreß beschließt, *den Generalstreik anzuwenden, sobald die Gefahr des Krieges wahrscheinlich wird.*

Außer diesen drei Punkten können wir über das Verhalten der revolutionären Reservisten folgende Schlußfolgerungen ziehen:

1. Die Revolutionäre der großen Arbeiterdistrikte Frankreichs, wo es eine bedeutende revolutionäre Bewegung, starke Gewerkschaftsorganisationen, zahlreiche sozialistische und anarchistische Gruppen gibt, werden nicht in die Kaserne gehen. Die Mobilisation muß sofort unmöglich gemacht werden und sofort muß auch die Verwirrung und die Furcht die militärische Verwaltung und die Behörden ergreifen. Wenn es in den großen Städten in dem Augenblick, als die Mobilisation verkündet wird, zu gähren anfängt, wird die Regierung überwältigt werden, die Polizei (gegen die wir dann hoffentlich die notwendigen Waffen gebrauchen werden), wird nicht genügen, um den Aufstand zu unterdrücken; es wird sich eine unbeschreibliche Verwirrung einstellen, die wir nach Kräften verstärken müssen. In diesem Moment müssen auch die Revolutionäre, die nicht einberufen werden können, nämlich die Männer über 45 und unter 20 Jahren und die Frauen in Tätigkeit treten, sowie die, welche als „untauglich" nicht zum Militär genommen wurden, aber darum meistens gar nicht untauglich dazu sind, am Kampfe teilzunehmen und der Polizei viel zu schaffen zu geben. Vergessen wir auch nicht, daß nicht alle Reservisten am selben Tag einrücken müssen. Ein Teil von ihnen wird nur am vierten Tag nach der Kriegserklärung einberufen. Die Städte werden also nicht auf einmal leer und die Vorkämpfer der Revolution können mit etwas Schlagfertigkeit und Energie eine solche Umwälzung hervorrufen, daß die Regierung ohne Schutz bleibt.

2. Die Revolutionäre auf dem Land werden auch nicht in die Kaserne gehen. Diese werden die Bauern verhindern, dem Mobilisationsbefehl Folge zu leisten. Ihre Aufgabe wird verhältnismäßlg leicht sein. Im Allgemeinen sind die Bauern gegen den Krieg. Man darf nicht von ihnen verlangen, daß sie

sich empören, ihre Passivität steht dem im Wege; aber man wird sie leicht dazu bewegen können, zu Hause zu bleiben. Eine sanfte Gewalt wird dazu genügen. Die Revolutionäre auf dem Lande haben einen Vorteil über die Revolutionäre in den französischen Städten: zwei oder drei in jeder Gemeinde können die Mobilisation daselbst verhindern, indem sie die Postverbindungen, Telegraphen- und Telephonlinien und Eisenbahnen, sowie die Maueranschläge und Aufrufe zur Mobilisation durch Sabotage und Gewalt zerstören werden.

3. Hingegen müssen ohne Ausnahme all jene Revolutionäre in die Kaserne gehen, die in solchen Städten wohnen, wo es keine oder beinahe keine revolutionäre Bewegung gibt. Was würde es auch nützen, wenn die zehn oder zwölf Revolutionäre eines kleinen Provinznestes, das keine strategische Linie beherrscht, deren Empörung der Regierung keinen unmittelbaren Schaden verursachen kann, zu Hause bleiben? In all diesen kleinen Städten, wo es keine Truppen gibt und die nicht auf einer großen Verkehrslinie der Mobilisation liegen, gibt es nichts zu tun, und das beste für den Revolutionär ist, in die Kaserne zu gehen, wo er gerade jenen Gährstoff der Revolution darstellen wird, welcher zur Erhebung der Truppen notwendig ist.

4. Jene Reservisten Frankreichs, die in ihrer eigenen Stadt einrücken müßten, sollen auch in die Kaserne gehen. Wenn sie dort nicht auf die Soldaten wirken können, wird es ihnen leicht sein, mit Waffen und Munition zum Volk überzugehen. Dies bezieht sich natürlich nur auf die unbekannten Revolutionäre. Durch die Kombination der beiden Taktiken werden wir die beinahe gleichzeitige Erhebung der Bevölkerung in allen großen Städten erreichen können, von welchen — wenigstens im Anfang — das Gelingen des Aufstandes abhängt.

Dies sind unparteiisch und kurz zusammengefaßt, die praktischen Schlußfolgerungen, welche wir aus dem von dem „Guerre Sociale" angeregten Meinungsaustausch ziehen können. Unsere Aufgabe ist es nun, uns zu organisieren. Denn wir müssen uns organisieren. Wir werden nichts erreichen, solange wir nicht *sowohl in der Zivilbevölkerung wie beim Militär* eine Organisation besitzen, die die Frage genau kennt und im gegebenen Augenblick rasch und mit klar durchdachtem Plan handeln kann. Wohlverstanden, diese Aufgabe kann nicht durch eine Zeitung gelöst werden, und wir werden unsere Pläne nicht an die große Glocke hängen. Diese Arbeit ist die Aufgabe der Gruppen.»

In Nummer 38 des «Guerre Sociale» untersucht M. A. die besten Mittel, welche die Revolutionäre Frankreichs im Falle einer feindlichen Invasion anwenden können.

«Selbstverständlich, was immer der Grund des Krieges sein mag, und welcher Teil auch der Angreifer ist, werden wir nicht marschieren. Ob das Proletariat der „feindlichen" Nation unserem Beispiel folgt oder nicht, werden wir auf den Mobilisationsbefehl mit dem Aufstand der Bevölkerung und des Militärs antworten.

Wir werden uns empören, weil wir dem heutigen Frankreich gar keinen Wert beimessen, weil es sowohl in wirtschaftlicher wie in politischer Hinsicht nicht wesentlich von den anderen großen Nationen verschieden ist. Wir werden uns empören, weil, wenn wir unser Leben riskieren müssen, wir es lieber für den Versuch riskieren, den gesellschaftlichen Zustand, den wir erstreben, zu verwirklichen, als um uns für eine Gesellschaft hinmorden zu lassen, die uns verhaßt ist.

Der Beschluß des Stuttgarter Kongresses ist — wenn ehrlich gemeint — im Grunde genommen nichts anderes als eine gemilderte Form des Beschlusses von Nancy, welcher den Sozialisten aller Länder vorschreibt, den Krieg mit allen Mitteln, den Aufstand und den Generalstreik mit eingerechnet, zu verhindern.»



DAS LIED DER REVOLUTION.

(DIE CARMAGNOLLE.)

Was will das Proletariat?
Kein Eigentum und keinen Staat!
Die Erde für Alle!
Die Herrschaft zu Falle!
Und allen Menschen Glück!
[: Auf Brüder zur Revolution!
Frisch drauf los, habt nur Mut,
Auf Brüder zur Revolution!:]
Ah! [:es wird geh'n,:]
Wenn wir getreu zusammensteh'n!

Was will das Proletariat?
Es will sich endlich essen satt!
Nicht mit leerem Magen
Für andere sich plagen;
Arbeit und Wohlstand Allen!
[: Auf Brüder zur Revolution!
Frisch drauf los, habt nur Mut,
Auf Brüder zur Revolution!:]
Ah! [:es wird geh'n,:]
Wenn wir getreu zusammensteh'n!

Was will das Proletariat?
Daß Keiner zu regieren hat!
Kein Herr zu befehlen,
Kein Sklave zum quälen,
Freiheit und Gleichheit jedem!
[: Auf Brüder zur Revolution!
Frisch drauf los, habt nur Mut,
Auf Brüder zur Revolution!:]
Ah! [:es wird geh'n,:]
Wenn wir getreu zusammensteh'n!

Was will das Proletariat?
Daß Keiner mehr dient als Soldat!
Den Frieden wollen wir,
Die Kugeln dem Offizier,
Wenn zu kämpfen man uns zwingt!
[: Auf Brüder zur Revolution!
Frisch drauf los, habt nur Mut,
Auf Brüder zur Revolution!:]
Ah! [:es wird geh'n,:]
Wenn wir getreu zusammensteh'n!

Was brauchen uns're Bauersleut?
Nicht Pfaffen und nicht Obrigkeit!
Nicht Gutsherrn, nicht Gendarm,
Um sie zu machen arm;
Land und Freiheit für Alle!
[: Auf Brüder zur Revolution!
Frisch drauf los, habt nur Mut,
Auf Brüder zur Revolution!:]
Ah! [:es wird geh'n,:]
Wenn wir getreu zusammensteh'n.

(Aus dem Originaltext übersetzt von Kurt F.)

NACHWORT.

Die „Carmagnolle" ist das Lied des Hasses, der Empörung des französischen Volkes gegen all seine Ausbeuter und Bedrücker. Verfasser der Worte und der Musik sind unbekannt; sie wuchsen wild und unbändig hervor aus dem Leben, wie die Natur, wie die Revolution selbst. Zum ersten Mal wurde sie gesungen im Jahre 1792 von den Pariser „Sansculotten", dem hungernden, zerlumpten und geknechteten „Pöbel" der Großstadt, der die Zwingburg der Bastille sprengte, das Königtum stürzte und die Aristokraten des „ancien regime" verjagte. Jede neue Revolution in Frankreich hat das Lied ihren Bestrebungen gemäß umgeformt und ergänzt: es erklang in den Tagen der Pariser Kommune, bei jeder Gelegenheit, wo das französische Proletariat seine Stimme für seine vollständige Befreiung erhob. Der Name „Carmagnolle" stammt wahrscheinlich von der Tracht gleichen Namens der Marseiller Insurgenten (einer kurzen Jacke mit Metallknöpfen), welche dieselbe ihrerseits von den Bewohnern der italienischen Provinz Carmancola übernommen hatten. Schon literatur-historisches Interesse allein gebietet ihre Übersetzung in die deutsche Sprache, der wir in obiger Nachdichtung Raum gewähren. Anm. d. Redaktion.

Bei Peter Krapotkin.

*Aus meinem Leben von E. Günzburg.**

Ich besaß einen Empfehlungsbrief an Peter Alexejewitsch Krapotkin von einem seiner alten Freunde.

Das Städtchen Bromley, wo Krapotkin lebte, liegt eine halbe Stunde weit von der «Victoria Station» in London, in deren Nähe ich wohnte. Ich fuhr früh am Morgen ab, ohne mich vorher angemeldet zu haben.

Die Fassade des zweistöckigen Häuschens, in die Reihe der einander gleichenden Häuser eingezwängt, ist von der

* Bekannter Bildhauer in Petersburg, ein Schüler von Antokolski.

Straße durch ein Eisengitter abgeteilt. Die kleine Pforte des Gitters stand offen, ich schritt durch einen viereckigen kleinen Hof und klingelte. Eine Dienerin öffnete vorsichtig, und ich übergab ihr meine Karte; sie kehrte bald zurück und bat mich, im Empfangszimmer zu warten. Der schöne Raum mit den großen Fenstern nimmt fast die ganze Fassade des Hauses ein. Ich bemerkte auf dem Kamin die Büste Bakunins und an der Wand auch sein Porträt.

Man vernahm bald schnelle Schritte auf der Treppe. Es trat ein alter Mann mittleren Wuchses von nicht gerade kräftiger Konstitution herein, drückte mir freundschaftlich die Hand, bat mich, Platz zu nehmen und begann, sehr rasch sprechend, über die Persönlichkeit zu fragen, von der ich den Brief an ihn hatte. Nie vorher hatte ich ein gutes Bild von Peter Alexejewitsch Krapotkin gesehen; er machte den Eindruck eines Mannes von 65—70 Jahren, war aber rüstig und gesund. Die kleinen, lebhaften Augen bewegen sich schnell, wenn er spricht; das breite, von einem langen Bart umrahmte Gesicht erinnert an einen russischen Kaufmann, die gewölbte mächtige Stirne jedoch und die klugen Augen zeugen von seinem hohen Verstand.

«Gehen wir lieber hinauf», sagte er, «hier ist es kalt. Bei mir finde ich es gemütlicher, wir wollen uns dort unterhalten.»

Wir stiegen die Miniatur-Holztreppe in die zweite Etage hinauf und traten in einen kleinen Raum, der buchstäblich von Büchern angefüllt war; sie waren nicht nur in den Schränken, auf Tischen und Gestellen aufgehäuft, sondern lagen auch auf Fensterbrettern und Stühlen aufgestapelt und waren zum größten Teil nicht eingebunden. Das freundliche Zimmer hatte nur zwei kleine Fenster, es war aber dennoch in jedem Winkelchen hell. Er ließ mich auf einem Stuhl Platz nehmen, von dem vorerst ein Haufen Bücher entfernt werden mußte, setzte sich selbst auf ein kleines niedriges Sofa am Tisch und begann Fragen über Petersburg, Rußland, den Zweck meiner Reise zu stellen. Ich hatte die Empfindung, daß ihm mein Besuch Freude bereitete, daß wir lange sprechen würden, und ich wollte die Angelegenheit, die mich hauptsächlich zu ihm geführt, nicht länger hinausschieben.

«Wissen Sie, Peter Alexejewitsch», unterbrach ich das Gespräch, «ich kam zu Ihnen, um Ihre Zeit, um Ihre Geduld zu mißbrauchen — ich will Sie bitten, mir zu einer Statuette zu sitzen — das Wachs habe ich mitgebracht.»

«Gern», erwiderte er heiter. «Was brauchen Sie dazu? Wie soll ich denn sitzen? Darf man dabei sprechen?»

Wir trafen Vorkehrungen, um die Sitzung zu ermöglichen. Ich hatte kaum Platz zum Sitzen, und er konnte nur auf dem kleinen, niederen Sofa bleiben, neben mir. Aber die größte Not bestand darin, daß mein Wachs sich als schlecht erwies, es war kalt und von einer harten Rinde bedeckt; es war nicht leicht, das Wachs wieder weich zu kriegen; Krapotkin lief, heißes Wasser zu holen, heizte den Kamin, und wir gaben uns beide

alle Mühe. Er geriet dabei in Aufregung, rannte hin und her, und ich konnte ihn kaum beruhigen. Ich erinnerte mich an einen analogen Fall bei Leo Tolstoi. Damals hatte ich kein Material zum Modellieren, und Leo Tolstoi nahm einen Spaten, ging mit mir aufs Feld und grub selbst einen ganzen Sack voll Lehm. Seine Kinder L. Nicolajewna, Andrej und Michail breiteten ihn auseinander und kneteten ihn den ganzen Tag — das war im Jahre 1891.

Endlich hatte Krapotkin alles Nötige herbeigeschafft, und er nahm in Erwartung der Arbeit das Gespräch wieder auf:

«So ist es recht», sagte ich, den Augenblick erfassend, da er eine natürliche Stellung einnahm, «ich werde versuchen, Sie in dieser Stellung zu modellieren.»

«Nein, nein, ich muß einen anderen Rock anlegen, einen festlichen.»

Wieder lief er wie ein lebhafter Junge die Treppe hinunter und kam bald umgekleidet zurück.

Während der Sitzung sprachen wir natürlich viel. Ich sagte ihm, daß ich einige seiner Werke kenne, und daß seine «Memoiren» auf mich einen besonders starken Eindruck gemacht haben. Er erzählte mir viele Einzelheiten über seine Flucht aus dem Gefängnis-Hospital. «Was für ein Talent und welch ein merkwürdiger Mensch war doch der Mann, der mich gerettet hat. Welche Kühnheit! Ich werde es nicht vergessen, wie verwundert ich war, als ich mich nach der Flucht noch in dem Gefängnis bei Do. befand. Das hat mich mehr als alles gewundert.» «Man sucht uns überall,» sagte mein Retter, «und niemand wird es einfallen, hierher zu kommen.»

Wie viel Interessantes gab es da für mich! Es schien mir, daß ich einem Menschen begegnet war, den ich längst gekannt, den ich aber lange aus dem Gesicht verloren hatte. Einige Stunden vergingen unbemerkt für uns.

«Ist es nicht Zeit, zu frühstücken?» ließ sich plötzlich eine Frauenstimme vernehmen. — «Das ist meine Frau», stellte Krapotkin vor — «sieh doch, man modelliert mich. Wie merkwürdig das ist!»

Sie trat zu uns heran. Ihr gutes, sympathisches Gesicht war nicht mehr jung, hatte aber noch Spuren der Schönheit, feine Züge und kluge, sehr gütige Augen.

«Ist Sascha noch nicht da?» fragte Krapotkin. «Man muß auf sie warten. Ich werde Sie mit meiner Tochter bekannt machen. Ein reizendes Mädchen! Sie ist jetzt in London; die Arme ist aufgeregt, sie legt vor der Kommission Examen ab. Vor wenigen Tagen hat sie die hiesige Schule beendigt.»

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir einen merkwürdigen Vorfall.

«Alle wissen hier natürlich, daß ich Anarchist bin. Vor kurzem hat sich nun folgendes ereignet: Bei der Schlußfeier am Gymnasium, das meine Tochter mit gutem Erfolg absolviert hat, bat man mich, in der feierlichen Versammlung — der Vor-

stand, die Geistlichkeit und die Eltern der abgehenden Kinder waren anwesend —, eine Ansprache zu halten. Gewöhnlich hält ein Geistlicher oder der Direktor diese traditionelle Rede. Und was meinen Sie, war die Folge? Ich glaube, man war sehr zufrieden, besonders dankten mir die Kleinen für die Rede.»

Bezüglich seiner illegalen Lage erzählte er mir viel Interessantes.

«Früher verfolgte man mich vielfach, und das drückte mich sehr. Aber jetzt, glaube ich, läßt man mich in Ruh. Im Laufe von vierzehn Jahren hat man sich davon überzeugt, daß ich kein gefährlicher Mensch bin. Natürlich, wenn ich mich von hier entferne, nach London oder nach einem andern Ort mich begebe, so ist die Polizei auch sofort geschäftig und beobachtet mich; aber ich stehe jetzt nicht mehr unter besonderer Aufsicht. Man sagt mir, daß früher im Nachbarhaus ein russischer Agent, gerade meinem Fenster gegenüber, wohnte. Meine Tochter, die mit seinen Kindern spielte, fragte einmal, wo ihr Vater sei, und sie erwiderten naiv: «Er ist jeden Tag auf der Polizei.» Von Teit zu Zeit ersann die Polizei dumme Geschichten, manchmal lächerlich unsinnige Dinge. Wenn irgendwo ein Attentat vorkam, oder sich das Gerücht von einem Attentat verbreitete, erschienen bei mir Polizeibeamte und fragten mich, welche Meinung ich darüber habe, was geschehen sei oder was geschehen solle. Als man die Kaiserin Elisabeth ermordete, besuchten mich Vertreter der offiziellen Zeitungen und fragten, ob ich diesen Mord billige. Um sie zu ärgern, gab ich ihnen eine ausweichende Antwort.»

«Auch ich bin hier!» erklang plötzlich die sympathische Stimme eines jungen schlanken Mädchens von 16—17 Jahren, das sich in der Tür zeigte.

«Das ist meine Tochter Sascha», stellte Krapotkin sie vor.

«Vater, ich glaube, ich bin beim Examen durchgefallen! Ach, wie schwer war das!»

Mir gefiel das lebhafte, offene Gesicht dieses Mädchens; ihre sympathischen Augen und die Stimme, ihre Aufrichtigkeit und ihr natürliches Wesen nahmen für sie ein.

Wir gingen zum Frühstück hinunter. Wieder bemühte sich Krapotkin um mich, er goß mir Wasser über die Hände, war wegen meiner anstrengenden Arbeit besorgt. Wir nahmen das Frühstück in demselben Zimmer der unteren Etage ein, das gleichzeitig das Empfangszimmer war.

Man sprach von Rußland, von russischen Schriftstellern, u. a. kam die Rede auf Leo Nicolajewitsch Tolstoi, den Krapotkin überaus hochschätzt. Seine Frau hingegen lobte Turgenjew, einige Werke Turgenjews stellte sie höher, als manche Werke Tolstois.

«Anna Karenina», sagte sie, «war außer ihrer Tat, der Liebe zu Wronski, zu nichts anderem fähig. Diese Frau ist leer, unbedeutend, Tolstoi aber hat sie mit einem Glorienschein umgeben. Die russischen Frauen bei Turgenjew entsprachen der

Wirklichkeit. Er verstand und schilderte die ganze Tiefe der russischen Frauennatur.»

Krapotkin stimmte ihr zu. Man diskutierte noch lange darüber. Auch die Tochter beteiligte sich an dem Gespräch, und es zeigte sich, daß sie viel gelesen, aber alles in englischer Sprache, obgleich sie russisch ziemlich gut verstand, allerdings nicht so gut wie englisch. Komisch, aber sehr niedlich klang ihre russische Aussprache mit dem englischen Akzent.

«Ich möchte Rußland so gern sehen, man läßt mich aber nicht hinein», sagte sie ärgerlich.

«Armes Mädchen!» meinte der Vater betrübt. «Welche Schuld trägt sie denn? Voriges Jahr wollten wir sie zu Verwandten nach Rußland schicken, man erwartete sie dort. Aber es war nicht möglich.»

«Und wie böse war ich, wie habe ich geweint!» rief die Tochter, und machte ein böses Gesicht, das ihr nicht gut stand.

«Ich weiß nicht, was ich mit ihr machen soll», sagte Krapotkin, «man wird ihre Volljährigkeit abwarten und sie dann zur englischen Staatsbürgerin machen müssen. Im Übrigen wollen wir ja sehen, was geschehen wird.»

Es war sehr gemütlich unter diesen guten, aufrichtigen Menschen.

Wir verabredeten unsere nächste Sitzung und ich verabschiedete mich.

«Ich werde Sie begleiten», rief Krapotkin, «ich will Ihnen den kürzesten Weg zum Bahnhof zeigen.»

«Bemühen Sie sich nicht», erwiderte ich. «Ich kenne jetzt den Weg genau».

«Nein, nein, ich will mit Ihnen ein Stück gehen, und wir wollen miteinander noch sprechen», erwiderte Krapotkin.

In den nächsten Tagen sind wir uns näher getreten. Während der Sitzung erzählte mir Krapotkin von vielen wichtigen Augenblicken in seinem Leben — wie er in der Schweiz lebte und wirkte (in Chaux de Fonds) und zwar unter Anarchisten, wo er auch die ersten Begriffe über Bakunins Anarchismus bekam.

«Wir hatten Versammlungen und gaben eine Zeitung heraus. Es bestand eine innere Zusammengehörigkeit, das Leben brodelte damals bei uns. Die Verfolgungen begannen, aber wir hielten uns lange. In Frankreich wurden wir verurteilt, der Anwalt hat mit seiner Verteidigung Furore gemacht, viele hat man freigesprochen, aber mich und einige Kameraden nicht. Fünf Jahre saß ich im Lyoner Gefängnis, das Gefängnis war jedoch von großem Nutzen für mich — ich arbeitete und las damals viel.»

«Mir scheint», erwiderte ich, «daß seitdem der Anarchismus, die anarchistischen Ideen sich bedeutend verbreitet haben.»

«O, sagen Sie das nicht», rief Krapotkin. «Die Anarchisten werden jetzt verfolgt, und die anarchistischen Ideen sind so wenig bekannt. Man hält ja die Anarchisten für Diebe und Übeltäter. Es ist wahr, es gibt viele Auffassungen in unseren Tagen von der anarchistischen Partei, aber im Allgemeinen weiß

man wenig von den gegenwärtigen Ideen des Anarchismus. Leo Tolstoi predigt ja auch anarchistische Ideen, und er ist nicht nur kein Mörder und kein Übeltäter, sondern tritt sogar für das Nicht-Ankämpfen gegen das Böse ein. Natürlich betrachtet man mich auch anders als einen Aufreizer zum Mord. Unlängst kamen die Vertreter einer revolutionären Partei eines symphatischen gedrückten Volkes zu mir und baten um Rat, ob sie ein terroristisches Komitee organisieren sollten, um den Bedrückern Widerstand zu leisten. Ich riet ihnen davon ab, und sie befolgten meinen Rat. Sie haben natürlich gut daran getan, mir zu folgen, sonst hätte sich ihre Lage nur verschlimmert.»

Krapotkin sprach mit mir auch von seinen Arbeiten und erzählte mir den Inhalt seines Werkes: «Die gegenseitige Hilfe bei den Tieren».

«Nach Darwin», sagte er, «begann man die Worte „Kampf ums Dasein" zu mißbrauchen, und die bevorzugten Klassen haben sich dieses Gesetzes in der Natur nur zu sehr bedient, um auch dort zu drücken, wo es keinen Kampf gibt, indeß die Menschen in Eintracht leben könnten, ihre gegenseitigen Interessen wahrend. Die ganze Staatsordnung beruht auf dem Prinzip, daß die Menschen ihre Interessen nicht verstehen und sich sozusagen einander aufessen würden, wenn sie sich selbst überlassen wären. Aber das ist nicht wahr, vieles ist bis ins Unglaubliche übertrieben. Die Menschen können auch ohne besondere Fürsorge von oben ein gemeinsames, solidarisches und friedliches Leben führen. In meinem Buche bringe ich hierfür Beispiele, Tatsachen aus dem Leben der Tierwelt.

Bei den Tieren gibt es eine Solidarität und Gemeinsamkeit, eine kommunistische Ordnung des Lebens. Wenn die Tiere unter Wahrung der allgemeinen und besonderen Interessen das zuwege bringen, ohne zu den erniedrigenden Gesetzen und zu der Fürsorge für einzelne Gruppen Zuflucht zu nehmen, warum sollen nicht auch die Menschen solche Beziehungen festsetzen können — eine Einrichtung, welche auf Gegenseitigkeit des Vertrauens und der Interessen begründet wäre?»

Krapotkin sagte noch vieles über den Anarchismus, und ich gewann die Überzeugung, daß zu mir ein Mann von umfassendem Wissen gesprochen hat, der frei ist von jenen zahlreichen Vorurteilen, die infolge der im Laufe der Zeit angehäuften Ansichten über Natur und Menschen, sogar noch in jenen Schichten herrschen, die in vielen Dingen schon aufgeklärt sind.

Dieser Anarchist träumt von der Festsetzung der Beziehungen der Menschen untereinander, nicht durch Gewaltmittel der Minderheit und durch Unterwerfung der Mehrheit, oder umgekehrt, sondern auf Grund von allgemeinen, vernünftigen, von Allen anerkannten, vorteilhaften und nützlichen Lebensbedingungen. Dieser Zerstörer offenbart sich als Gründer einer philosophischen Richtung.

Er träumt von der Liebe zum Nächsten, von einer wirkenden, tatsächlich vernünftigen Liebe.

Welche große Ähnlichkeit zwischen Krapotkin und Tolstoi, dachte ich. Beide gehen von demselben Standpunkt aus in Bezug auf die historisch entstandene Ordnung und Tendenz der menschlichen Handlungen und Beziehungen. Beide erkennen denselben Endpunkt an: Den Triumph des Selbstbewußtseins jedes einzelnen Menschen, das Selbstbewußtsein, das durch die Beziehungen unter den Menschen auf Grund der Übereinstimmung und der gemeinsamen Interessen zum Heile führt. Die Wege zur Erreichung dieses Heiles sind bei diesen Denkern verschieden, der eine glaubt, das persönliche und allgemeine Wohl sei durch den Glauben zu erlangen, der andere durch den Verstand und die gründliche Erforschung der Eigenschaften und der Gesetze der Natur.

«Sind Ihnen viele Freunde aus der Vergangenheit geblieben?» fragte ich.

«Wenige. Natürlich halte ich die Beziehungen und die Freundschaft mit meinen Gesinnungsgenossen aufrecht; besonders befreundet war ich mit Elisee Reclus, dem ich vieles verdanke. Aber so mancher lebt nicht mehr, andere haben sich vom Anarchismus losgesagt.»

Bei der Erinnerung an die letzteren rühmte Krapotkin ihre Vorzüge und sagte ihnen nichts Übles nach.

Ich wunderte mich, daß Krapotkin, der einen so großen Kreis von Bekannten und Anhängern besaß, jetzt so einsam und in Not ist. Die Umstände, in denen er lebt, beschäftigten mich so sehr, daß ich an ihn die Frage richten mußte, ob denn seine Werke ein genügendes Einkommen brächten.

«Sehr kärglich», erwiderte er. «Da haben Sie gleich ein Beispiel: Obgleich meine „Memoiren“ eine große Verbreitung gefunden haben und in viele Sprachen übersetzt wurden, bringen Sie mir — ich weiß nicht, warum — fast gar nichts ein. Die Verleger werden offenbar ohne mich fertig.»

«Wovon leben Sie denn?» entrang sich mir mit Bitterkeit die unbescheidene Frage.

«Ich schlage mich durch mit wissenschaftlichen Aufsätzen für die enzyklopädistischen englischen Zeitschriften. Eine schwere und undankbare Arbeit; wir geben auch eine Zeitschrift heraus, die aber natürlich nichts einträgt.»

Viermal fuhr ich noch nach Bromley und jedesmal kehrte ich mit den besten Eindrücken zurück. «Wie glücklich muß ich mich preisen», dachte ich, daß es mir vergönnt war, noch einen so herrlichen Russen zu sehen.»

Welche Freude ist es, sich selbst davon zu überzeugen, daß gerade dasjenige, welches viele tadeln, verfolgen und als schädlich halten, sich als das Wahre, Gute und Rechte erweist.

Trotz aller Hindernisse brachte ich doch etwas zuwege; ich mußte aber die Arbeit einstellen, weil ich nicht mehr lange in London bleiben konnte.

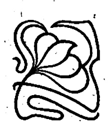
Beim Abschied war Krapotkin sehr freundlich. Wir bedauerten, daß wir uns von einander trennen mußten. Er schenkte

mir einige seiner Werke und empfahl mir besonders sein letztes Buch: «Über die gegenseitige Hilfe bei den Tieren» zu lesen. Mir fiel die Trennung von diesen guten Menschen schwer.

«Werden wir uns noch irgend einmal sehen?» fragte Krapotkin.

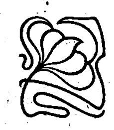
«Ich schreibe ja niemandem nach Rußland und niemand schreibt mir von dort», fügte er hinzu.

Die Statuette nahm ich nach London mit; sie war mir eine liebe Erinnerung an die Zeit, die ich mit Peter Alexejewitsch Krapotkin verlebt hatte.

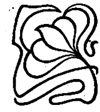
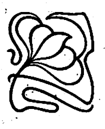



Weil ewig Sternenblitze und das Leben
Des Weltenalls, das unser Heimatsort,
Um jede Seele Todeskämpfe weben,
Fast stumm und unerkennbar ist ihr Wort.

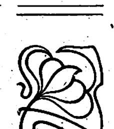
Gleich einem, der erwacht aus bangem Traum,
Die traute Kerze flimmert wie ein Stern,
So sieht der Mensch der Menschen Antlitz kaum,
Die liebsten Worte klingen schwach und fern.



Wir geh'n vorbei wie Schatten im Traumreich,
Antworten achtlos, kurz und ohne Sinnen,
Bis uns der Tod getrennt und dann zugleich,
Daß wir uns nicht gekannt, wir ach! erkennen.

Ah! wahrlich, zu erkennen und zu seh'n
Die Schönheit, welche in der Seele ruht,
Für dies die Erde blüht — Elfwinde weh'n —
Für dieses singt der Mond in Ebb' und Flut.




Für dies der Mensch aus seinem Staub erstehend
Sein Leben ordnet unterm Himmelszelt —
Für dies, mit kühnem Trauen weiter gehend,
Die Erd' verläßt für eine schön're Welt.

Edward Carpenter.

(Aus dem Englischen übersetzt von Lilly Nadler-Nuellens.)

Der Richter.

In einem Buche, das ich jetzt gelesen habe, kommt ein merkwürdiges Gespräch über die Rechtspflege vor. Auf einer fernen Insel, wo man von ihr nichts weiß, wird sie von einem, der ihr Wesen kennt, einem staunenden Zuhörer erklärt. Der Erklärer berichtet dem Insulaner, daß es in den Ländern mit Rechtspflege nämlich eine Klasse von Menschen gebe, die von Jugend auf in der Kunst unterrichtet werden, durch eigens zu dem Zwecke gehäufte Worte zu beweisen, daß Weiß schwarz ist und Schwarz weiß, und zwar, je nachdem sie dafür bezahlt werden. Dieser Klasse seien alle übrigen Menschen als Sklaven untertan.

«Wenn es zum Beispiel meinen Nachbar nach meiner Kuh gelüstet, so dingt er sich einen Anwalt, damit er beweise, daß er von mir meine Kuh erhalten müßte. Ich muß mir dann einen zweiten dingen, um mein Recht zu verteidigen, da es allen Regeln des Gesetzes widerspricht, daß ein Mensch für sich selber reden darf. Nun leide in diesem Falle ich, der ich der rechte Eigentümer bin unter zwei großen Nachteilen. Zunächst ist mein Anwalt, der beinahe von der Wiege an darin geübt wurde, die Unwahrheit zu verteidigen, ganz außerhalb seines Elements, wenn er der Fürsprecher der Gerechtigkeit sein soll, denn als ein ihm unnatürliches Amt greift er es stets äußerst ungeschickt, wenn nicht gar widerstrebend an. Der zweite Nachteil ist der, daß mein Anwalt sehr vorsichtig auftreten muß, sonst erhält er von den Richtern einen Verweis und seine Amtsbrüder verabscheuen ihn als einen Menschen, der die juristische Praxis schmälern möchte. Deshalb bleiben mir nur zwei Wege, um meine Kuh zu behalten. Der erste ist der, daß ich den Anwalt meines Gegners durch ein doppeltes Honorar für mich gewinne; denn der wird dann Verrat an seinem Klienten üben, indem er zu verstehen gibt, daß er das Recht auf seiner Seite habe. Der zweite Weg ist der, daß mein Anwalt meine Sache als so ungerecht erscheinen läßt, wie er nur kann, indem er zugibt, daß die Kuh meinem Gegner gehört; wenn man das geschickt ausführt, so gewinnt er mir sicherlich die Gunst des Gerichtshofes.»

Nachdem der Erklärer so den Stand der Anwälte geschildert, wendet er sich dann dem der Richter zu, deren Amt es ist, sowohl Streitigkeiten über den Besitz zu entscheiden, wie auch über angeklagte Verbrechen zu richten.

«Sie werden ausgewählt aus den gewandtesten Anwälten, die alt oder träge geworden sind, und da sie ihr Leben lang wider die Wahrheit und Gerechtigkeit eingenommen wurden, so werden sie mit verhängnisvoller Notwendigkeit den Betrug, den Meineid und die Bedrückung begünstigen; das geht so weit, daß ich mehrere unter ihnen kannte, die von jener Seite, bei der das Recht war, lieber große Bestechungen zurückwiesen, als daß sie ihren Stand schädigten, indem sie etwas taten, was sich für ihr Wesen und für ihr Amt nicht ziemte. Es ist unter diesen Anwälten ein anerkannter Grundsatz, daß, was je zuvor getan worden ist, wieder getan werden darf; und deshalb verwenden sie ganz besondere Sorgfalt auf ein Verzeichnis all der früher wider das Recht und wider jede Vernunft der Menschen gefällten Entscheidungen. Die gelten unter dem Namen der Präzedenzfälle als Autoritäten, und sie rechtfertigen die unbilligsten Ansichten; nie wird ein Richter verfehlen, ihnen gemäß zu entscheiden. Wenn sie ihre Sache vertreten, so meiden sie es streng, sich auf die guten Seiten dieser Sache einzulassen, aber laut und heftig und umständlich verweilen sie bei allen Einzelnheiten, die nicht zur Sache gehören, In dem erwähnten Fall zum Beispiel wünschen sie niemals zu wissen, welches

Recht oder welchen Anspruch mein Gegner an meine Kuh hat; wohl aber, ob besagte Kuh rot oder schwarz ist, ihre Hörner lang oder kurz; ob das Feld, auf dem ich sie weiden lasse, rund oder viereckig ist, ob sie im Hause gemolken wird oder draußen, unter welchen Krankheiten sie leidet und dergleichen mehr; dann suchen sie nach Präzedenzfällen, vertagen die Sache von Zeit zu Zeit und kommen in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren zu einer Entscheidung. Es läßt sich gleichfalls beobachten, daß diese Leute eine eigene Sprache oder einen Dialekt sprechen, den kein anderer Sterblicher verstehen kann; in dieser Sprache sind auch alle Gesetze geschrieben, und sie mühen sich emsig, sie immer mehr auszubauen. Auf diese Weise haben sie das innerste Wesen von Wahrheit und Falschheit, von Recht und Unrecht ausgewechselt, so daß sie dreißig Jahre brauchen, um zu entscheiden, ob das Feld, das mir durch sechs Generationen hin von meinen Vorfahren hinterlassen wurde, mir gehört oder einem Fremden, der um dreihundert Meilen entfernt wohnt. Bei den Prozessen wider Leute, die eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt sind, ist das Verfahren viel kürzer und löblicher: der Richter schickt erst zu denen, die im Besitz der Macht sind, um sie zu sondieren, und dann kann er den Verbrecher leicht unter strenger Beobachtung aller gehörigen Rechtsformen an den Galgen bringen oder retten.»

Ich habe beim Lesen dieses Buches immer wieder den Titel aufgeschlagen, um nachzusehen, ob es nicht am Ende doch von Burckhard ist. Es ist aber wirklich nicht von Max Burckhard, und es ist auch nicht von Anatole France, und es ist nicht, wie viel auch dafür sprechen mag, von Bernard Shaw. Nein, es ist von Jonathan Swift, der 1667 geboren wurde und 1745 starb. Es ist nämlich das alte hochberühmte Buch von Gullivers Reisen in verschiedene ferne Länder der Welt, nur in einer neuen, der ersten ungekürzten deutschen Ausgabe, die jetzt Erich Reiß, ein junger Berliner Verleger, besorgt hat. Die alten Ausgaben nämlich, in denen wir es als Kinder alle kennen gelernt haben, sind für die bürgerliche Denkart hergerichtet gewesen, und was Swift damit eigentlich sagen wollte, ist darin weggelassen worden. Das kann einem Dichter auch noch passieren. Geraten ihm einmal seine Gedanken so gut, daß die Mächtigen sie doch nicht mehr unterdrücken können, so wird dafür gesorgt, daß wenigstens bloß ihre Form zu den Nachkommen gelangt, alles Inhalts entleert, und aus einer Rebellion wird ein Hausmärchen gemacht. Vielleicht kann es auf diese Art in hundert Jahren auch Burckhards «Insel der Seligen» noch zu einem Schulbuch bringen, ebenfalls entsprechend adaptiert, und zu Weihnachten wird dann artigen Kindern vielleicht die «Bürgermeisterwahl» oder der «Rat Schrimpf» vorgespielt, mit Zitherbegleitung. Denn man hat nichts mehr gegen einen Autor, sobald sich nur erst einmal ein Mittel gefunden hat, seinen Geist zu denaturieren. Für die Klassiker wird das ja bei uns sogar von Staats wegen besorgt, indem man dafür eine eigene

Kaste angestellt hat, die der sogenannten Germanisten. Nun ist aber Burckhard in Oberösterreich aufgewachsen, und dies wird doch die Sache sehr erschweren, denn daher hat er eine Neigung, sich seinen Geist nicht unterschlagen zu lassen. An Versuchen, auch ihm beizubringen, daß man ja gewiß eine Meinung haben kann, sie doch aber, wenn man halbwegs klug ist, lieber für sich behält, hat's ja, von allen Seiten, niemals gefehlt, besonders anfangs nicht, als man noch die Hoffnung hatte, er werde sich begnügen, bloß der gewisse fesche Kerl zu sein, der zu verstehen gibt, daß er sich auskennt, aber davon weiter keinen lästigen Gebrauch macht, es gibt Beispiele. Aber diese Hoffnung hat getrogen, er macht Gebrauch davon, auch ins Weite, er will, daß sich alle auskennen sollen, und er hört noch immer nicht auf, immer lästiger zu werden; nur ein Glück für uns Österreicher, daß er kein Ausländer ist. Ja, als ob er Angst hätte, es könnte auch ihm einmal passieren, daß seine Werke gereinigt und in eine untertänige Form gebracht würden, worauf man dann ja bereit wäre, auch ihn unter unsere Klassiker aufzunehmen, mit Nachsicht des Geistes, hat er jetzt einen kurzen Auszug seiner Meinungen verfaßt, gleichsam ein Programm, das alles enthält, was er über Rechtspflege denkt, und wie sie vielleicht doch noch aus dem Sumpf gezogen werden könnte. Dieses Programm ist sicher davor, jemals populär bearbeitet zu werden; denn man müßte es dazu so lange kürzen, bis davon kein Wort mehr übrig wäre.

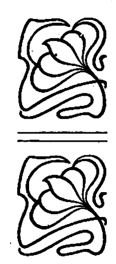
Es ist eine kleine Schrift, die «Der Richter» heißt, in einer «Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien» erschienen, die bei Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin von Dr. Franz Kobler herausgegeben wird und sich «Das Recht» nennt. Dreiundneunzig knappe Seiten nur. Aber der ganze Burckhard ist darin, mit seinem Widerspruch. Er hat ja nämlich überhaupt zwar das Tun und Taugen der Menschen so tief erkannt, daß er daran verzweifelt, denkt aber doch Tag und Nacht noch immer nur, ihnen zu helfen. Indem er weiß, daß es nicht besser werden kann, sinnt er nach, wie es besser werden könnte. Töricht, auf Besserung der Toren zu harren, sagt auch er sich und harrt auf sie, harrt aus; und gerade dies Bewußtsein einer tief mit der menschlichen Natur verwachsenen Schuld, das sonst aus allen Feige macht, macht ihn verwegen. In seinem Denken ist eine Stelle, von der aus man, durch Enttäuschung an der Menschenart, sehr bequem zum erbitterten Reaktionär wird. Und in seinem Denken ist eine andere Stelle, von der man gar nicht mehr so weit zum Anarchisten hat. Und mit solchen Stellen im Denken hat er dennoch die Kraft, einer bürgerlichen Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu dienen. Wenn das kein Idealist ist, hat das Wort keinen Sinn. (Worin er übrigens Ibsen und Zola so merkwürdig gleicht, die auch beide aus einer unbarmherzigen Einsicht in die menschliche Verworfenheit zum Glauben an eine frohe Gemeinschaft der Menschen in Freiheit und Gerechtigkeit gekommen sind.) Für alle Dinge hat er diesen zwei-

5*

fachen Blick, und so läßt er auch nicht ab, nachzusinnen, was denn zu geschehen hätte, damit wir gute Richter bekämen, obwohl er erkannt hat, daß ja das Amt des Richters mit der Natur des Menschen unverträglich ist. Unser Gefühl empört es, daß irgend ein Mensch von derselben Art, wie nun einmal Menschen eben sind, sich plötzlich, indem er eine Robe anzieht, nun auf einmal anmaßen dürfen soll, über eines anderen Menschen Freiheit und Ehre, ja Leben und Tod, zu entscheiden, und wäre dieser Richter selbst der beste Mensch sogar, der aber doch auch, wenn ihm gestern seine Frau durchgebrannt ist, heute gereizt und auf Rache an der ganzen Menschheit gesinnt sein wird, und wenn er gestern betrunken war (nicht bloß in Kroatien wird getrunken), heute einen Kater hat, in dem dann ein Dichter einen schlechten Vers und ein Schuster einen schlechten Schuh macht, der Richter aber einen Unschuldigen an den Galgen bringt. Dieses Gefühl, das wohl jeder kennt, der einmal vor Gericht gestanden ist und es erlebt hat, wie hier fingiert wird, es könnte ein Mensch, ganz von derselben Art, wie wir nun einmal alle sind, dennoch unseren gemeinen Menschlichkeiten nicht unterworfen sein, hat manchen schon verführt, daraus zu schließen, daß, da nun doch einmal kein Mensch der Übermensch ist, der ein guter Richter sein müßte, und darum das Recht, wie die Libussa sagt, doch immer «nur der ausgeschmückte Name für alles Unrecht, das die Erde hegt», daß es deshalb eigentlich am Ende ja völlig gleich bleibt, ob wir gute Richter haben oder schlechte; das Unrecht, das nun einmal tief im Wesen alles Rechtes sitzt, bleibt dasselbe. Ja, es gibt Weltverbesserer, die darum sogar den schlechten Richter vorziehen, weil sie meinen, daß man sich gegen ihn eher empören, und die Menschheit sich dann doch noch einmal entschließen wird (wie Shakespeare ihr schon immer geraten hat), statt Recht, nach dessen Lauf doch «unser keiner zum Heile käm», lieber Gnade zu üben. Burckhard aber, mit seinem praktischen Oberösterreicherverstand, der weiß, wie dumm es ist, logisch zu sein, schließt, daß gerade, weil auch der gute Richter niemals ein wahrer Richter sein kann, einer, der dem Begriff des Richters entspräche, daß wir gerade darum trachten müssen, die besten Richter zu haben, die auch noch genug Unrecht anrichten werden, aber doch nicht mehr, als nun einmal, so lange der Mensch bleibt, wie er ist, unbedingt nötig ist.

Anatole France hat einmal gesagt: „*Si l'on se mêle à conduire les hommes, il ne faut pas perdre de vue qu'ils sont de mauvais singes; à cette condition seulement on est un politique humain et bienveillant.*"* Wir haben heute keinen in Österreich, der dies, *un politique humain et bienveillant*, mehr wäre als Burckhard. Darum ist man auch so froh, daß er still in St. Gilgen sitzt, mit seinen Hunden in seinem Wald. *Hermann Bahr.*

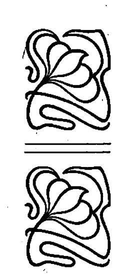
* „Wenn man sich in das Getriebe der Menschen mengt, so darf man nie aus dem Auge verlieren, daß sie böse Affen sind; nur unter dieser Bedingung allein ist man ein menschlicher und wohlwollender Politiker."



ANARCHIE.

Ein Licht erhellt
Doch diese Welt!
Mißachtet es,
Verleugnet es,
Umgürtet euch mit Dunkel dicht
Und seht der Zukunft Helle nicht.
Ein Licht erhellt
Doch diese Welt!

Julius Skall.



Vom Staat zur Kommune — von der Autorität zur Anarchie!

Als logisch denkende Menschen sind wir Anarchisten uns bewußt, daß die Ablösung des heutigen kapitalistischen Staates durch die freien Assoziationen anarchistischer Kommunen nicht von einem Tag zum andern stattfinden kann. Ist dieser Gedanke doch ein Grund mit, daß wir den bürgerlichen (und in seiner Praxis gleicht der sozialdemokratische dem bourgeoisen wie ein Ei dem anderen) Parlamentarismus nicht mitmachen können. Freie Menschen können nicht geschaffen werden, sondern die Menschen müssen sich selbst frei machen. Die freie Gesellschaft, die sozialistische Kommune, die Anarchie, kann nicht durch Majoritätsbeschlüsse dekretiert werden, sondern sie bedarf freier Menschen, um sie ins Leben zu rufen und, was wichtiger ist, sie am Leben zu erhalten.

Die Macht des Staates wird bewirkt durch die Gegensätzlichkeit der — den Staat bildenden — Klassen. Die Verschiedenheit der Klassen dokumentiert sich in dem Unterdrückungsgelüste einer Klasse gegen die andere. Die am meisten geknechtetste ist aber die Arbeiterklasse, das Proletariat. Dieses hat demgemäß das größte Interesse an dem Sturz des heutigen Systems. Das ist der Grund, weshalb wir uns als bewußte Revolutionäre hauptsächlich auf das Proletariat stützen. Also: «Die Befreiung der Arbeiterklasse muß das Werk der Arbeiter selbst sein». An dieses Wort der alten Internationale halten wir uns und versuchen deshalb, unsere Genossen nicht zu blindem Gehorsam gegen ihre «Führer», zur Disziplin und Unselbständigkeit, sondern zur eigenen Erkenntnis und Selbständigkeit zu erziehen.

Insoweit wie es sich um taktische Fragen, also solche der Erziehung und Propaganda handelt, sind wir uns wohl alle, wenn auch mit den entsprechenden individuellen Abweichungen einig. Das Wort «Anarchismus» bedeutet als Weltanschauung ein gewisses Programm, das seinen Anhängern einzig das Streben nach der freien Gesellschaft, der Herrschaftslosigkeit, vorschreibt. Zu diesem Ziele drängt uns aber die heutige antisoziale Wirtschaft oft ohne unser Zutun auf ganz bestimmte und daher

gemeinsame Wege. Die Widersinnigkeit der zu stürzenden Gesellschaftsform weist uns unbedingt auf die gegensätzliche der von ihr beliebten Betätigungen hin, auf den Weg der direkten Aktion mit ihren Begleiterscheinungen, des Antipatriotismus, Antimilitarismus, der Religionslosigkeit. Kurz, alle Mittel werden von uns angewendet, die schon in sich die Verneinung des Bestehenden tragen und uns deshalb hinführen sollen zur Grundlage der Umgestaltung, zur sozialen Revolution . . .

Wie aber wird die Anarchie geboren werden?

Wie wir nicht müßig genug sind zu glauben, daß durch einen Majoritätsbeschluß eine bessere, freiere Gesellschaft im sozialistischen Sinne jemals dekretiert werden kann, ebenso sind wir uns andererseits sicher, daß wir weder Zeit behalten werden, noch so lange warten wollen, bis alle Menschen soweit zur Erkenntnis erzogen sind, daß dadurch von selbst die Anarchie ausbricht. Vorläufig sitzt die Bourgeoisie fest im Sattel. Diese hütet sich, aus den bis nun bestehenden Verhältnissen heraus leicht begreiflichen, wenn auch kurzsichtigen Gründen, ihre Position aufzugeben und bekämpft statt dessen lieber unsere Aufklärungsarbeit für Höherkultivierung der Menschheit mit den verwerflichsten und schäbigsten Mitteln. Das läßt uns natürlich nicht an der Erkämpfung unseres Ideals verzweifeln, sondern spornt uns erst recht zur größtmöglichen Kraftentfaltung an.

Wie oben angedeutet, hat — auch im kapitalistischen Sinne, was die am Materiellen klebenden Proletarier selbst zugeben müssen, während die ideellen mit uns so wie so übereinstimmen werden — die Arbeiterklasse das größte Interesse an einer Ablösung der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsweise durch eine neuartige sozialistische. So wird das Proletariat zum Grundpfeiler jeder kommenden revolutionären Bewegung, weil die bisherige Erziehung des Menschengeschlechtes eben immer den Hauptwert auf die Interessenpolitik legte, während der wahre Menschheitsgedanke, das Solidaritätsbewußtsein, erst im Schoße wirklicher menschlicher Gesellschaft, das ist im Sozialismus, zum Allgemeingut werden wird. Die Erreichung dieser Gesellschaftsform, die wir im Gegensatz zu den verfehlten Begriffen sogenannter sozialer und sozialdemokratischer Richtungen in logischer Konsequenz als Anarchie bezeichnen, schwebt den Anarchisten, bei jedweder sonstigen Verschiedenheit auch, doch als Strebensziel vor. Bevor aber die Anarchie erreicht werden kann, muß der Staat der Knechtherrschaft und Ausbeutung bei Seite geschafft werden. Zu diesem Zwecke koalieren wir uns mit allen Revolutionären und Sozialisten, wo immer angängig. Deshalb richten wir auch unser Hauptaugenmerk auf die Erziehung aller durch die von der bestehenden Wirtschaftsordnung und ihren knechtenden Institutionen herabgedrückten Elemente zu freiheitsdürstenden selbständigen Individualitäten. Der Aufbau der neuen Gesellschaft ist unser Ziel und nicht begnügen wir uns mit Abschaffung und Zerstörung des Staates.

Doch auf das kapitalistische Produktions- und Ausbeutungssystem ist sein ganzer Bestand gegründet. Deshalb wird sein Sturz auch auf wirtschaftlichem Gebiet am allersichersten ermöglicht werden. Und so hat es Wert, für die wirtschaftliche Unabhängigkeit von ausbeuterischen Nichtstuern zuerst einzutreten. Die Arbeitskraft verweigern, sich nicht zum kargsten Lohn, der kaum zur vegetativsten Erhaltung des Lebens reicht, aber doch immerhin zu seiner maschinellen Weiterfunktionierung, verkaufen — das ist Lebenserfordernis. Diese Widerstandskraft, die defensive Kraft des freien selbstbewußten Menschen gegen autoritative Eingriffe in sein Ich, ist für mich in ihren verschiedenartigsten Formen — gegen Gesetz, Sitte, Autorität, Kapital etc. etc. — die Basis für das Handeln, das einer Weltanschauung der Gewalt- und Herrschaftslosigkeit entspricht. Doch wir wissen weiter, weil wirs alle Tage erleben, daß die Gewalttätigkeit der Besitzenden, repräsentiert durch Staat und Regierung, nicht friedlich unseren Taten zuschauen wird. Die Gewalt, die man unserem Wollen, allen logischen Folgerungen aus der Erfahrung, entgegensetzen wird, zwingt uns zur Verteidigung. So aber wird der soziale Generalstreik naturgemäß zur sozialen Revolution. —

Bis hierhin geht unser Weg gemeinsam mit allen Feinden und Unzufriedenen der bestehenden «gottgewollten» Ordnung. Nun aber heißt es, nicht wieder in die Krallen autoritätslüsterner Republikaner, Demokraten oder sonstiger Götzen und Götzenanbeter zu fallen. Die Kenntnis historischer Vorgänge zeigt uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß immer noch auf die Zeiten der Revolution, die Reaktion irgend einer Autorität siegreich ihr Haupt erhob. Und wenn auch die ersehnte soziale Revolution anders ausschauen und andere Gesichtspunkte aufweisen wird, als die bisherigen bürgerlichen — die Reaktion ist trotzdem zu erwarten. Wenn sie sich auch wahrscheinlich anders zeigen wird, entsprechend der ganzen Situation, wie bisher, so nehmen wir an, die Demokratie würde die Kastanien essen wollen, die die soziale Revolution bratet. Wäre uns damit gedient? Mit nichten! Nichts wird unsere Freiheit mehr bedrohen, wie die unfaßbarste Geißel der angeblichen Majoritätsbetätigung, die Göttin urteilsloser Massen — die von einigen wenigen Demagogen gegängelt werden. Doch ganz gleich, ob Demokratie oder eine andere Form der Herrschaft (Kratie), jede wird in den Jahren der Gährungen und Umwälzungen versuchen, sich den Einfluß auf die Gesamtbevölkerung zu sichern. Und da bisher durch Hunderte von Generationen das Autoritätsprinzip sich so tief im «Menschen» verankert hat, glaube ich sicher zu gehen mit der Annahme, daß irgend eine Richtung, die sich als Gesetzgeber und Herrscher aufspielt, die größere Masse und Macht auf ihre Seite tanzen lassen wird. Dieses wahrscheinliche Resultat muß jeder Anarchist in sein Kalkül mit aufnehmen und deshalb gerade ist ja die Hauptaufgabe aller anarchistischen Propaganda im Gegensatz zu sonstigen auchsozialistischen und auchrevolu-

tionären Gruppen die Durchbildung der Persönlichkeit zu eigenem zielbewußten Wollen und Handeln. Was nachher uns Not tut, müssen wir heute zu erkennen suchen. Wie wir jeder Reaktion in der unausbleiblichen sozialrevolutionären Periode siegreich begegnen können, ist zur Stabilisierung unserer Ideen zu ergründen notwendig geworden. Immer weitere Kreise beschäftigen sich mit unserer Weltanschauung, weil immer mehr und mehrere einsehen, daß es so, wie es nun geht, nicht weitergehen kann. Änderungen, Reformen werden von allen Seiten vorgeschlagen und verlangt. Bis zum anarchistischen Ideal dringen aber wenige durch, weil ihnen die Antwort fehlt auf ihre Frage: wie aber wird die Anarchie geboren werden?

In den Köpfen der Einzelnen wird sie entstehen und um sich greifen. Die Logik der Weltanschauung bricht sich Bahn, antworten die einen.

Die Anarchie wird nicht geboren werden, sondern die Kraft schlagender Argumente wird in den Jahren der sozialen Revolution ihre Früchte zeitigen und siehe: sie entstand nicht, doch sie ist da! sagen die andern.

Und weiter verweist man auf Siedelungsgenossenschaften und verspricht so, schon in der jetzigen ausbeuterischen Gesellschaft, das anarchistische Ideal für sich verwirklichen zu können.

Mit individuellen Abweichungen hört man wohl stets eine dieser Ansichten. Daß diese nicht jeden befriedigen können, der in der solidarischen Konstituierung des Rechtes auf Freiheit und Gleichheit sein Strebensziel erkennt, ist leicht erklärlich. Und doch ist es so einfach, die Brücke von der Erkenntnis der jetzigen Zustände zu der Wirklichkeit des anarchistischen Ideals zu schlagen.

Während der sozialen Revolutionen sind Geistes-, Produktions- und Konsumgenossenschaften in örtlicher Gemeinschaftlichkeit (Siedelungsgenossenschaft) auf sozialistischer Grundlage zu schaffen, d. i. auch durch Expropriation der Expropriateure. Ich bin überzeugt, die Taktik wird uns die Anarchie bringen.

Wenn die Sozialdemokratie mit ihrem Geschwafel vom Generalblödsinn, den Generalstreik als Kampfesmittel verwirft, weil sie nicht glauben kann — wie wir es ja gar nicht verlangen, weil wir es auch nicht tun — daß alle Arbeiter eines Landes an einem Tage die Arbeit niederlegen werden, haben wir immer mit voller Berechtigung, weil gestützt auf historische Tatsachen, auf die revolutionäre Minderheit hingewiesen. Nie haben wir, wie gesagt, jemals jene Utopie aufgestellt, weil wir dann schneller noch wie den Generalstreik die Anarchie herrichten könnten. Andererseits halten wir aber auch kaum für wahrscheinlich, daß alle Völker zur gleichen Zeit an ihren Ketten rütteln werden. Wohl wird bis zu der Zeit — und unsere Arbeit ists, diesen Zeitpunkt in möglichst enge Nähe zu rücken — der Solidaritätsgedanke so viel Fortschritte gemacht haben, daß kein Staat es wagt, dem andern militärische Hilfe zu bringen. Der Antimilitarismus wird seine Früchte zeitigen. Die Regierung wird

fürchten müssen, in ihrem Staate ähnliche Zustände herauf zu beschwören, wie dort herrschen, wo sie helfen möchte. Die Solidarität kapitalistischer Interessen wird an dem sozialistischen Solidaritätsbewußtsein der Menschheit elendiglich zerschellen. Aber auch dann, wenn das Regierungssystem alle «Untertanen» treulich durch Quarantäne und Grenzabsperrungen behütet, mit dem Revolutionsbazillus infisziert zu werden, wird der Freiheitsgedanke dennoch in gleich reife und benachbarte «Vaterländer» eindringen. Wie weit sich der Revolutionsherd zu gleicher Zeit erstrecken wird, ist müßig, beantworten zu wollen. Daß die ganze von — so zu sagen — Menschen bewohnte Erde mit einem Male davon ergriffen werden wird und daß so «das tausendjährige Reich», die Verbrüderung aller Menschen, die sozialistische Gesellschaft — die Anarchie mit einem Schlage sich durchsetzen wird, kein denkender Mensch — und dazu rechnen wir Anarchisten uns vor allen Dingen — wird dies behaupten wollen. Wir werden uns vielmehr alle darin einig sein, daß erst mal auf einem beschränkteren Gebiet das Ideal verwirklicht werden wird.

Nun wohl; ich nehme an, in einem bestimmten Lande, sagen wir Brasilien, tritt die soziale Revolution in Tätigkeit. Ganz Amerika würde wahrscheinlich bald in hellen Flammen stehen. Jahrelang könnten sich solche Eruptionen hinziehen und könnten und würden auch hoffentlich von herrlichen Erfolgen gekrönt werden. Würde aber, wie durchaus nicht von der Hand zu weisen, ganz Amerika sonst von den Banden der Reaktion in die alten Geleise geführt, welch ein Erfolg für den anarchistischen Menschheitsgedanken wäre es doch, wenn Brasilien, d. h. das brasilianische Volk wenigstens, die Anarchie bei sich und für sich einführen könnte!

Doch mir liegt persönlich zu viel an der endlichen Befreiung der Menschen, die sich selbst schon frei gemacht haben, als daß ich mich mit solch optimistischen Bildern zufrieden geben könnte. Ich setze lieber schlechtere Voraussetzungen in die theoretische Diskussion, um an ihnen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Entstehens anarchistischer Gesellschaftsformationen zu demonstrieren.

Ich verlege den Schlachtplan meiner eingebildeten sozialen Revolution nach dem Aufstandsgebiet im südwestlichen Wetterwinkel Europas, nach Spanien. Dort, wo das Volk eine revolutionäre Schulung durchgemacht hat und in dessen Blut die Heldenväter ihren Mut und ihre Gesinnung hineingegossen haben, ist der rechte Boden für das Geburtsland der Anarchie.* Auch dorten sind bisher alle Revolutionen mißglückt, wenn sie auch hie und da auf kürzere oder längere Zeit Erfolge zu verzeichnen hatten. Oftmals war das Königtum gestürzt, aber ganz Spanien fiel immer wieder der Reaktion in die unsauberen Hände, wenn sich auch einzelne föderalistische Kommunen, wie z. B. Cartagena im Jahre 1873 bis 6 Monate ihre freie Selbständigkeit wahren

* Die jüngsten Ereignisse in Spanien begünstigen diese Annahme des Verfassers. Anm. d. Red.

konnten. Die im Lande zerstreuten Revolutionäre und mit ihnen die Anarchisten mußten sich der autoritären Republik noch früher beugen. Damals zeigte sich eben die Reaktion in republikanischem Gewande, nachher wurde das Königtum von Gottes Gnaden wieder konstituiert.

Womit unsere soziale Revolution angeführt werden soll, ist heute noch nicht spruchreif. Doch, wie wiederholt sei, alle Formen der Reaktion *sind uns gleich*, wenn diese überhaupt über uns wieder hereinbricht. Nur die volle Freiheit der anarchistischen Gesellschaft befriedigt die Anarchisten. Für alles andere haben wir nur «schönen Dank». In Spanien aber sehen wir von Natur aus Bevölkerungsschichten beisammen wohnen, die durch Sprache, Dialekt, Kultur und Eigentümlichkeiten oft himmelweit von einander verschieden sind. Was sie heute im Staatsverbande zusammenhält, ist der Druck der äußeren staatlichen Macht, andererseits ist auch wohl anzunehmen, daß die inneren Beziehungen der Einzelnen zu einander im Gegensatz zu noch fremderen Elementen ein gewisses Föderativsystem unter diesen Völkern so wie so begünstigen. Wir sehen also in Spanien die Möglichkeit, daß *sich einzelne Städte oder Volksverbände*, wie es bisher auch schon der Fall war, *durch die soziale Revolution vom Ganzen abtrennen* können. Bisher unterlagen auch diese Teile immer wieder dem Ansturm der vereinten reaktionären Masse. In der Pariser Kommune von 1871 erlebten wir ein Ähnliches. Woher kommt das aber? Erstmal liegen gerade in diesen letzten 30--40 Jahren mächtige Fortschritte in der Richtung unserer Gedankengänge, die damals noch lange nicht so verbreitet waren. Andererseits aber, und das ist die Hauptsache, an die wir auch heute vornehmlichst denken müssen, ist die territoriale Einheit noch lange keine Gemeinschaftlichkeit im Trachten und Handeln. Man hatte eben Feinde auch in den eigenen Reihen. Beileibe nicht mal die Majorität, sondern nur eine revolutionäre, aber tatkräftige Minorität hielt die Bewegung aufrecht. Dazu war der ständige Kampf erforderlich. Wie nach außen, so im gewissen Grade immer auch nach innen. So notwendig dieser auch sein mochte, war er für die Anarchie immer verhängnisvoll, weil er das Prinzip der anarchistischen Kommune durchbrach und statt der autonomen Freiheit der Persönlichkeit die Autorität eines — wie auch immer gedachten und gearteten — Repräsentativsystems auf den Schild erhob. Dadurch mußte die freie Aktion gehindert und durch die inneren Feinde die Stoßkraft nach außen gehemmt werden. Es war eben, ganz folgerichtig, immer nur eine Frage der Zeit, wenn die Hoffnungsblüte geknickt werden sollte.

Wenn sich bei der nächsten spanischen Revolution aber die Anarchisten bei Zeiten auf ihr Ideal besinnen: die herrschafts- und gewaltlose Gesellschaftsgruppe, basiert auf der Föderation von Geistesfreunden zum Zwecke der Konsumtion, Produktion und sonstigen gemeinschaftlichen Handlungen — dann expropriieren sie noch zu der Zeit, wo die Reaktion nicht

wagt, ihr Haupt zu erheben, Grund und Boden und Produktionsmittel, angemessen der Größe der expropriierenden Gruppe. Weit von sich ab schütteln sie dann alle, die die Revolution ersehnten zu dem Zwecke, die eigene Partei an die Futterkrippe zu bringen. Was die Andern für sich verlangen, mögen diese unter sich ausmachen. Wer sich nicht selbst seine Freiheit erringt, ist nicht wert, daß man sie ihm auf dem Präsentierteller entgegen bringt. Er ist nicht im Stande, den rechten Gebrauch davon zu machen. Die Freiheit will erobert und nicht geschenkt sein.

Wir Anarchisten sind *keine* Altruisten, die «das Böse in der Welt» bekämpfen, damit es «unserm Nächsten» «besser» gehen soll, sondern wir kämpfen für die Gleichheit und Freiheit *aller* Menschen, also *auch* unserer «lieben Nächsten», weil unsere Erkenntnis uns einsehen läßt, daß nur die gleiche Freiheit für Alle in einer Gesellschaft vereinigter Mitglieder jedem Einzelnen und damit uns, den Anarchisten und mir, dem Individuum, die respektive Freiheit verbürgt. Deshalb respektieren wir jeden Einzelnen, weil wir auch Respekt für unsere Individualität verlangen. Deshalb drängen wir auch niemand unsere «Wohltaten» auf. Denn wenn wir auch in unserem Sinne nichts Höheres zu *geben* hätten, wie das *Nehmen* jeder beschränkenden Fessel — so ist es das doch nur von unserm Gesichtspunkte aus. Und den andern dazu zu erziehen, d. h. ihn zu der eigenen selbständigen *Einsicht* bringen, daß wir recht haben, heischt unser Solidaritätsgefühl. Doch niemals: jemand zu unserer «Freiheit zwingen». —

Im Worte liegt die Widersinnigkeit schon kraß zu Tage. —

Was schlage ich also den spanischen Genossen — und allen, die mal vor derselben Alternative stehen werden — vor, daß sie im Falle einer neuerlichen, und zwar einer sozialen Revolution tun sollen? — Den direkten Weg zu gehen, um anarchistische Theorie in anarchistische Praxis umzusetzen.

Die Praxis unserer gemeinsamen Weltanschauung ist aber die Etablierung der Anarchie. Zum Zerstören kann jeder Revolutionär mithelfen; *beim Aufbauen braucht's wahrer Menschen, bewußter Anarchisten.*

Daß Ihr mir deshalb die Selbsterziehung nicht vergeßt!

Wahrhaft konstruktiv ist unsere Weltanschauung und nur boshafte Niedertracht oder Unkenntnis und Unverständnis kann dem Anarchismus destruktive Tendenzen unterschieben.

Wir bauen nur nicht ins Blaue hinein und errichten herrliche Türme auf schwacher Grundlage. Wir untersuchen erst lieber den Baugrund. Über diesen müssen wir uns genau so klar sein, wie über uns selber. Das ist eine ebenso schwierige, wie selbstverständliche Voraussetzung für jeden, der wie jedes Dogma, so auch das Dogma der eigenen Vollkommenheit verwirft. Wir wissen, daß wir ständig noch werden ... Im Werden aber liegt die Zukunft, das Vorwärtsbringen, das Schaffen, das

ewige Neugebären. So aber ist das Ideal unseres Sieges himmelweit verschieden von dem Prokrustesbett staatssozialistischer Zukunftsgedanken. Wenn diese vermeinen, auf dem Morast der heutigen Staatsform einen neuen Gesellschaftsbau auftürmen zu können, so sind sie eben kurzsichtig und schlechte Bauleute. Wir sehen tiefer. Der ganze Sumpf muß trocken gelegt, Schutt, Geröll, Grundwasser, erst beiseite geschafft werden, damit endlich fester Boden erreicht wird, eine gesunde Basis, auf der nur das neue Gebäude um so herrlicher, fester und gesundheitsstrotzender erstehen kann. Dazu sind aber bazillenkranke und giftübertragende Bausteine nicht mit zu verwerten, sondern kerniges Material gehört zum stolzen Bau. Ohne Rücksicht auf die Zurückgebliebenen, die ja nicht hören und sehen, nicht lernen wollten, als wir noch Zeit hatten, gibts dann nur ein Ziel: selber vorwärts! selber zur Vollendung!

Uns ist die Revolution nicht der Endzweck, sondern das Mittel zum Zweck. Weil man leicht mißverstanden wird, will ich's erklären, also: wenig nur gilt mir die Revolution, alles aber die Revolutionierung! Und so versteh' ich's, daß Ihr mich nicht Wortverdreher scheltet: Revolution, das ist die Zeit des Kampfes und der Gewalt, die eine Änderung herbeiführen will; Revolutionierung, das ist mir der zu gewinnende Zustand, die die vollzogene Umwertung der jetzt geltenden «Ordnung» und Gebräuche in — umgewälzte, neue, andere. Nach diesem neuen, anderen Zustand, der erfüllt sein soll von unseren anarchistischen Ideen, streben wir hin. Was uns auf unserem Wege hemmt, werden wir überwinden und keine Kraft und keine Gewalt wird uns dauernd widerstehen können. Um so weniger wird man uns aber aufhalten können, wenn die geistige Revolutionierung schon heute in die Wege geleitet wird. Nur wer die Revolution überwinden kann, wird Sieger sein. Wer sich in ihren Taumel hineinziehen läßt, wird zu ihrem Sklaven und auch wieder zum Sklaven dessen, der ihr Sieger wird. Wir müssen also die Revolution überwinden lernen; hoch halten müssen wir unser Ideal, unsere schärfste Waffe gegen alle Unterdrückungsgelüste — die Anarchie.

Daß wir Anarchisten sind, dürfen wir niemals vergessen! Daß wir die freie Gesellschaft der Herrschaftslosigkeit nicht nur erstreben, sondern leben wollen, muß uns immer vorschweben und zur Tat drängen. In revolutionären Zeitläufen reißt die Stimmung die Einzelnen leicht mit in den Strom der Zerstörung, ohne die notwendige Berücksichtigung der Frage: was nun? beizumessen. Wer sich auf andere verläßt, mag's tun. Wir aber dürfen uns von der Strömung nicht wegreißen lassen. Die Zerstörung ist uns nur so weit notwendig, als das Bestehende uns hindert, die Anarchie aufzubauen. Bis dahin gibt's gewiß keine schwächliche Rücksichtnahme auf das zu schonende Gefühl im status quo zufriedener Menschen. Autorität, Gesetz, Eigentum, Pietät werden in gleicher Weise von uns gestürzt und verneint. Sobald wir aber unsern Weg frei gemacht haben, ist es schade

um jeden unfruchtbaren Kampf als Zeitvergeudung. Dann heißt es, sofort an die Verwirklichung unserer Ideale. Die Zeit wird reif dafür, Proletarier schneller und intensiver revolutionsfähig machen. Das aber wollen wir nirgends vernachlässigen.

Die soziale Revolution ist kein Kinderspiel. Mag der kapitalistische Staat mit Menschenleben in- und außerhalb des Krieges Schindluder spielen. Für uns gewaltlose Menschen gilt das Menschenleben zu hoch und ist die Gewalt eine zu ernste Sache, als daß beides länger die Tagesordnung beherrschen sollte, als es durchaus für die gesicherte Einführung der gewaltlosen Ordnung, der Anarchie, notwendig erscheint. Dann etablieren wir Genossen der gleichen Weltanschauung eine Gesellschaft, wie sie dieser entspricht. Ohne Rücksicht auf die Umwelt beginnen wir mit dem anarchistischen Leben. Ohne Führer und Gesetze werden sich unsere gesellschaftlichen Einrichtungen aufs harmonischeste vollziehen. Sofort werden wir in die Produktion zur Befriedigung unserer Bedürfnisse eintreten. Die Solidarität unserer Errungenschaften wird uns mit Leichtigkeit über die ersten Schwierigkeiten vielleicht beschränkter Konsumtionsfähigkeit hinweghelfen. Geradezu zum Prüfstein kommunistischer Lebensreife könnte diese Schwierigkeit werden. Die kurze Spanne Zeit der Anpassungsfähigkeit an die neuen Produktionsverhältnisse wird aber umso schneller und nutzbringender von statten gehen, als die tatsächlichen ersten Praktiker der Anarchie sich schon vorher in allen theoretischen Fragen durchaus eingelebt und Klarheit verschafft haben.

Solche anarchistische Kolonie oder Siedelung wird aber unüberwindlich sein. Sollte ringsherum die Reaktion wieder ihr Haupt erheben, gegen eine derartige, in sich gefestete Kommune vorzugehen, sollte doch jede Regierung sich überlegen. Erstens würde diese Kolonie Zuzug von Gleichgesinnten nicht nur aus der ausständischen Region, sondern aus aller Herren Länder erhalten; dann auch dürfen wir auf ein gewisses Gefühl rechnen, daß bei einigermaßen zielbewußter antimilitaristischer Propaganda die regierenden Herren aus wohlerwogenen Gründen davon abstehen lassen wird, ihre Soldaten gerade gegen eine festgründige Organisation von Proletariern zu führen; schließlich aber weiß jeder einzelne Kommunist, was für ihn bei eventuellem Angriff auf dem Spiele steht. Das Leben für die Freiheit einzusetzen, wird ihm niemals zu hoch dünken. Männer, Frauen und Kinder werden dann zeigen, daß es wahrhafte Helden gibt. Nicht auf Befehl eines andern, aber für ihr eigenes Vaterland nun in Wirklichkeit und für ihr höchstes Gut, die Freiheit, werden sie kämpfen, wenn sie gezwungen werden, bis zum endlichen Siege . . . . .

Ständig verstärken werden sich die Kreise der Kolonisten aus der näheren und weiteren Umgebung. In den anderen Ländern, wo zu gleicher oder in kurzfolgender Zeit ähnliche Perioden sozialer Revolutionen eintreten werden, werden ähnliche Kommunen, wie eben für Spanien vorgeschlagen, entstehen,

Fühlung werden alle diese mit einander nehmen und im gegebenen Falle sich gegenseitig unterstützen. Läßt man sie aber in Ruhe und Frieden, wie ich's zur höheren Schätzung der geistigen Fähigkeiten unserer Gegner in puncto Weltanschauung annehmen möchte, so werden diese Siedelungen einen Sauerteig im starren Körper des Staatslebens bilden, der immer weitere und größere Kreise durch das Vorbild gedeihlicher und selbstzufriedener Entwicklung mit seinem Geiste durchdringt. Gewaltlos und autoritätslos wird die Anarchie ihr Banner ausbreiten, bis der Wohlstand und Friede für Alle gesichert sein wird — auf der ganzen Erde. *Alfred Bader.*

AN EIN FREIES WEIB.

Im Angesicht des Todes, wenn ich denken dürfte,
Mein letztes Denken würde sein
Geweiht dem Besten, was das Leben gab der Liebe:
Gedenkend dein.

Wenn sterbend mir erfüllt wär eine Bitte,
Ich würde bitten, daß zuletzt
Du fest mich in die Arme schließen mögest,
Wie jetzt.

Nur schweigend mich in deine Arme schließen,
Bis meine Seele fänd' den Weg zu dir,
In deinen Augen ruh'nd, wenn du dich neigtest
Zu mir.

Mein Kopf gestützt von deinen treuen Armen
Und an dein bebend Herz gedrückt,
Könnt' ich des Lebens und des Todes Angst vergessen
Und ruh'n beglückt.

Denn du hast mich gelehrt, der Liebe Blüten pflücken
Ohn' daß ihr Unkraut uns gestreift.
Noch ist der Liebe bitt're Frucht in ihrem Garten
Für uns gereift.

Du hast die Leidenschaft zu Höh'n erhoben,
Die Leidenschaft in Fesseln niemals gibt —
Wir lernten leben nur und lieben, weil
Wir frei geliebt.

Im Angesicht des Todes, wenn du bei mir wärst
Und könnt' mein Sehnen in Erfüllung geh'n,
Und wärst du dann wie jetzt, so still, so süß,
So schön!

Dann tät' ich eine Tat voll höchster Seligkeit —
Der Tod könnt' wartend steh'n —
Ich küßte deine Lippen glühend heiß
Und würde geh'n.

William Francis Barnard.

(Aus dem Englischen übersetzt von Lilly Nadler-Nuellens.)

Otto Rinke.

Zur Erinnerung an den toten Freund und Pionier.

Am 2. März 1899 starb in St. Louis nach langen schweren Leiden einer der treuesten aufopferungsfähigsten und unermüdlichsten Freiheitskämpfer des Proletariats: Otto Rinke.

Sein Ableben wurde vor zehn Jahren so ziemlich von der gesamten Arbeiterpresse der ganzen Welt, ohne Unterschied der Parteischattierung, gemeldet; denn Otto Rinke war durch seine opferwillige Tätigkeit in der revolutionären Arbeiterbewegung der alten und neuen Welt eine bekannte Persönlichkeit. Doch wie in so vielen ähnlichen Fällen wurde auch hier die volle und ganze Bedeutung seiner Individualität nicht gewürdigt, denn Otto Rinke war ja kein Stern am oratorischen oder literarischen Himmel, war niemals patentierter Großbeamter irgend einer Organisation, ja, nicht einmal Kandidat für irgend einen der Plätze an einer Parteifutterkrippe gewesen; er war und blieb der schlichte Proletarier und Rebell. Sein ganzes Sein war von der Liebe für die geknechtete Menschheit erfüllt und kannte nur den einen Lebenszweck: seine ganze Kraft und Energie dem Befreiungskampfe des entrechteten und ausgebeuteten Volkes zu widmen.

Es dürfte daher für Viele von Interesse sein, zur zehnjährigen Erinnerung seines Todestages eine gedrängte Schilderung des Lebens, Wirkens und Strebens dieses echten revolutionären Proletariers kennen zu lernen.

Otto Rinke wurde 1853 als Sohn eines Forstbeamten in Schmiegel, Provinz Posen, geboren, erlernte in Deutsch-Lissa das Schlosserhandwerk und ging, nachdem er 1872 ausgelernt, auf die Wanderschaft. Er arbeitete in Sachsen und Württemberg, wo er auch gleichzeitig mit der Arbeiterbewegung in Berührung kam. Wie so viele Proletarierkinder jener Provinz fast ohne Schulbildung gelassen, empfand er diesen Mangel nun umso bitterer und suchte denselben durch eifriges Selbststudium und in den Arbeitervereinen wieder wett zu machen. Dann kam die Zeit seiner Militärpflicht, die ihm jedoch bei seinem geweckten Geiste und dem erwachten Menschenbewußtsein nicht behagte. Nach kurzer Zeit desertierte er nach der Schweiz, wo er in verschiedenen Plätzen, zumeist in Genf und Bern, arbeitete, sowie regen Anteil an der dortigen Arbeiterbewegung nahm.

In dieser Zeit brachen die Konflikte zwischen der revolutionären und parlamentarischen Richtung in der Internationale — Bakunin kontra Marx — aus, bei welchen Rinke sich mit vollem Eifer auf die revolutionäre Seite stellte. Mit Bakunin, Paul Brousse, Kachelhofer, Aug. Reinsdorf, Carl Moor und Anderen war Rinke einer der Gründer der Berner «Arbeiter-Zeitung» (1876), des ersten anarchistischen, besser antiparlamentarischen Blattes deutscher Sprache. Dasselbe wurde jedoch von sozialdemokratischen Führern, speziell Liebknecht, mit allen niederträchtigen Mitteln der Intrigue und Verleumdung bekämpft,

so daß es nach Jahresfrist eingehen mußte. Bei einer Demonstration zur Jahresfeier der Pariser Kommune wurde Rinke und eine Menge anderer Genossen in Bern verhaftet und prozessiert.

Im gleichen Jahre fand der Kongreß der Internationale in Gent, Belgien statt, zu welchem Rinke als Delegierter, da es an Fahrgeld mangelte, von Bern zu Fuß wanderte. Das dortige Treiben der autoritären Marxisten verekelte ihm die sozialdemokratische Richtung vollständig, und er kam ermüdet, enttäuscht und erbittert von all den Erfahrungen wieder zurück nach der Schweiz. Sehr lange hielt es ihn aber nicht mehr dort er wollte der Sache dienen, Propaganda machen; so ging er zurück nach Deutschland, wurde aber nach einigen Wochen reger Agitation verhaftet und als Deserteur nach der Festung Ulm in die Strafkompagnie gesteckt. Doch so leicht konnte man einen Rinke nicht festhalten. Es gelang ihm, mit Hilfe seiner Geliebten und nachherigen Frau, abermals zu entfliehen und die Schweizer Grenze zu erreichen.

Im Jahre 1880, nach dem Wiedener Kongreß der deutschen Sozialdemokratie hielt Liebknecht vor den deutschen Sozialisten in Paris einen Vortrag über «die revolutionäre Kraft der deutschen Sozialdemokratie», bei welchem Schreiber dieses unter recht sonderbaren Umständen mit Otto Rinke persönlich bekannt wurde:

Durch Zufall kam ich in die Versammlung. Nach dem Vortrage meldete sich zuerst ein gewisser Peterson alias Fleron zum Wort, der aber sofort aus dem Lokale entfernt werden sollte, weil er angeblich in Gemeinschaft mit Most eine «Schurkerei» begangen haben sollte. (Die «Schurkerei» bestand darin, daß Most mit Fleron unter dem Namen Hartmanns ein Interview an die englische Presse veröffentlichte, dafür 25 Pfund Sterling erhielt, die Fleron zu einer Agitationsreise benützte. Hartmann soll damit aber, wie mir Most nachher schrieb, einverstanden gewesen sein.) Auf meine Intervention wurde ihm gestattet, sich zu rechtfertigen, was er jedoch nicht tat und darauf die Versammlung verlassen mußte. Der Nächste war ein Genosse Gurewitsch, welcher Liebknecht der Verleumdung beschuldigte, die Liebknecht gegen Gurewitsch begangen, während der Letztere im Gefängnis saß. Ein Untersuchungskomitee in Berlin habe die Grundlosigkeit festgestellt. Liebknecht habe ihm aber noch keine Genugtuung gegeben. Liebknecht war in großer Verlegenheit, gab aber keine zufriedenstellende Antwort, worauf ihn Gurewitsch als einen «ganz infamen Verleumder und Ehrabschneider» bezeichnete. Die Versammlung wurde eine erregte, und nun kam Otto Rinke zum Wort, welcher Liebknecht alle seine Intriguen und Verleumdungen gegen die Berner «Arbeiter-Zeitung» vorhielt. Liebknecht schien da keine Antwort zu finden, denn nach längerer Pause erhielt ich das Wort zu seinem Vortrage, wofür ich großen Beifall fand. In der Antwort ließ sich Liebknecht zu der Äußerung hinreißen: er habe wissenschaftlich

die revolutionäre Kraft nachgewiesen «und wer das nicht glauben wolle, sei einfach ein Esel!» — Hierauf brach ein Sturm der Entrüstung los, die Versammlung erhob sich und die Halle mit «Pfui!»-Rufen verlassend, kamen sie und gaben mir die Hand; so auch Rinke, und von der Zeit datierte unsere Freundschaft bis zu seinem Tode.

Unermüdlich wirkte Rinke in Paris für die revolutionäre Bewegung bis zu seiner Ausweisung, und war an verschiedenen Attentaten gegen die deutsche Polizei, speziell in Frankfurt a. M. beteiligt.

Im Jahre 1884 war Rinke nach London verschlagen, wo er mit unermüdlicher Aufopferung für die Sache tätig war. In der Zeit war der «Rebell» nach London verlegt worden. Rinke lernte mit großer Mühe das Schriftsetzen, setzte und druckte denselben mit Hilfe von einigen Genossen, die er ab und zu erhielt, in seiner Wohnung. Seine Wohnung war all den verfolgten Genossen ein Heim, und deren waren viele zur damaligen Zeit. Dabei konnte er die ersten drei Jahre keine ordentliche Arbeit finden, und ich denke noch heute mit Schaudern an die bittere Not, die er und seine Familie mit zwei kleinen Kindern durchlebten. Obwohl ich täglich bei ihnen verkehrte und eine Zeit lang selbst wochenlang keine Mahlzeit zu essen hatte, ja manchmal hungerte, daß die Schwarte krachte, vermochte ich es nicht über mich zu gewinnen, trotz der dringenden Nötigung, an dem kargen Mahl — zumeist dünner Tee mit Schmalzbrot — teilzunehmen, um die Not nicht noch zn vergrößern.

Rinke war auch einer der Wenigen, welche bei der Spaltung der 1. Sektion des kommunistischen Arbeiter-Bildungs-Vereines die Gruppe «Autonomie» gründete und kurz darauf die Zeitung «Die Autonomie», von welcher die ersten Nummern ebenfalls in seiner Wohnung gesetzt wurden.

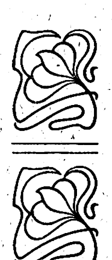
Vom Jahre 1888 bis 1890 besserten sich seine pekuniären Verhältnisse, indem er endlich einen geordneten Platz in seinem Fache gefunden; er mußte aber 1890 auch London wieder verlassen, als ihm die Polizei wegen Beteiligung an revolutionären Akten zu arg auf den Fersen war. Er wandte sich zunächst nach New-York, arbeitete einige Zeit in Elizabethport und übersiedelte dann nach St. Louis, wo ihm eine bessere Stellung als Vormann in einer elektrischen Motor-Fabrik angeboten war.

In St. Louis gab er auch mit Hilfe einiger Genossen ein kleines Blatt* heraus, das aber bald mangels Teilnahme einging. Stets und überall unablässig agitatorisch tätig, brachte er es selbst in St. Louis zu einer rührigen revolutionären Gruppenbewegung. In zu großer Hast, zu einer Versammlung zu gehen, hatte er beim Essen einige kleine Knochensplitter verschluckt, welche sich in den Gedärmen festsetzten, Entzündung und Eiterung verursachten, die trotz aller Anstrengungen eines befreundeten tüchtigen Arztes nach langem qualvollen Leiden seinen Tod herbeiführten.

* Es war dies „Der Kämpfer". Anm. d. Red.

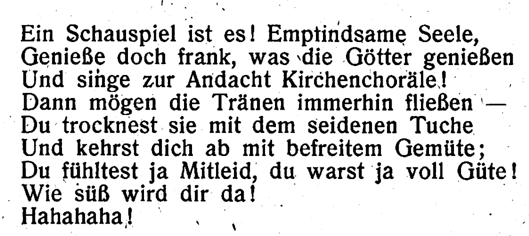
In Otto Rinke verlor die Arbeiterbewegung einen der opferwilligsten, aufrichtigsten und ehrlichsten Vorkämpfer. Wer immer ihn gekannt, wird seiner mit Liebe und Verehrung gedenken, und wer mit ihm befreundet war, wie ich, wird nur mit Schmerz seinen Verlust betrauern. Allen aber wird Otto Rinke in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. *Josef Peukert.*

HEILIGES RUSSLAND . . .

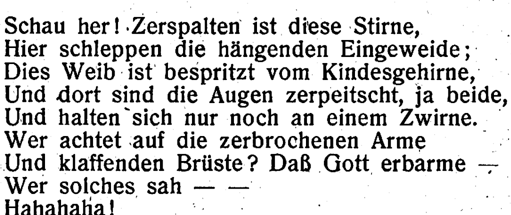


Zwanzig Leichen auf einem Wagen!
Die Köpfe baumeln wie Kälberköpfe,
Die Leiber sind blutig, die Glieder zerschlagen,
Als würden die armen Kittelgeschöpfe
Soeben zum Schlachthaus herausgetragen!
Nur blutiges Fleisch, nur schmutzige Fetzen!
Dir bäumt sich das Herz, dich krallt das Entsetzen
Du fragst, was geschah?
Hahahaha!

Ein Schauspiel ist es! Empfindsame Seele,
Genieße doch frank, was die Götter genießen
Und singe zur Andacht Kirchenchoräle!
Dann mögen die Tränen immerhin fließen —
Du trocknest sie mit dem seidenen Tuche
Und kehrst dich ab mit befreitem Gemüte;
Du fühltest ja Mitleid, du warst ja voll Güte!
Wie süß wird dir da!
Hahahaha!



Schau her! Zerspalten ist diese Stirne,
Hier schleppen die hängenden Eingeweide;
Dies Weib ist bespritzt vom Kindesgehirne,
Und dort sind die Augen zerpeitscht, ja beide,
Und halten sich nur noch an einem Zwirne.
Wer achtet auf die zerbrochenen Arme
Und klaffenden Brüste? Daß Gott erbarme —
Wer solches sah — —
Hahahaha!



Die Leute waren zusammengekommen,
Um sich mit einander still zu beraten,
Was not tut zu ihrem gemeinsamen Frommen.
Das hörte der Herr und rief die Soldaten,
Die er schon heimlich ins Haus genommen.
Die stürzten ins Volk — die Mörder, die Herren —
Und würgten es blindlings zum Schrei der Fanfaren
Mit wüstem Hurrah!
Hahahaha!

Es war nur ein Witz! Sie sollten erschrecken!
Doch trunken waren die viehischen Sklaven.
Sie schwangen die Büchsen, sie spornten die Schecken
Und lachten, wenn sie ins Antlitz trafen
Und lachten, die Wehrlosen niederzustrecken!
Das war eine Orgie! Säbel und Peitsche.
Verstanden zu richten, der edle Deutsche!
Ja, Gott — haha!
Hahahaha!



Theo Heermann, Moskau.

Ein unbekanntes Erinnerungsblatt an Michael Bakunin.

Es war an einem lauen Septemberabend in London, bald nach dem internationalen anarchistischen Kongreß.

Einer Einladung von liebwerten Freunden folgend, weilte ich als Gast in ihrem Hause. Wir bildeten eine kleine Gruppe von durchaus freiheitlich fühlenden und strebenden Menschen, ein kleiner Kreis, dem das Ideal, das Wirken für dasselbe alles war, und so vergingen die Tage meines Besuches wie im Fluge.

Für jenen Abend hatten wir eine Zusage von dem Genossen Enriko Malatesta empfangen, uns besuchen zu wollen. Ungeduldig erwarteten wir ihn.

Endlich kam Malatesta.

Ich bin der Letzten einer, dem man Personenkultus und wahngläubige Verehrung von Menschen vorwerfen könnte. Ein jeder Mensch ist, was er sein muß; ein jeder Mensch arbeitet an sich herum, es ist ein stetes, hartes, mühsames Ringen mit sich selbst, bis es ihm auch nur teilweise gelingen will, das Spähen seines Idealismus mit seinen Handlungen in dem Alltag des Lebens in Harmonie zu bringen. Und keiner von uns erreicht allzuviel . . .

Aber wenn ich von Malatesta spreche, verläßt mich diese kühle, objektive Erwägung. Sie wird verdrängt — nicht etwa durch kritiklose Anhimmelung, nein, aber von Liebe, von wärmster Liebe und Solidarität für und mit diesem antikmodernen Kämpfer, leidenschaftskühnen Freiheitsritter der Anarchie, strengen Sucher nach Wahrheit, von Liebe für diesen Unbeugsamen, vielleicht sogar esoterisch Exklusiven des anarchistischen Gedankens . . .

Wir sprachen über alle erdenklichen Dinge. Koloniegründung, Antimilitarismus, Anarchismus, die neue Internationale, Personen und Ideen bildeten das Gesprächsthema. Aber von spannendstem Interesse, das auch weit über unseren Kreis hinausreichen dürfte, wurde die Unterhaltung, als wir die Geschichte der «Internationale» und ihre Evolution berührten.

«Die Geschichte wird niemals so geschrieben, wie sie ist, sich zugetragen hat . . . Ebenso wie der Generalrat sündigte, haben auch wir gesündigt. In den Mitteln waren wir einander vollständig gleich — nicht in der Verleumdung, aber in dem Versuch der Beeinflussung des Proletariats. Was uns schied, das waren unsere verschiedenen Ziele — Marx war Revolutionär, jedoch Staatssozialist, wir mit Bakunin waren Revolutionäre und staatslose Sozialisten . . . Und in diesem Kampf zweier Fraktionen, die ein und derselben Arbeitermasse ihre speziellen Methoden und Programme — ja, ich sage nicht wie Sie «einflößen», sondern: aufzwängen wollten, ging die Internationale zu Grunde . . . Wir müssen aus jenen Zeiten das lernen, daß wir

niemals unsere individuellen Wünsche und Bestrebungen dem Proletariat autoritär aufoktroyren dürfen. In dieser Hinsicht haben wir beide viel gesündigt . . .»

Das Gespräch wurde lebhafter.

Malatesta sprach nicht als Historiker, der immer nur die äußeren Formen der Ereignisse registriert; er sprach als Psychologe der Bewegung und seines großen vergangenen Lebens, noch erfüllt von hinreißend begeisterungsvollen Taten. Wir alle wissen, daß es eine Interna einer jeden Bewegung gibt, die weder in ihren Mitteln noch ihren Aktionen ihrem edlen Ideal und Ziel gerecht werden kann. Allzu sehr handelt das persönliche Motiv, allzu sehr die persönliche Leidenschaft, die ja an und für sich nicht immer ideal zu sein braucht, will man die Dinge aus nächster Nähe betrachten.

Wir schieden von einander.

Ich geleitete ihn zur Straßenbahn. Und während wir die lauschige, stille und gewundene Westendstraße entlang gingen — es war fast Mitternacht — fragte ich ihn mit etwas beklommener Stimme:

«Und was denken Sie, werter Kamerad, nach all dem über Bakunin?»

Ohne zu zögern, antwortete er: «Er war ein großer Mann!»

«Und wie vereinbaren Sie dies mit dem, was Sie oben über die Methoden der beiden Flügel der Internationale sagten?» fragte ich.

«Ein Mann kann an Charakter groß sein und dennoch an dem Getriebe einer kämpfenden Bewegung, mit allen ihren guten und schlechten Seiten, teilnehmen. Bakunin war als Mensch der größte Charakter, den ich je gekannt habe.»

Einen Augenblick gingen wir still neben einander einher, dann unterbrach Malatesta das Schweigen:

«Ich werde nie dazu gelangen, meine Memoiren zu schreiben», knüpfte er das Gespräch wieder an, damit eine früher von mir gestellte Frage beantwortend. «Schreiben Sie es deshalb für mich, was ich Ihnen jetzt erzähle und als die größte Handlungsweise Bakunins betrachte, die mir stets unvergeßlich bleiben wird für seinen Charakter, für den Menschen, der er war, am bezeichnendsten ist.

Es war, wenn ich nicht irre, in Locarno. Ich und noch ein italienischer Kamerad, wir befanden uns damals bei Bakunin. Und es traf sich so, daß wir gerade dabei waren, als Bakunin jene gemeine Schmäh- und Verleumdungsschrift gegen ihn empfing, die von Marx, Utin und Lafargue verfaßt worden war.*

Bakunin blätterte sie durch und reichte sie schweigend dem italienischen Genossen. Dieser las seinerseits einige Stellen, und dann brach er zornentbrannt aus:

* Die Broschüre: „Ein Komplott gegen die Internationale Arbeiter-Assoziation" (ins Deutsche übersetzt von S. Kokosky, Braunschweig 1874) ist gemeint. Anm. d. Red.

„Wir müssen Rache nehmen an diesen infamen Ehrabschneidern und Verleumdern. Um dies zu tun, ist es notwendig, eine Schrift gegen sie herauszugeben, die mit eben solchen Verleumdungen überfüllt ist, wie die ihre gegen uns!"

Da habe ich die ganze Größe Bakunins kennen gelernt. Leidenschaftlich erregt sprang er auf und rief:

„Niemals! Niemals dürfen wir so gemein sein, wie diese Leute. Niemals dürfen wir Lügen gegen sie gebrauchen, weil sie sie uns gegenüber anwenden!"

Er setzte sich nieder, schwer atmend. Das ist Bakunin, der Mensch, der große Mensch!»

Wir standen im Straßenrain. Von ferne winkten die Lichter des «Motorbuß».

«Malatesta — leben Sie wohl; wer weiß, ob wir uns je wiedersehen — aber im Geiste bin ich stets bei Ihnen!»

Er umarmte mich wie ein Vater einen Sohn — für einen Augenblick schossen mir die Tränen in die Augen.

«Kämpfen Sie!» sagte er noch. «Und schreiben Sie mir, lassen Sie mich wissen, wie es Ihnen geht . . .»

Dann entführte ihn der «Buß».

Noch lange stand ich wie angewurzelt auf demselben Fleck, wie unfähig, mich zu bewegen. Als ich dann langsam heimwärts ging, zurück zu den Freunden, da wußte ich: Bakunin war ein großer Mensch, ein Mann, ein Kämpfer, ein Edelmensch; seine menschliche Höhe und Größe spiegeln sich in seinem Jünger — seinem Freunde und Kampfgenossen Enriko Malatesta! *Pierre Ramus.*

Ethische Erziehung ohne Religion.

Vortrag, gehalten am „Internationalen Kongreß für Ethische Erziehung" zu London, im September 1908.

Zu erziehen bedeutet: helfen, das richtige Leben zu führen. Seit fünfundzwanzig Jahren habe ich, als Mensch und Lehrer, in meinem Streben nach einem richtigen Leben keinerlei Hilfe bei der Religion gesucht. Mein eigenes Verhalten wurde durch mein (wie immer unvollkommenes) Gefühl der menschlichen Gemeinschaft und gegen das Unrecht des bloß für sich selbst zu leben geleitet; und mein direkte und indirekte Aufforderung an meine Schulkinder gründete sich auf die Überzeugung, daß dasselbe Gefühl auch in ihnen vorhanden ist. Mein Leben wurde durch meine Auffassung der mir bekannten Tatsachen der menschlichen Erfahrung bestimmt, und ich war bestrebt, meinen Kindern behilflich zu sein, das richtige Maß von notwendiger Lebenskenntnis zu erwerben und im richtigen Grad ihrem eigenen Trieb zum Verstehen derselben zu vertrauen.

Meine Aufgabe ist es jetzt, kurz und klar zu erklären, wie sich diese persönliche Überzeugung im Geist und in der Organisation einer Schule widerspiegelt.

Daß die Schule bloß ein kleiner Teil der erzieherischen Umgebung des Kindes ist, ist seit langem eine allgemein anerkannte Wahrheit. Das Heim und die Gesellschaft sind viel wirksamer. So lange jedes einzelne Heim und die Vereinigung der einzelnen Familienheime (welche die Nation ist), das Problem der ethischen Erziehung nicht selbst gelöst haben, wird die Schule zum großen Teil umsonst arbeiten.

Aber umsonst oder nicht, der Ruf zu arbeiten kommt doch jeden Tag aufs Neue und in was immer für einer Überzeugung (wenn es nur Überzeugung ist) der Lehrer sich an diese Arbeit macht, erringt er doch jeden Tag den höchsten Lohn.

Meine eigene Zeit verbringe ich in einer Tagesschule. An die fünfzig Knaben und Mädchen (zum größten Teil unter 16 Jahren), alle wohl gediehen und beinahe alle wohl versehen mit den Grundlagen unserer Lebenskenntnisse (einschließlich der Kenntnis der Religionssysteme) sind der Obhut von einer Anzahl Männer und Frauen anvertraut.

Alle Schulen, wie immer verschieden sie sind, haben vieles gemein mit einander. Ich werde hier nur von unseren besonderen Verschiedenheiten sprechen.

Unser Hauptmerkmal ist vielleicht, daß in unserer Schule überhaupt keine Religion gepflegt, keine Religion unterrichtet wird und keine Berufung auf Religion stattfindet. Aber das Ideal eines richtigen, guten Lebens wird unentwegt aufrechterhalten — unbedingt in allem, was wir tun und, wenn ich dies so sagen darf, in der Gesinnung der Lehrer und ausdrücklich in allen Vorschriften und Regeln, allen Ordnungsmaßregeln und allen Aufforderungen an die Kinder. Der sittliche Standpunkt wird nie bewußterweise erniedrigt, noch zugelassen, daß derselbe erniedrigt werde. Selbstbeherrschung, freundschaftliches Zusammenwirken mit anderen, Vernunft — dies sind die Eigenschaften, deren Heranwachsen wir hauptsächlich zu befördern suchen; und die Grundlage von all dem ist die Verehrung der großen hoheitsvollen Mysterien der Erde und des menschlichen Lebens. „*Ex corde vita*“ ist unser Wahlspruch und wir meinen damit: «Dein eigenes Herz sollst du als das Höchste halten, denn aus diesem entspringt alles Leben». Ich glaube, daß man es einem kleinen Kind verständlich machen kann, daß sein Gefühl von Freude oder Unrecht — mit einem Wort sein Herz der Leitstern seines Lebens ist.

Es besteht bei uns keine offene oder versteckte Feindschaft gegen die Religion. Dieselbe wird einfach nicht erwähnt, solange die Fragen des Kindes uns nicht dazu zwingen. Dann sagen wir, was wir sagen können, ohne die Überzeugung der Eltern des Kindes (und unsere eigene) zu verletzen, und manchmal weisen wir die Fragesteller an Vater und Mutter.

Das Endziel unserer Schule ist die Förderung des Ideals der menschlichen Solidarität durch das Festigen des Gefühls und des Denkens in unseren Kindern; dies ist der Maßstab von all unserem Tun. Kein Gegenstand, den wir für würdig halten, in unseren Lehrplan aufgenommen zu werden, scheint uns unwürdig, diesem Zweck zu dienen. Tatsachen genau zu beobachten und klar zu erfassen, Gedanken richtig aufzunehmen und mitzuteilen, trotz widriger Umstände unentwegt weiter zu arbeiten, seine eigenen kleinen persönlichen Interessen mit den großen gemeinsamen Interessen in Einklang zu bringen und vor allem die Überzeugung zu haben, daß es gemeinsame menschliche Interessen gibt und daß, da wir in dieser Welt leben, wir alle im Verhältnis zu unseren Kräften verantwortlich dafür sind, was aus dieser Welt wird — dies sind ethische Lehren, welche gelehrt und unserer Ansicht nach gelernt werden können, wo immer der wahre Lehrer mit Kindern in Berührung kommt. Arithmetik, Geschichte, Latein und Cricketspiel sind ein Brachlegen des Lebens, wenn sie nicht gehandhabt werden, um das Wachstum der ethischen Natur zu fördern, welche, obschon oft so verworren und verdunkelt, sicherlich der Bestandteil eines jeden Menschen — des schlechten, sowie des besten — ist.

Unsere übrigen unterscheidenden Merkmale sind weniger ungewöhnlich. Wir geben weder «gute Klassen» noch Belohnungen, denn wir glauben, daß der Wettbewerb in fast all seinen Formen bloß demoralisierend wirken kann und daß es eine der ersten Regeln eines richtigen Lebens ist, selbst sein Bestes zu tun und nicht die Arbeit unseres Nächsten herabzusetzen.

Noch ahnden wir sogenannte «Vergehen» mit den üblichen Strafen, da wir glauben, daß die Quellen der Gerechtigkeit ebenso verwickelt und dunkel sind, wie die Quellen des Betragens, und daß der Lehrer im besten Falle ziemlich im Dunkeln herumtappt. Für uns, die wir diese Ansichten hegen, ist körperliche Strafe beinahe ebenso ungeheuerlich wie die Todesstrafe. Und jede Art von Vergeltung als Strafe, ist nur etwas weniger ungeheuerlich; besonders gilt dies von jenen Strafen, die dem Kinde andauernd solche Sachen vorenthalten, die für dasselbe notwendig sind, wie z. B. Spiel, Freiheit und zielbewußte Beschäftigung. Vernünftig eingeteilte Zeit darf nicht absichtlich vergeudet, vernünftig auferlegte Aufgaben nicht absichtlich vernachlässigt, vernünftig aufgestellte Regeln nicht absichtlich außer Acht gelassen werden; aber in der großen Mehrzahl der Fälle kann man eine vernünftige Einhaltung dieser Sachen ohne unmenschliche Methoden erreichen. Dies ist wenigstens unsere Erfahrung. Wenn alle rationellen Methoden versagen, bleibt die endgültige Strafe, die Entfernung aus der Schule, was, wie immer streng, in diesem Falle ebenso logisch und gerecht ist, wie das Messer eines Arztes.

Der Zweck aller Schuldisziplin ist nicht, Kinder zu Heiligen zu machen, sondern ihnen einen Begriff von der Vernünftigkeit

einer Disziplin zu geben, die durch Rücksicht auf das Gemeinwohl vorgeschrieben ist und ihnen einige Übung in der Kunst der Selbstbeherrschung gibt.

Unsere eigenen Schulgesetze stehen der Kritik ebenso offen wie die Gesetze des Landes.* Sie werden oft formuliert, oft widerrufen, in Gegenwart und unter Mitwirkung der ganzen Schule. Recht und Unrecht werden so frei besprochen wie Tag und Nacht. Wir stellen keine Anforderungen, die wir nicht bereit sind, in allgemein verständlicher Sprache zu rechtfertigen; keine, die nicht gesunden Verstand und gutes Gefühl voraussetzt. Autorität und Gehorsam sind bei uns nicht gebräuchliche Worte. Wir ziehen Freundschaft und Selbstbestimmung vor.

Ein wichtiges Element in unserem System der ethischen Erziehung ist das Zusammensein von Knaben und Mädchen in unserer Schule. Die Krone menschlicher Gemeinschaft ist die Gemeinschaft von Mann und Weib. Und deshalb fordert unsere Erziehung zum gemeinschaftlichen Leben, daß die Verhältnisse in der Schule den Verhältnissen der Außenwelt entsprechen. Wenn die Erziehung den Zweck haben soll, die gegenseitigen Beziehungen der Menschen zu veredeln (und ich kann mir kein höheres Ziel für dieselbe denken) so wird die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen das Verhältnis der Geschlechter zu einander veredeln.

Um meine Ausführungen kurz zu fassen: Ich, der den Glauben verworfen habe, lebe dennoch in einem Glauben — im Glauben an die ursprüngliche Güte, an die ethische Natur des Menschen, an die allumfassende Herrlichkeit des Lebens. Ich glaube trotz der unvermeidlichen scheinbaren Mißerfolge, daß die ethische Natur des Menschen durch rein menschliche Mittel vertieft werden kann, und daß die hauptsächlichsten Mittel dazu, die Pflege von Verständnis und Liebe sind. Ich glaube, daß wenn Verständnis und Liebe endlich überall vorherrschend sein werden, daß dann und nur dann das Reich, für das man jetzt so tragisch betet, gekommen sein wird.

John Russel M. A., Leiter der „King Alfred's School“
in London.

---

* Der Vergleich hinkt. Die Schulregeln der „King Alfred School“ sind allerdings der Ausdruck des Willens aller Beteiligten — die Gesetze des Staates sind es aber nicht. Herr Russel ist eben mehr dem Gefühl als dem konsequenten Denken nach Anarchist und übersieht dies. Anm. d. Redaktion.

IBSEN.

Was Kant gesprochen hat, hast Du getan.
Schöpfer Du, Gott.

Auch er bildete Menschen, der Gott von Eden, aus Nichts.
Als Hölle gab er ihnen Erkenntnis. Als Himmel,
(Denn Starke dacht er geschaffen zu haben)
Als Himmel die Wahl des Handelns.

Du warst ein stärk'rer, eine göttlich'rer Gott
Schuf'st deine Menschen mit Erkenntnis aus Nichts —
Du ließest sie darnach handeln.

Wahllos, Du Starker, unerbittlicher Gott.

— Da Deine Menschen zerschellten.

Und Du warst am Abend friedlos, unstät
Und was Du geschaffen hast, war Dir nicht gut.

Du warst zu göttlich, Du Gott.
Eine Idee hattest Du: Menschenliebe.
Und Deine Lebenslüge war Wahrheit.

*Senna Hoy.**

* In schon vor Jahren überreichten Handschriften unseres unglücklichen Kameraden fanden wir unter anderem das obige Gedicht. Wir bringen es in treuer Freundschaftsliebe zu dem in Rußland in 15 jähriger Festungshaft und Zwangsarbeit schmachtenden Kämpfer und Revolutionär. Seinen Freunden unter den Lesern dieses Jahrbuches wird es zur Freude gereichen. Anm. d. Red.

Moderne Soziobiotik.

I.

Wie wird eine neue Kultur aus der Masse geboren? Da muß sich zunächst ein Kernkreis von Menschen bilden, die den neuen Kulturwillen in sich tragen und ihn in Taten ausstrahlen auf ihre Umgebung. Dann folgt ein zweiter Kreis, die Schicht all derjenigen Wahrheitssucher, die von dem Gehalt des neuen Willens angezogen werden, darüber reflektieren, sich eine Art Überzeugung davon formen, eine «Moral» daraus entnehmen, ohne zur prinzipiellen Einsicht hindurchgedrungen zu sein. Im Außenkreise, der dann folgt, verharren alle anderen, die von dem Neuen allerlei gewahren, gern oder ungern Kenntnis davon nehmen, sonst aber ein dauerndes Verhältnis zu ihm nicht gewinnen. Wir wollen daher die drei Kreise den Kernkreis, den Zwischenkreis und den Außenkreis nennen. Es ist nun klar, daß eine Gemeinschaft im Sinne des Lebensaustausches nur im Kernkreise möglich ist. Gemeinschaft ist ja der Bund der Sich-verstehenden, daher mit Sippschaft nicht zu verwechseln, die sich nur anmaßt, Gemeinschaft zu sein. Im Zwischenkreise ist schon ein Umgang möglich, obwohl man mit den «guten Bekannten», welche für die eigentliche Gemeinschaft nicht reif sind, nicht in wahrhaft befruchtenden Austausch treten kann, bestenfalls findet eine Art Lebensausgleich statt. Man «gewöhnt» sich aneinander, weiß sich wechselseitig zu «nehmen». Sehr viele Ehen sind daher nach einer kurzen Glanzzeit der Gemeinschaft zum «Umgang» geworden — günstigenfalls. Unter Umständen sinken sie auch in den dritten Kreis, dem des Verkehrs, in welchem man sich im wesentlichen gespannt und abwehrend gegenübersteht. Hier wird man durch seine Lebenspolitik weder austauschen noch aus-

gleichen wollen, sondern eher noch überwältigen, weil hier der Antagonismus im Sinne der wechselseitigen Raumverdrängung besteht. Es ist das Verdienst der Biosophie, im Jahre 1908 durch diese Auseinanderhaltung von Verkehr, Umgang und Gemeinschaft den Lebenscharakter der jeweiligen Beziehungen von Einzelnen und Gruppen zu einander der klareren Erfassung zugänglich gemacht und somit die Soziologie in eine Lehre von den Lebensprozessen des Gesellschaftsganzen, in eine Soziobiotik verwandelt zu haben. Das bedeutet für den biosophischen Anarchismus eine neue Taktik. Denn wenn der freie Lebensaustausch nur unter Sich-verstehenden möglich ist, so wird die Anarchie nur in ihren Gemeinschaften sich zunächst verwirklichen. Die Massen können durch die Propaganda nur auf solche Gemeinschaften, die schon jetzt existieren, vorbereitet und hingeleitet werden. Der Anarchismus selbst wird in der Gemeinschaft einen ganz intimen, herzlichen Charakter tragen, in der Öffentlichkeit hingegen energisch agressiv und herausfordernd sein müssen, um die Schlafenden aufzurütteln. Es ist das alles natürlich nicht schematisch zu verstehen. Gewisse Gemeinschaftsmomente können uns noch mit dem Fernstehenden verbinden und in dem vertrautesten Freundschaftsbündnis bleibt etwas Sprödes, Unaufgeschlossenes, das sich nicht austauschen läßt. Aber es bilden sich doch durch unsere Betrachtungsweise Punkte heraus, denen man sich vorwiegend annähert oder von denen man sich vorwiegend entfernt. Darnach können wir unsere Taktik einrichten und verstehen, wie die edelsten Anarchisten im Verkehr keineswegs den Gemütsmenschen herauskehren, auch im Umgang nicht immer ganz aus sich herausgehen, sondern erst in der Gemeinschaft des Verständnisses wirklich «auftauen». Das ist nur «Lebensökonomie». Weiter folgt aus der soziobiotischen Grundauffassung, daß die zentralen Probleme die Gemeinschaftsprobleme sind, als also die Herausbildung gemeinschaftsfähiger Personen, Sitten und Formen überhaupt, daher die Fragen der Lebensführung, der Ehe, der Liebe, der künstlerisch-organischen Behandlung der kulturellen Persönlichkeiten. Im Zusammenhange damit die Wirtschaftsformen, welche der Gemeinschaft als Fundament dienen können. Die Revolution wird in dieser Sphäre Lebensrevolution, also nicht eine Revolution mehr der Philosophie, sondern der Biosophie. So sehr sich gedachte gewollte Freiheit von gefühlter und beständig erlebter unterscheidet, so sehr unterscheidet sich der intime Kulturbesitz der Biosophie von den gedachten Kulturprinzipien der Philosophie. Es gibt schon jetzt Menschen der schenkenden Liebe, der freien Herzlichkeit, die sich von den Parteifetischisten und Staatsbolden, welch letztere schon heute zu den Stumpfbolden zu rechnen sind, so unterscheiden wie der Mensch im allgemeinen vom Tiere. Diese höheren Menschen haben schon heute ein Gehirn mit Funktionen, die beständig schauend, schaffend oder liebend Kultur erzeugen, sie fühlen und wissen sich in jedem Augenblicke als Weltgeschichte

und Kosmos. Von ihnen geht daher unausgesetzt schon jetzt eine Revolutionierung des Lebens aus. In welchen Lagern sie auch streiten, in ihnen waltet die biosophische Anarchie. Andererseits sind viele Doktrinäre des Anarchismus von wirklicher Lebensfreiheit oft so fern, daß sich ein mönchisches Wesen förmlich riechbar geltend macht, wo sie erscheinen. Von den Doktrinären geht das «Du sollst» in allen Nuancen aus, während der biosophische Anarchist stets nur sagt: «Ich will, daß du willst». Dazwischen liegen ganze Welten. Man sieht also, daß die Soziobiotik keinen zu unterschätzenden orientierenden Wert besitzt.

II.

Der Soziobiotik liegen auch folgende Erwägungen zu Grunde. Es ist das Charakterisieren des Lebens, das «Mechanische», den toten Punkt des Stoffzwanges zu überwinden. Das hat inzwischen der sonst etwas konfuse Dr. Kleinschrod neuerdings eingesehen, der dahin lehrt, daß ein toter Fisch «geschwimmt» wird, ein lebender aber «schwimmt». Das Leben aber potenziert sich. Es ist erst Sinnlichkeitsleben, dieses potenziert sich zum Gemüt, das Gemüt potenziert sich zum Geiste. Das Geistesleben selbst aber kann sich in stark hervortretendem Maße auf das Sinnlichkeitsleben beziehen oder auf das Gemüt oder auf sich selbst. So entstehen die «Naturalisten», die «Enthusiasten» und schließlich die «Idealisten». Das kulturell Wünschenswerte ist aber keine Einseitigkeit in diesen drei Verhaltungsweisen, sondern ein Geistesleben, das starke Wurzeln in der Sinnlichkeit hat, kräftige Säfte des Gemütes birgt und so eine kräftige Krone bewußter Lebensbejahung gewinnt. Ein kulturelles Gemeinschaftsleben wird daher weder auf rein naturalistischer noch auf rein enthusiastischer noch auf rein idealistischer Grundlage aufgebaut werden können, sondern nur auf einer Denkweise, die Sinnlichkeit, Gemüt und Geist als Phasen und Potenzen des Lebens wertet, des Lebens, dessen Fülle, Tiefe, Breite und Höhe ihm die Norm der Normen ist. Das volle Leben aber kommt nur in Persönlichkeiten zur Erscheinung und in der Gemeinschaft solcher Persönlichkeiten. Man kann es nicht «beschließen», es gebärt sich, man schaut und fühlt es, aber erdenkt es nicht. Dieses Leben bestimmt sich nur aus dem Wollen seiner selbst, indem es sich will und nichts anderes, wirkt es bestimmend. Es hat nicht Achtung vor einem gedachten Gesetz, sondern es ist fühlend und strebend sich selbst Gesetz. In ihm erlebt man daher die Überlegenheit des schöpferischen Wollens vor allen gedachten und fixierten Gesetzen, das heißt die Anarchie. Die Anarchie ist demnach ein Erlebnis der Willkultur. Die Menschen zur Anarchie erziehen, heißt, sie für das höchste Kulturerlebnis empfänglich zu machen. Das kann auf künstlerische und auf logische Art geschehen. Doch weder die Kunst allein noch die Logik allein reichen aus. Es muß die Ethik hinzukommen, das heißt die Entwicklung des

gemeinschaftsreifen Willens, in welchen die ganze Menschheit hineinwächst, in dem die Menschheit will, doch mit dem Hinzukommen hat es seine eigene Bewandtnis. Man darf dies nicht äußerlich nehmen. Wie alles große Erleben ist der Anarchismus im Grunde eine «Extase», aber eine solche, in welcher die Logicität, die Intimität oder das Künstlerische, das Ethische beständig belebt und verjüngt und umgekehrt. Es ist ein Leben aus einem Überschuß der Quellkraft über die auch höchst notwendige Gemeinkraft und diesen Überschuß nennt die Biosophie Spielkraft. Diese Spielkraft ist bei dem einen «Humor», bei dem anderen übersprudelndes Schöpfertum, bei dem dritten Liebe, bei dem vierten eine Lust zum Kämpfen, zum Wagen, zum Experimentieren, bei dem fünften dies alles zusammen und noch viel mehr. Von dem Augenblick an, wo die Menschheit das begriffen hat, wo sie weiß, wie frei und hochgemut sie leben kann, wird die Welt in Flammen stehen. Die Revolution der Revolutionen hat begonnen. *Samitasa.*

Die soziale Revolution, Anarchie und Demokratie.

Eine tiefe Unzufriedenheit, eine mächtige Sehnsucht nach Lebensglück geht heute, vielleicht stärker als je, durch die Menschen. Immer größer wird die Anzahl jener, die nicht mehr die unsinnigen Zustände und alles Leid und Elend und Unfreiheit, die ihnen die bestehende Gesellschaftsordnung aufzwingt, erdulden wollen, sondern darnach streben, in Freiheit, Wohlstand und Freude ihr Leben zu leben. Ihre Sehnsucht und ihr Wille verlangen nach einem gesellschaftlichen Zustand, wo es keine Reichen und Armen, keine Herrschenden und Beherrschten gibt, wo alle frei und in Freundschaft zusammenleben, zusammmenwirken und zusammen genießen können.

Wie wollen die Anarchisten dieses Ziel erreichen? Dies ist heute eine einzig wichtige Frage in unserem Leben. Was will der Anarchismus tun, um die herrschaftslose Gesellschaft, die Anarchie, die allein Allen Wohlstand und Freiheit sichern kann, zu verwirklichen?

Allgemeine Ideale und Schlagworte genügen hier nicht; denn von unserem Tun — dem Tun eines jeden Einzelnen — hängt der Zustand der Gesellschaft ab. Dies — in Vereinigung und Wechselwirkung miteinander — ist die Gesellschaft. Das bestehende System der Ausbeutung und Unterdrückung des größeren Teiles der Menschheit durch den kleineren ist nur so möglich, wenn die große Masse der Menschen das Prinzip der Herrschaft des Menschen über den Menschen für unvermeidlich, notwendig und richtig hält, und sich so dem Willen jener, die stark genug sind, die Herrschaft auszuüben, fügt. Diese Macht, sich andere dienstbar zu machen, aus der Arbeit anderer zu

leben, sichert den Herrschenden heute ein (verhältnismäßig) unendlich besseres Leben, und naturgemäß werden sie aus freiem Willen nichts tun, was diese Macht schwächen oder zerstören könnte. Nur jene selbst, die unter dem System der Herrschaft leiden, die Besitzlosen, Ausgebeuteten und Geknechteten können ihren Leiden ein Ende machen, indem sie sich eben nicht mehr der Herrschaft unterwerfen, sondern sich frei und solidarisch vereint, ihr eigenes Leben schaffen.

Sehen wir einmal zu, wie sich die Theorie des Anarchismus die Vorbedingungen und die Durchführung der sozialen Revolution philosophisch vorstellt. Ihre Vorschläge lassen sich aus ihren Lehren leicht kondensieren und etwa so darstellen:

1. Allgemeine Gehorsamsverweigerung gegenüber der Autorität. Das Einstellen jeder Arbeit und Dienstleistung, wodurch die herrschenden Klassen erhalten werden und welche den freien Genuß des Lebens für die Arbeitenden unmöglich machen — ob direkt als Arbeit oder indirekt als Steuern, Abgaben, Interessen, Miet- und Pachtzins usw.; Nichtanerkennung der Gesetze, Vorschriften und Befehle der Regierungen, Behörden und Gerichtshöfe und ihrer Militär- und Polizeiorgane; und vor allem die unbedingte Weigerung von Seiten aller Ausgebeuteten und Unterdrückten, die Ausbeutung und Unterdrückung mit bewaffneter Gewalt zu beschützen.

2. Die Expropriation. Die Besitznahme durch die Darbenden von allem, was sie entbehren, unbeachtet der Eigentumsprivilegien der besitzenden Klasse; in erster Linie von der Nahrung, Kleidung, Wohnung, die von ihnen persönlich unbenutzt im Besitz der Kapitalisten liegen, während knapp daneben Menschen aus Mangel daran zu Grunde gehen; und dann von allem, was zur Schaffung eines reichen, gesunden, schönen Lebens für Alle notwendig ist: vom Boden, den Werkzeugen und Maschinen, Verkehrsmitteln usw.

3. Außerdienststellung aller Machtmittel, mit denen die Herrschenden den noch gefügigen Teil des Volkes zum Gehorsam und zu ihren Diensten zwingen könnten: der Gefängnisse, Kasernen, Festungen, Arsenale, des Kriegsmaterials etc; der Behörden und Beamten aus ihren Amtslokalen, Umwandlung der Regierungsgebäude, sowie der Geschäftsbureaus, Banken usw. in zweckentsprechende Lokalitäten für das Volk; Außerkurssetzung von allem offiziellen und kapitalistisch-geschäftlichem Papierkram: von Geld und Wertpapieren, Besitzurkunden, Gesetzen und Verordnungen, Gerichts- und Verwaltungsakten usw.

4. Vereinigung und Organisierung der Arbeitenden in freien, autoritätslosen Gruppen und Föderationen zur solidarisch vereinten, produktiven, notwendigen Arbeit, zur freundschaftlichen Erledigung aller gemeinsamen Interessen und zum gemeinschaftlichen Genuß des Lebens.

Dies scheint, wie es aus seiner Literatur meistens hervorgeht, im allgemeinen die Aktionstheorie des Anarchismus zur vollständigen, endgültigen Befreiung all jener zu sein, denen

das bestehende Herrschaftssystem ein menschenwürdiges Leben verwehrt. Aber viele, sogar unter denen, die die herrschaftslose Gesellschaft als das Endziel aller Befreiungsbestrebungen anerkennen, schrecken zurück vor dem Gedanken dieser plötzlichen Umwälzung. «Die große Masse der Menschen ist noch nicht reif für eine solche radikale Veränderung», sagen sie, «es bedarf einer allmählichen Vorbereitung und Erziehung, um die Menschen für ein herrschaftsloses Zusammenleben fähig zu machen.»

Es ist unleugbar, daß es einer Erziehungs- und Aufklärungsarbeit bedarf, aber gerade dazu, um eben die Menschen zu dieser Umwälzung fähig, nicht aber um sie zum Leben in der freien Gesellschaft fähig zu machen! Wie stellen sich übrigens diese Menschen einen «allmählichen Übergang» vom bestehenden Herrschaftssystem zur herrschaftslosen Gesellschaft vor? Wer soll die «unreifen» Massen «erziehen», wer soll bestimmen, wenn sie als «reif» zu betrachten sind, und auf welche Art soll dann die Umwandlung der Gesellschaft vor sich gehen?

Mannigfach sind die Antworten auf diese Fragen. «Die Gesellschaft wird durch die „Entwicklung" immer vollkommener und besser werden», sagen einige. Was verstehen sie unter dem Wort «Entwicklung»? Zu was können sich die Menschen unter dem Druck von Armut und Knechtung entwickeln, als entweder zu Sklaven oder zu Rebellen? Entweder fügen sie sich ohne weitere Gedanken darein, daß ihr ganzes Leben nichts anderes ist als ein ödes elendes Hasten für die bloße Existenz — dies bedeutet ein fortwährend tiefes Versinken in den Sumpf der jetzigen Verhältnisse — oder werden sie sich des verbrecherischen Unsinnes des Zustandes bewußt, daß sie, die allen Reichtum schaffen, darben und inmitten der reichlich vorhandenen Schätze der Erde sich ihr ganzes Leben lang mühen, um ein Stück Brot zu haben — und die Empörung über solche Schmach wird sich in ihnen ansammeln, bis sie sich eines Tages plötzlich Bahn bricht und das ganze System von Ausbeutung und Herrschaft hinwegfegt.

Die «Reformen», die die «oberen» Klassen für die «unteren» schaffen, um dieselben «emporzuheben», ändern an dieser Sache gar nichts. Denn all diese Reformen haben — sogar dann, wenn sie ehrlich gemeint sind und nicht bloß den Zweck haben, das Volk über sein Elend hinwegzutäuschen — zur Voraussetzung, daß diese «unteren» Klassen unmündige Kinder sind und deshalb schön artig der Leitung der «oberen» Klassen folgen müssen; das Grundübel — die Herrschaft des Menschen über Menschen — das selbstzufriedene Gefühl der Unentbehrlichkeit auf Seiten der Herrschenden, die Unselbständigkeit und gedankenlose Unterwerfung auf Seiten der Beherrschten — wird also dadurch nicht behoben oder geschwächt, sondern verstärkt, die Verwirklichung der herrschaftslosen Gesellschaft um so mehr hinausgeschoben, je mehr durch kleine Scheinverbesserungen und Scheinfreiheiten in den Ausgebeuteten der Glaube wach-

gehalten werden kann, daß sie unter dem System der Ausbeutung schließlich doch auch ganz gut leben können.

Und wo ist der Unterschied, ob diese Reformen durch eine Aristokratie oder Bourgeosie geschaffen werden, die glaubt — oder vorgibt — durch göttliche oder natürliche Rechte berufen zu sein, über die anderen Menschen zu herrschen, oder durch eine Klasse von gewählten «Volksvertretern» und Administratoren eines »demokratischen« Staates?

Das Wort und der Begriff «Demokratie» («Volksherrschaft») ist überhaupt ein Unsinn, ein Widerspruch in sich selbst. Wie kann ein Volk, eine Gemeinschaft von Menschen über sich selbst herrschen? Zum Herrschen gehören zwei Teile: einer, der führt und befiehlt, der andere, der folgt und gehorcht. Ein Mensch kann sich nicht selber führen: er geht seinen eigenen Weg oder wird von einem anderen geführt; ebenso ein Volk. Entweder sind die Mitglieder einer Gruppe von Menschen solidarisch miteinander und erledigen selbst, in freier Vereinbarung, den Interessen von jedem und allen entsprechend, die eigenen Angelegenheiten derer, die sich miteinander vereinigt haben — dann gibt es keine Herrschaft; oder es fügt sich ein Teil der Gruppe den Befehlen und Gesetzen des anderen Teiles — dann ist es natürlich und unvermeidlich, daß die Interessen der Beherrschten den Interessen der Herrschenden untergeordnet werden; und so müssen die ersteren, unter jeder Form der Herrschaft, die bloßen Arbeitswerkzeuge der letzteren werden — oder sie müssen sich empören und die Herrschaft, die sich über sie festgesetzt hat, zerstören, um ihr eigenes Leben leben zu können.

Die Regierung und Administration einer Demokratie ist darin in gar nichts von einer anderen herrschenden Klasse verschieden. Man sagt, daß, da dieselbe vom Volke gewählt wird, sie nur die Vollstreckerin des Volkswillens sei, und wenn sie gegen die Interessen des Volkes handelt, von ihrem Posten entfernt werden könne. Wir wissen sehr gut, daß dies in Wirklichkeit nie der Fall ist, daß alle tatsächlich bestehenden Demokratien nur ein schamloser Volksbetrug sind. Das ist aber kein Zufall und keine Unvollkommenheit, sondern es liegt in ihrer Natur, und es kann nie anderes sein. Entweder ist ein großer Teil der Menschen nicht fähig, seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen — die er doch selber am besten kennt und in denen seine eigenen Bedürfnisse und Wünsche das einzig Maßgebende sind —, dann sind diese Menschen doch noch viel weniger fähig zu beurteilen, wem sie ihre Interessen und die Vollstreckung ihres Willens (den sie nicht haben), anvertrauen können! Es ist klar, daß, wenn sich diese Menschen nicht in althergebrachter Unterwerfung einer traditionellen Herrschaft beugen, sie jenen zum Opfer fallen werden, die sie am geschicktesten beschwätzen und betrügen, um dann als «Volksvertreter» bequem von der Arbeit anderer leben zu können — wie dies ja tatsächlich der Fall ist. Wenn aber die Menschen fähig sind,

ihre eigenen Interessen richtig zu beurteilen, so werden sie die Wahrung derselben nicht anderen überlassen, sondern sich vor allem all jener, die sie beherrschen und auf ihnen schmarotzen wollen, entledigen. Können sie aber diese Wahrung nicht selbst besorgen, so werden sie immer ausgebeutet und unterdrückt sein — auch in der Demokratie.

Je ausgedehnter die Befugnisse dieser herrschenden Klasse sind, und je mehr sie die Beherrschten glauben machen kann, daß diese Herrschaft dem eigenen Willen der letzteren entspringt, ein desto größeres Hindernis bildet sie auf dem Wege zur herrschaftslosen Gesellschaft. Die Demokratie wird umso gefährlicher, je mehr sie bestrebt ist, ihre Macht auf das gesamte wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Menschheit auszustrecken — je mehr sie sich unter dem Deckmantel des Sozialismus versteckt.

Und dennoch gibt es Sozialdemokraten, die behaupten, daß die Sozialdemokratie die Vorstufe und Vorbereitung zum Kommunismus und Anarchismus sei! Worin besteht denn diese angebliche Erziehung der Massen zum Kommunismus und zur Anarchie durch den sozialdemokratischen Staat? In den großen staatlichen Betrieben und Fabriken werden die Arbeiter lernen «organisch zur gemeinsamen Produktion mitzuwirken» — nach den staatlich ausgearbeiteten Reglements und nach den Befehlen der staatlichen Administrationsbeamten! Sie werden lernen, alle zwei oder drei Jahre «klassenbewußt und diszipliniert» ihre Vertreter zu wählen, die für sie Gesetze machen werden! Das ist wohl eine besonders gute Schule dafür, damit sie eines Tages fähig werden, selber, nach eigenen Bedürfnissen und eigener freier Übereinkunft ihre Arbeit und ihr Leben einzurichten? Und wenn es unter den Arbeitern «undisziplinierte Köpfe» gibt, denen die ihnen aufgezwungenen maschinenmäßigen Arbeits- und Lebensbedingungen nicht behagen, die sich nicht den Gesetzen fügen wollen, welche der g a n z e n Bevölkerung aufgezwungen werden durch eine Mehrheit von Volksvertretern, gewählt durch eine Mehrheit von Wählern, denen sie (die Unzufriedenen) nicht angehören — wenn sie so den Staat, d. h. die Autorität und die Herrschaftsprivilegien der regierenden Politiker und Beamtenklasse, gefährden — was soll dann geschehen? Wird sich der Staat das ruhig gefallen lassen und so seine Wert- und Machtlosigkeit anerkennen? Werden die Herrschenden dieses Systems nicht ebenso mit Polizei, Gefängnis und Waffengewalt jede Bewegung unterdrücken müssen, um ihren Gesetzen Geltung zu verschaffen und ihre Herrschaft zu erhalten? Was kann das Ergebnis dieses Kampfes sein? Wir wiederholen es: Entweder Ausrottung alles freien Denkens und selbständigen Handelns, das endgiltige Zermalmen alles menschenwürdigen Lebens unter einer seelenlosen, maschinenmäßigen, verknöcherten Gesetzestyrannei — zugunsten einer herrschenden Politiker- und Beamtenklasse — oder das gewaltsame Hinwegfegen aller Herrschaft und aller Herrschenden — die soziale Revolution.

Diese soziale Revolution ist für den Anarchismus nur auf die im Anfang angedeutete Art durchführbar. Es gibt Anarchisten — deren Anschauungen sich hauptsächlich an den Namen Tolstoi knüpfen — die sich dem Glauben hingeben, daß die Umwandlung der Menschheit von der Herrschaft zur Herrschaftslosigkeit sich ohne Kampf auf friedlichem Wege vollziehen könne, indem jene Menschen, die das Unrecht der Herrschaft einsehen, sich derselben einfach allmählich entziehen, ohne ihr Widerstand zu leisten, ohne für deren vollständige Zerstörung in den Kampf zu treten. Aber dies wäre nur dann möglich, wenn die überwältigende Mehrheit, um nicht zu sagen alle Menschen zu gleicher Zeit zu dieser Überzeugung gelangen und diesen Schritt unternehmen würde; ja, wir müssen dazu sogar annehmen, daß ein großer Teil der herrschenden Klasse selbst freiwillig auf ihre Macht und Vorrechte verzichten und ihre Stellung nicht mit Gewalt zu verteidigen versuchen würde.

Dies letztere zu glauben ist, wie wir schon gesagt, ein Wahn. Den Herrschenden, die von der Arbeit anderer leben, ist diese Herrschaftsstellung die einzige Lebensmöglichkeit, die sie kennen — außerdem ist der größte Teil von ihnen von deren unbedingten Notwendigkeit für die Gesellschaft überzeugt. Freiwillig darauf zu verzichten, hieße für sie, einen sozialen Selbstmord zu begehen. Es ist jedenfalls wichtig, daß die Ideale und Bestrebungen des Anarchismus und Kommunismus auch den herrschenden Klassen in ihrer Tatsächlichkeit bekannt werden, so daß der vernünftigere Teil derselben in der Theorie wenigstens einsieht, daß die herrschaftslose Gesellschaft auch für sie ein volleres, schöneres Leben schaffen kann und sich, wenn die Revolution ihrer Macht tatsächlich ein Ende gemacht hat, mit gutem Willen den neuen Verhältnissen fügt. So lange sie aber ihrer Stellung sicher sind, werden sie, trotz allen Theorien, nicht den «Sprung ins Dunkle» wagen — höchstens in ganz vereinzelten Ausnahmsfällen, die bei einer allgemeinen Betrachtung verschwinden.

Ebenso verkehrt ist es, auf eine gleichzeitige Gehorsamsverweigerung der ganzen Masse der Beherrschten zu hoffen. Die Entwicklung der Menschheit geht nicht auf diese gleichmäßige Art von statten. Es gibt immer eine kleine Minderheit, die der übrigen Masse an Klarheit der Überzeugung, an Entschlossenheit des Handelns voraus ist; und es bedarf immer des Beispieles dieser Minderheit, um die große Masse aus ihrer dumpfen Gedankenlosigkeit und Unterwerfung herauszureißen und zum Handeln zu bewegen. Jene, die den Druck der Ausbeutung und Knechtschaft am stärksten und bewußtesten fühlen, können nicht warten, bis von selbst Leben in die untätige Masse kommt — was nie der Fall sein wird, wenn eben nicht angefangen wird, diese Masse zu wecken. Täten sie es, würden sie selbst durch diese Untätigkeit, dieses Sichfügen, all ihre Ideale, all ihre Fähigkeit zu einem herrschaftslosen, freien Leben

verlieren. Wenn sie aber den Versuch machen, unbekümmert um die Vorrechte der Besitzenden und die Gesetze des Staates, nach eigenem Willen, für sich selbst arbeitend, zu leben, so muß das unvermeidlich zum Kampfe gegen das Bestehende führen. Wenn sich diejenigen, die sich der Herrschaft entziehen wollen, nicht widersetzen, wird die Herrschaft sie vernichten; sie können nur dann ihre Bestrebungen siegreich durchführen, wenn sie den Kampf gegen das ausbeuterische Privateigentum und die staatliche Unterdrückung aufnehmen; wenn sie versuchen, die Hochachtung vor der Herrschaft in den Menschen zu erschüttern, sie in die Möglichkeit, ja sogar Notwendigkeit versetzen, ohne Herren und ohne Obrigkeit zu leben und selbst ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen — wenn sie mit einem Wort dem ganzen Volk durch ihr Beispiel den Weg weisen, auf welchem es sich befreien kann.

Diese sich immer wiederholenden, immer häufiger, ausgedehnter, zielbewußter werdenden Empörungen der Einzelnen und sozialen Kämpfe — selbst die Niederlagen, welche die Fehler zeigen, die zu vermeiden sind, die Opfer, die durch ihren Tod für ein Ideal die Begeisterung und den Kampfesmut der Überlebenden entfachen — dies sind die unumgängliche und die einzige Vorbereitung und Erziehung, um alle Menschen dazu fähig zu machen, sich von jeder Ausbeutung und Herrschaft zu befreien und in freier Solidarität zu leben. Durch unablässige Propaganda müssen wir Revolutionäre — ob wir uns Anarchisten, Sozialisten, Syndikalisten oder was immer nennen — vereint darauf hinwirken, daß aus allen Zweigen und Schichten der Ausgebeuteten und Bedrückten jede Liebe zu aller Autorität und Herrschaft — ob religiöser, staatlicher, militärischer, patriotischer, demokratischer oder parlamentarischer Natur — ausgerottet wird. Dann bedarf es nur eines letzten zielbewußten Angriffes durch eine entschlossene, zielbewußte, organisierte Kampfesschar, um jeder Herrschaft ein Ende zu machen und die freie herrschaftslose Gesellschaft der arbeitenden Menschen zu verwirklichen.

Sartor Resartus.

Das Verhältnis der Kunst zum Anarchismus.

Zur Zeit, als der Mensch sein Leben im Paradies oder auf dem Oympos verträumte, war die Kunst zugleich Religion, und viceversa hat man die Religion als Kunst behandelt. Religiöse Kunst war ein gemüterhebendes Medium. Die verschiedensten Religionssysteme haben nur ein einziges Ziel verfolgt: Die Harmonie des Menschen, seine Glückseligkeit und Zufriedenheit zu begründen und aufrechtzuhalten. Ich spreche von echten, wahrhaftig existierenden Religionen, die kein blinder Glaube an ein

Kirchendogma, sondern etwas Notwendiges zur Entwicklung der menschlichen Psyche waren. Immerhin war es das Wesen des Lebens, das in Bildern, in Kunstgebilden sich geltend machte.

Daraus ersehen wir, daß Kunst bildlich Mitteilendes oder Mitgeteiltes bedeutet. Je nach dem Völker- und Religionsleben änderten sich die Formen der Mitteilung, doch was sich gleich bleibt ist im Osten und Westen dasselbe: die Verherrlichung gewisser innerer Erscheinungen. Insofern ist die Kunst von allgemeiner und äußerlicher Bedeutung. Und in der Tat finden wir, daß in der Kunst Kern und Schale streng verwoben sind. Wir unterscheiden demnach in der Kunst ein Moment, das das Werk zum eigentlichen Kunstwerk macht und einen anderen, dem gegenüber nebensächlichen Charakter, für wen das Kunstgebilde lautet, für welches Volk, welche Nation. Was wir nun zu untersuchen haben, bezieht sich auf das Wesen der Kunst; welches Ziel verfolgt die Kunst, wie sollen wir ihren Zusammenhang mit den übrigen Lebenserscheinungen erklären, und welche ist die echte Kunst?

Die Lösung dieser Aufgaben wird uns das Grundelement der Kunst und ihre Lebenskraft verständlich und klar machen.

Es ist in Bezug hierauf notwendig, ein kleines Bild der physikalisch-sinnlichen Lebenstatsachen zu geben.

Erscheinungen, die wir mit den äußeren Sinneswerkzeugen, also der Nervsubstanz wahrnehmen, sind unter allen Umständen primitiv, begrenzt und meßbar. Physiologische Prozesse sind von endlicher Natur. Objekte und Bilder, die mittelst der Phantasietätigkeit zu solchen verarbeitet werden, dehnen sich nur in drei Richtungen: Länge, Breite und Tiefe aus. Nun aber finden wir, daß natürliche Gegenstände in einem gewissen rhythmisch harmonischen Zusammenhang auch «schön» erscheinen, und wir diese Reihenfolge in einem Kunstwerk zur Darstellung bringen. Wieso wird etwas «schön»? Das Schöne der Natur darf nicht als Schönheit betrachtet werden, die mit den äußeren Sinnen wahrnehmbar ist. Es ist offenbar, daß eine ästhetische Form nur im Gefühl des Menschen zu einer solchen wird und auch das Naturgebilde demselben Gesetze folgt, aus dem Grunde, da in der Natur dasselbe organische Formprinzip in niederer Art tätig ist, welches auch in uns als organisches Element und künstlerische Vorstellungskraft funktioniert. Darum sprechen wir vom Naturschönen. Doch ist das künstlerisch Schöne noch unerschöpflicher und reicher an Formen, Farben, Harmonien und Melodien, als das Schöne der Natur.

«Schön» ist daher schon viel mehr als die einfache Erkenntnis der Dinge. Das Schöne an dem Zusammenhang der Dinge, oder was wir an ihnen als künstlerisch und erhaben betrachten, schwebt über allen Figuren der Räumlichkeit. Es zeigt sogar eine Tiefe, in die alles Sinnlich-Dingliche verfällt.

Der Künstler gestaltet das Schöne und widmet sich der Schöpfung, sie künstlerisch fertigzubringen, bei deren Betrachtung wir etwas Außerordentliches genießen wollen. Ja, wir

wollen Schönes und Erhabenes schauen, wir wollen etwas fühlen, was nicht direkt Natur ist, sondern uns etwas ähnliches darstellt. Was also wollen wir vom Kunstwerk? Ein ästhetisches Wohlgefühl! Woher kommt das ins Bild und durch das Werk in unser Inneres? Durch den Künstler. Was verleiht der Künstler dem Werke? Etwas Selbstgefühltes und Selbsterlebtes. Und das ist auch ganz natürlich. Wir empfinden im Werke den Gemütsdrang und das Seelenleben des Künstlers. Also werden Gefühle durch Kunstwerke vermittelt . . . Gefühle, die unendliche Verschiedenheiten der Stimmung und Religion (Weltansicht) in sich schließen. Da fragt es sich zuerst nach dem Charakter der Gefühle. Sind sie von sinnlicher Natur, oder bedeuten sie in der notwendigen Verkettung der Erlebnisse und deren Tatsachen ein unendlich Höheres? Das Sehen des Bildes und das Lesen der Gedichte oder das Hören der musikalischen Töne sind mit dem Begriffe Energie total erschöpft und sollten diese sinnlichen Fähigkeiten mit dem künstlerischen Gefühle gleichgenommen werden, so wäre die speziale Lebenserscheinung der Kunst gar nicht motiviert. Es ist leicht begreiflich, daß der Begriff: schön nicht ein durch Jahrtausende langer Entwicklung zu Stande gekommenes Gefühl, sondern eine tatsächlich überbildliche Empfindung ist, überbildlich jedoch in dem Sinne, daß in ihr die sichtbaren Dinge und Bilder als Momente erscheinen. Da doch in der künstlerischen Tätigkeit der Anstoß für die Phantasie gegeben ist, sich in unendlich vielen Veränderungen zu bewegen. Hier aber ist die Variation der Bildung in Qualität und Quantität eine unermeßlich größere als in der Natur. Der Künstler kann einen gesehenen Berg in beliebig vielen und wesentlichen Formen darstellen, wobei zu beachten ist, daß nebst der Veränderungsfähigkeit der organischen Vorstellung, die Gefühle tausendfache Änderungen zeigen und die Gemütsbewegungen sehr verschieden sind. Auf der wesentlichen Beschränktheit des äußerlich gegebenen Materials wird die sinnliche Äußerlichkeit zu etwas Formellem, so daß der Inhalt, dessen Darstellung sich an die Naturform heftet, nicht bloß in seinen gesonderten Momenten und Seiten sich enthüllt, sondern auch in einer ganz besonderen Weise erscheint, im Keime seiner Vollwirklichkeit.

Das Erhabene des Allgemeinen, der Einheitstätigkeit, die im Kunstwerk ausgebildet wird, ist das Schöne. Und so tritt mit dem Schönen des Überbildlichen der unendlich reiche Vorrat desselben in rhythmischer Ausmalung in Vordergrund und das Unsehbare erscheint in der Seelenharmonie, welche Gemütsstimmung jedes einzelne Bild bezaubernd durchdringt. Das konkrete All der sinnlichen Figuren und Dinge durchleuchtet mit seiner eigenen Herrlichkeit jede einzelne Phase des bildlichen Seins. Wir sehen also, daß das Schöne der im Bilde sich entfaltete reiche Inhalt der Genialität des Künstlers ist, welche vollendete Einheit durch Gefühle, die den Wert des Werkes bilden, vermittelt wird.

Die Kunst, so wenig wie eine jede andere Lebenstatsache, läßt sich nicht abgerissen, isoliert betrachten. Alle Kulturformen können nur im Prozesse der Entwicklung, in ihrem organischen Zusammenhang mit dem Intellekt des Individuums verstanden werden, in der Kunst ist es die Aufgabe des Künstlers, die äußeren Phänomene mit der Entwicklungsphase seines Geistes in Bezug zu bringen. Man darf nicht bloß eine Landschaft, ein Gewitter, eine Person geben, der Künstler muß diese Phänomene in sich selbst entpuppen lassen, als würden sie das Licht dieses selbst gebären und die innersten Geheimnisse des Künstlers wiedergeben. Dieser Verlauf bekräftigt in tausendfachen Bildungen die große Harmonie des künstlerischen Gemütes, die mit der unendlichen Melodie sich vermählt. Das Wichtige ist demnach die Qualität und Intensität der Intelligenz, die das Bild erzeugt und in sich, in ihrem Geist sich auf den Weltenlauf besinnt. Die Kraft der Stimmung und des Intellektes im Dichter bestimmt die Kraft des Werkes. Der harmonisch ganze Dichter, der seine Stoffe selbst erlebte, und dieser im hohen Maße erkennende Künstler, der die Gesetze der Entwicklung nicht nur in sich verborgen trägt, sondern deren Bewegung ihm zweifelsohne bekannt ist, wird sein totales Leben ins Kunstwerk übertragen. Urwelten, Feuer, Nebelballungen, alle Formen des sinnlichen Daseins werden aus dem Bilde hervorleuchten, die mit der Vision des Künstlers und seiner Selbstanschauung regelrecht verwoben sind. Das Gebilde stellt eine Vollständigkeit der Welten dar, eine Bewegung und zugleich eine Ruhe, Einfachheit und Größe, die sich zu klarster Wirkung verbinden. Stoff und Harmonie sind in Verbindung getreten, die im Schöpfer zu einer Vollständigkeit gelangen, der im Mittelpunkt der lebenden Dinge wohnt und von hier aus seine schöne Welt formt. Was uns das Milieu nicht bietet, wird uns hier, in diesen seltsamsten und tiefsten Seiten offenbar. Erscheinen die Naturdinge in verdichteten Spannungswellen, im zersetzten, abgerissenen und gesonderten Zustande, so erhellt hier das Geheimnisvolle im verklärten und erhöhten Stadium.

Ergötzend betrachten wir eine lieblich sonnige Flur und blicken den gestirnten Himmel oder das glänzende Meer bewundernd an. Stundenlang horchen wir der lebensfrischen Melodei der Vöglein und baden freudig im goldenen Flammenmeer der Sonne, im bläulichen Farbenozean des Himmels oder im zitternden Silber der Nachtsichel. Es durchwegt das von der Sonne überflutete Gebirg das hehre Menschenherz, doch ist dieser Rhythmus und Wellengang nicht die harmonische Ursprünglichkeit, die uns durch das spezifisch reine künstlerische Gefühl gegeben ist. Während die Formen der Natur (man darf es nicht vergessen, daß auch diese Bilder durch die Einbildungskraft geregelte endliche Ordnungen sind) abgerissene Schwingungen veranschaulichen, betrachten wir die Neubildungen der Totalität, dieses Wellenspiels in der Kunst mit einer einheitlichen Gemütsruhe, welche eben das geschaute Kunstwerk in uns er-

weckt. Eine Flut strahlender Schönheit strömt von dieser Anschauung aus; das Farbige der bunten Augenwelt muß zu Licht und Leben dringen. Keine äußere Aktion oder ein trügerisch jenseitiger Majaschleier wirkt im Eigenwesen der Kunst und nicht bloß die Gegenwart, in der wir leben. Auch die entschwundene Zeit kehrt wieder zurück. In diesem Ewigkeitsschauen ist der enge zeitliche Blick ein nichtiger Moment, da sämtliche Momente der Zeit in dieser höheren Warte ruhen. Unaufhörlich wirkt im Kunstlichte das unaufhörliche Jetzt. Da lebt die fernste Vergangenheit auf. Es stellt der Schöpfer des Werkes das lebendige Gewissen der Völker dar, er lebt nicht nur in der Gegenwartsfrische, ihm ist alles Vergangene zugleich Gegenwart. Aber auch die Zukunft steht da. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuten etwas Identisches, indem sie Fort- und Auseinanderentwicklungen gewisser Geschehnisse als Fixierung derselben durch die Phantasie darstellen. Keimendes Leben und Zeugungsakte vollführt die Individualität, ein Fortleben, das in einem Blicke erkennbar ist.

So führt die Kunst in die schöne Aktivität des Geistes, in der jeder Zeitmoment und jede Entwicklungsphase in einem unteilbaren Moment gegeben ist. Es wird durch das Kunstgebilde der Geist längst vergangener Zeiten anschaulich, und wir sind mit dem Genius unserer Vorahnen innigst verbunden. Jahrhunderte, Völker, alles Vergangene und Künftige finden Stätte unter den ausgebreiteten Flügeln der Kunst. Kombinationen großer Männer, ringende Kräfte werden im Kunstgebilde verewigt, und wir erleben die Freude und Angst, das Wohlleben und den Schmerz unserer Väter. Darum können wir auch der Mythologie, deren personifizierten Göttern Realität zuschreiben. Noch heute wirkt auf uns die Riesenkraft eines Herkules, Pallas die Selbstbeherrschung, oder Apollos poetische Inspiration. Die Tragik großer Kämpfe, die reine Liebe von Tristan und Isolde, dieses aufopfernde edle Paar, die dämonischen Taten Mephistos in Goethes Faust erwecken in unserem Geiste den innersten Willen, das volle, im Innern sich abspielende Leben des Dichters.

Die höchsten Formen des Geisteslebens unserer Ahnen, ihren reinen Blick, ihre Anschauung der Natur fühlen wir im Moment der Allwirklichkeit. Alles fesselt uns in lebendiger Form. Im Innern tobt die Energie und braust die Gemütsbewegung. Es durchweht ein leichter Zephir die Empfindungen. Jede Stimmung gewinnt einen bestimmten idyllischen, ruhig-feierlichen Ausdruck. Und es widerhallt das einfache intime Leben, die reine Melodie, die subtilste Feinheit und das tiefste Geheimnis alles Schaffens. Die Unreinheit der Empfindungen kommt zum Vorschein, die Harmonie zwischen dem Universalen, dem Menschen und seiner Betätigung. Alles Fremde, Formelle und Äußerliche wird überwunden, um dem Verständnis der Gesetze, des Inhaltes und dem Kern des Wesens näher zu kommen. Die schönsten Farben und Formen der Naturwesen, die wohlriechenden bunten Blumen, ihr ganzes Wesen gewinnen ein

neues Leben und werden neu geschaffen. Die innersten Eigenschaften der Natur werden enthüllt, in Bewegung sind, gleich den fabelhaften Visionen der Traumbilder und blondeu Göttinnen, die dunklen Schleier des Himmels, der Morgen- und Abendnebel, das reine silberne Wasser der See, die kaum erklimmenden Gebirgssöhne. In leuchtender Schönheit offenbart sich der Sinn des Niederen und wird zur Sonnenhöhe der heiligen und hehren Stille gehoben.

Es ist nun die volle Tragweite der Künste verständlich, die zu ihrem Ziele die Verherrlichung des menschlichen Lebens haben. Die großen Künste führen zur Verinnerlichung hin, zur organischen Einheit, die eben den Gehalt der Kunst ausmachen. Das Erzeugen schöner Formen bringt uns zur klaren Anschauung sittlicher Empfindungen und ist die Feuersäule, deren Licht den Weg zur Erkenntnis, zur Glückseligkeit erhellt. Das Größte, was die Kunst vermag, ist die Darstellung des ewigen Gesetzes, das auch wir in unserem Subjekte im Gefühl der Liebe und Vereinigung kennen.

Die Kunst wird notwendig zu einer Brücke, die mit der einheitlichen Kultur, der vollkommenen Harmonie aller Seelen- und Leibesenergie und forschenden Verstandeskraft, der allgemeinen Geistes- und Phantasiebildung parallel läuft. Die höchsten Formen der Kunst verfolgen Nützlichkeitsziele: die Idealisierung, Verfeinerung der Erkenntnis, deren richtige Konsequenz die Reinheit und Intensität des sittlichen Zustandes der geselligen Menschen ist. Es liegt dieser Ansicht die richtige Tatsache zu Grunde, daß in der großartigen Renaissancezeit mit der Änderung der alten Weltansicht gewaltige Persönlichkeiten auftraten, deren große künstlerische Kraft aus der Universität ihrer Betätigung hervorging, die unmittelbar der charakteristische Ausdruck der Blütezeit der modernisierten Christusideen war. Die heitere Anmut atmenden Fresken, der ganze Gemäldekreis Michel Angelos und Lionardi da Vincis bekunden alle die reichen Gedanken und die plastische Gewalt, die den Triumphzug der schon damals aufdämmernden Allanschauung schildern. Der eigentümlichen Sonderstellung, die Italien in der neuen konkreteren Weltansicht und somit in dem ökonomisch-politischen Leben einnimmt, entspricht auch das Wesen und die Entwicklung der Kunst. Das Schöne wird der neuen Auffassung sich anpassen und von den veralteten Formen sich allmählich abwenden.

Kunstwerke sind Vorläufer einer neuen Idee!

Die Geschichte der Kunst berichtet, daß Schöpfungen der Kunst, die möglichst treuen Wiedergaben der Grundanschauungen der vom Morgenrot beglänzten Lebensansicht sind. Die Umwälzung und Entwicklung aller Lebensäußerungen werden neue, von den alten fundamental verschiedene Künste schaffen. Je allgemeiner und intensiver die Umänderung in der kulturellen Schichte ist, umso selbständiger und ursprünglicher wird die aus dem Kulturleben sich entwickelnde und die neuen Verhältnisse huldigende Kunst.

So wird die echte Kunst die auf Freiheit und Brüderlichkeit fundierende gesellschaftliche Ordnung preisen, die das reine Gold einer höheren Erkenntnis ist. Eine solche Kunst ist auch für jedermann zugänglich. Und die echte Kunst darf auch kein anderes Interesse verfolgen. Sie muß verständlich, einfach und anschaulich sein. Sie muß für sich und jeden sprechen, muß Herzen öffnen und ihnen das Schönste und «Verborgenste» entschleiern. Anschaulich aber ist das Werk, wenn es allgemeine Gefühle repräsentiert und diese sich auf das Wesen des Menschen beziehen. Kunst muß Religion sein. Kunst muß zum Ziele: allgemeine Gefühlserregung und Liebe haben!

Hiermit sind wir zum Schlusse unserer Ausführungen angelangt. Die echte Kunst bereitet eine neue Welt vor, eine Welt, die auf Gleichheit beruht. Die nun kommende Welt ist die des Anarchismus, die jedem einzelnen Individuum Freiheit gewährt. Alle Kunst, welche die allgemeinen Gefühle des dämmernden Lichtes, der individuellen Erkenntnis, des Sozialismus: Gemeinlebens, der Anarchie: Freiheit schildert, ist als wahre Kunst anzuerkennen, indem diese Kunst uns die sittlich geistige und ökonomisch freie Stellung in einer auf Liebe basierenden Gemeinschaft sichert. Hoffnung, Energie, Leben, Bewegen und Arbeiten, alle diese Empfindungen und Lebenstatsachen, die von der Gemeinschaft ausstrahlen und uns beherrschen, müssen im Kunstgebilde für den Beschauer greifbar sein und von den verbrauchten bürgerlichen Ideen abstoßen. Diese Kunst fördert einen Fortschritt, der für die ganze Menschheit, auch für den Reichen, für sein geistiges und persönliches Leben, notwendig und zweckmäßig ist.

Klassenkunst, die für gewisse Volksschichten zugänglich ist und auch diese nur bestäubt und in seelischer Sklaverei quälen läßt, war nie Originalkunst. Ein Stilleben in der Malerei repräsentiert keine Allgemeinheit und ist für Hungernde unverständlich. Es müssen die wahren ästhetischen Darstellungen dazu dienen, um ein kommendes «Wunder» zu verherrlichen, das jedes Menschenherz mit Wonne erfüllt. Sie müssen zu immer Höherem führen: zur Idealisierung des Zusammenlebens der Individuen, zum erhabenen Gemütsleben, das Kraft in mannigfachen Formen erzeugt. Ein historisches Kunstwerk, das Tod und Mord und Betrug huldigt, ist ein Verbrechen gegen die echte Kunst und geistige Würde des Menschen. Die Bestimmung der Wesen ist Vereinigung, was dagegen spricht und Unsittliches und Herrschersucht verkörpert, kann kein Mittel für die Entwicklung sein. Eine solche Kunst wirkt gegen das Ideal des Menschen und schafft und heiligt Autoritätsglauben.

Der Kampf des Proletariats gegen die Klassenherrschaft ist auch vom künstlerischen Standpunkt gerechtfertigt. Denn wie die Sitten der Gewalthaber nie dazu beitragen, einen sozialen Frieden herzustellen, indem selbe im Dunkel der Welt- und Lebensanschauung der Personen fundieren, so ist es andererseits gewiß, daß Klassenkunst, die das Unmoralische mittelst «Schön-

heit verteidigt, nie in der Lage sein wird als wahre Kunst zur geistigen Entwicklung der Gesellschaft beizutragen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß in der Kunst das Hauptmoment nicht das alleinstehende Schöne, sondern das Schöne und Erhabene ist, das einen kulturellen Fortschritt zur höheren Lebensmethode sichert. Das Schöne als bloßes sinnliches Vergnügen ist noch nicht Kunst, da selbe unaufhörlich nur edle vertiefte Gefühle und eine Reinheit der Liebe zu erzeugen hat.

Das Proletariat muß sich zur Aufgabe stellen, eine Kunst zu leisten, die von derjenigen der herrschenden Minorität wesentlich abweicht und die ein verborgenes, doch in vielen Köpfen schon aufkeimendes Ideal offenbart, ein Ideal des In-sich-vertiefens, des Zusammenwirkens und kulturellen Emporschwingens. Sie soll ein Organ ihrer eigenen Entwicklung sein, eine Verbrüderung zwischen allen Menschen herzustellen und Gefühle zu schaffen, die in ihrem wesentlichen Teil universell sind. So erklärt es sich, daß die Kunst der Arbeiterschaft keine Klassenkunst ist, sondern eine ins Allgemeine führende Kunst und im Spiel das Fühlen, Denken und gemeinsame Wollen der ganzen Menschheit mit hineinlockt. Darum müssen solche Werke volkstümlich sein, da allgemeine Gefühle eben dadurch allgemein sind, daß sie in jedem Einzelnen den Willen zur Tätigkeit wecken, das Gemüt zur Vereinigung und den Verstand zur Vorwärtsbewegung reizen.

Wir leben in einem Zeitalter, wo windbewegte Wolken sich vor die Strahlenglut der Sonne setzen und wir in Finsternis und Kälte verharren. Jeder wünscht eine rasche Auflösung der Nebelschleier, doch weiß es wohl jeder, daß es unmöglich ist, der Sonne Befehle zu erteilen. Wir müssen den heilbringenden Frühling abwarten, und da sehen wir Wunder: die Wolken zerstreuen sich, und Sonnenschein schwimmt auf Erden, als tät ein Glutenregen fallen, die Bäume keimen, und das blaue Gewölb spiegelt sich in unserem Gemüte ab.

Die Kunst hat für uns dieselbe Bedeutung. Sie ist das schneeauflösende Frühlingswetter, belebt Herzen, macht fühlend eisige Busen, laßt Leben blühen, das als unser eigen von uns getragen wird.

Kunst ist lichtdurchströmtes Leben — einheitliches Sein — eine geniale Ahnung der Ganzheit und Vollkommenheit des Geistes . . . Der Weg zum Leben, aber auch Leben selber . . . und Geist und Wirklichkeit . . .

Der Anarchismus als Individualismus ist schon in sich Naturgesetz, ein großes, allgemeines Leben, ein inneres Erlebnis, wie es allen großen Männern eigen war. Anarchismus ist Erkenntnis. Anarchismus ist eine neue Weltansicht. Anarchismus ist eine neue Welt.

Jede echte Kunst ist ein Werkzeug der Anarchie. Das ist der Schlüssel zum Verständnis der Kunst und des Lebens, das der Weg zur Freiheit und Brüderlichkeit. *Julius Skall.*

MEIN STREBEN.

Zwei Sterne glänzten mir in jungen Tagen:
Der Liebe Wunder, Herrlichkeit der Ehren.
Doch würde jene mir ihr Glück bescheren,
Ich wollte gerne allem Glanz entsagen.

Und müßt' ich mich der Liebe Huld entschlagen,
So würd' ich hoher Ehre Gunst begehren.
Ich könnte, je geliebt zu sein, entbehren,
Wenn diese winkte, mich emporzutragen.

Ich sah die beiden Sterne sich umnachten,
Und mag die Welt mich d'rum gering auch achten:
Nur meinem Selbst gilt noch mein emsig Trachten.

Ich gehe meine Bahn, getrost der Lehre:
Sie kommen zu uns, Liebe sowie Ehre,
Wie Sonnenschein: ein Tor, der sie begehre.

Bernhard Risberg.

(Aus dem Schwedischen von Heinrich Goebel.)



Internationales Adressenverzeichnis der anarchistischen Presse.

Zusammengestellt mit Hilfe des Sekretärs des **Internationalen anarchistischen Korrespondenzbureaus**, des Genossen A. Schapiro.* Irrtümer und Unvollständigkeiten sind direkt an die Redaktion des Jahrbuches zu berichten.

Afrika (Süd-)

Cape Socialist. Mc. Pherson's Bldg., Plein Str., Cape Town. — **The Socialist Spark.** 152 West Str., Durban-Natal.

Armenien

Azdak. Rue Marpoudjdjlar. Stamboul.

Australien (Süd-)

Free Speech. 29 Capper Str., Kent Town, Adelaide.

Ägypten

L'Idea. Kaïro. Fermo posta.

Belgien

L'Ecole Renovee. Brüssel. Rue de l'Orme 76. — **Vorwaarts.** Antwerpen. Isabellalei 106. — **Ontwaking.** Antwerpen. Rue de la ancienne Eglise 48. — **Le Révolté.** Brüssel. 14, Rue de Soignies.

Dänemark

Syndikalisten. Kopenhagen. Smedega. de 4 II. — **Arbejdervennen.** Aarhus. Hjelmensgade 2 A. — **Frihed.** Kopenhagen, Norrebrogade 90. 2. o. G.

Deutschland

Der freie Arbeiter. Berlin S.O. 26, Oranienstr. 15 III. — **Die Einigkeit.** Berlin N. 54, Alte Schönhauserstr. 20 I. — **Der Sozialist.** Berlin S.O. 26, Skalitzerstr. 24 a. — **Der Siedler.** Mainz, Schusterstr. 38. — **Der Anarchist.** Leipzig, J. Kasprzak, Centralstr. 11.

England.

Freedom. London N.W. 127, Ossulston Str. — **Arbeiterfreund.** (jüd. Jargon). London E. 163, Jubilee Str. Mile End. — **Germinal.** (jüd. Jargon). Adresse des „Arbeiterfreund". — **The Industrialist.** London W. 32, Princes Rd. Notting Hill. — **Bulletin de l'Internationale Anarchiste.** London E. 163, Jubilee Str., Mile End.

Frankreich

Les Temps Nouveaux. Paris V. 4 Rue Broca. — **L'Anarchie.** Paris XVIII. 22 Rue du Chevalier de la Barre. — **La Guerre Sociale.** Paris. 116 Rue Montmartre. — **La Publication Sociale.** Paris VI. 46 Rue Monsieur-le-Prince. — **La Voix du Peuple.** Paris X. 33 Rue de la Grange aux Belles. — **Tierra y Libertad.** (In spanischer Sprache und während des Ausnahmszustandes in Barcelona im Ausland publiziert). Nizza. Josè Pujol (Korkschneider) 13 Boulevard Impératrice de Russia 13. — **L'Action Syndicale.** Lens (Pas de Calais) 1 Rue Emile Zola. — **Germinal.** Amiens. 26 Rue Saint Roch. — **Internacia Socia Revuo.** (In Esperanto). Paris 3 e. Maison Commune. 49 Rue de Bretagne. — **L'Libertaire.** Paris. Rue d'Orsel 15. — **Bulletin International du Mouvement Syndicalist.** Clamart (Seine). 38 Rue de Sevres. — **Burewestnik.** (Russisch). Paris. Rue d' Orsel 15. — **Generation Consciente.** Paris XX. Rue de la Duèe 27. — **Le Revoltes.** Paris. 16 Rue Saint-Marie. — **La Vie Ouvriere.** Paris. 42 Rue Dauphine.

Holland

De Vrye Socialist. Hilversum. Schooklaan 20. — **De Arbeid.** Amsterdam. Rozengracht 164. — **Het Volksblad.** Zaandam. Vinkenstraat 53. — **De Wapens neder!** Den Haag. V. d. Helststraat 107. — **De Arbeider.** Midlaren. H. E. Kaspers. — **De Pionier.** Utrecht. Amsterdamsche Straatweg 216. — **Recht Door Zee.** Enschede. Kromhofsbleekweg. — **De Pionier.** In Haag. Markonistraat 38.

Italien

Il Pensiero. Jesi, Marche. — **L'Alleanza Libertaire.** Rom. Casella Postale 276. — **Sciarpa Nera.** Mailand, Casella 1059. — **Il Libertario.** La Spezia. — **L'Universita Popolari.**

* Alle Korrespondenzen an das Sekretariat, wie internationale Bulletin, das mehrsprachig erscheint, sind zu adressieren an: 163 Jubilee Str. Mile End, London E. England.

Mailand. — **Il Germe.** Palermo, Via Celso 71. — **La Lotta Proletaria.** Sampierdarena. Camera del Lavoro, via G. B. Monti. — **La Protesta Umana.** Mailand. Casella postale 1142. — **La Pace.** Genua. — **La Questione Sociale.** Mailand. Casella 1059.

Japan

Jiyu Shiso. D. Kotoku, Tokio. 903 Sendagoya.

Nordamerika (Vereinigte Staaten)

1. **Chicagoer Arbeiter-Zeitung.** 2. **Fackel.** 3. **Vorbote.** Chicago, Ill., 406 North Clark Str. — **Freiheit.** New-York, N.Y. P.O. Box 1719. — **The Proletarian.** (Japanisch-Englisch). Chicago, Ill. 302 Wells Str. — **Work.** (Japanisch-Englisch). San Francisco, Cal. 921 F. Street. — **Mother Earth.** New-York, N. Y. 210 East 13. Str. — **The Industrial Worker.** Spokane, Wash. Rear 412—420 Front Ave. — **Volne Listy.** New-York, N.Y. 357 East 72 Str. — **American Journal of Eugenics.** Los Angelos, Cal., 1319 Kellam Ave. — **L'Era Nuova.** Paterson, New-Jersey. P.O. Box 1413. — **Freie Arbeiterstimme.** (Jüd. Jargon). New-York, N.Y. 30, Canal Str. — **Cronaca Sovversiva.** Barre, Vt. Box I. — **Proudy.** Kipling, O. Box 89.

Norwegen

Storm. Christiania, Deichmansg. 11.II.

Österreich

Wohlstand für Alle. Wien, 12., Hertherg. 12 I./17. — **Hornicky Listy.** Dux (Böhmen). Telscircna ul 521. — **Matice Svobody.** Brünn (Mähren) Arnoldova. ul. 3. — **Proletar.** Ober-Rosental bei Reichenberg (Böhmen). Horni Ruzodol u Liberca 223. — **Zadruha.** Prag-Zizkow (Böhmen) Wratislavovar ul 12.

Portugal

Paz e Libertade. Lissabon. Rua Rosa Aranjo 29 Cave. — **A Sementeira.** Lissabon. Rua da Barroca 94-II. — **Avante!** Evora. Rua de Santa Clara 11. — **Amánha.** Lissabon. Rua dos Mouros 30, 2 o. — **A Obra.** Lissabon, Rua das Ganeas 42 III. — **A Humanidades.** Lissabon. Calzada. de Sant Anna 61 I. — **A Demolicao.** Lissabon. Rua dos Gaveas 45, 3. o. — **Cidade Nova.** Porto. Rua de Cedofeita 266 r/c. — **O Protesto.** Lissabon. Calcada Nova do Colejio 5, 1, o. E. — **A Vida.** Porto. Rua da Bainharia.

Rumänien

Revista Ideea. 10 Strada Epurilor, Bukarest.

Südamerika

A Luta. Porto Alegre (Brasilien) Rio Grande do Sul. — **A Terra Livre.** S. Paolo (Brasilien) Caixa Postale 208. — **La Battaglia.** S. Paolo (Brasilien) Casilla Postale 547. — **Tierra.** Habana (Cuba) G. Entree 23 y 25 Vedado. — **La Accion Obrera.** Montevideo. 227c Grecia, Villa del Cerro. Uruguay. — **Despertar.** Montevideo. Calle Medanos 197 j. Uruguay. — **El Jornalero.** Trujillo. Apartado 74. Peru. — **La Lotta Proletaria.** S. Paulo. Caixa de correis 580. Brasilien. — **El Oprimido.** Lima Casilla Correo 455. Peru. — **La Voz del Dependiente.** Habana (Cuba). — **Luz y Vida.** Antofagasta (Chile). — **El Hambriento.** Lima (Peru). — **El Surco.** Montevideo. (Uruguay). — **A Voz do Trabalhador.** Rio de Janeiro. (Brasilien). — **Los Parias.** Lima. Casilla 1013. Peru. — **La Protesta Libre.** Chiclayo. Peru. — **Il Ribelle.** S. Paulo. R. Assembleia 20. Brasilien. — **El Sindicato.** Buenos Aires. 289 Talcahueno Brasilien. — **Union Obrera.** Buenos Aires. Mejico 2070. Brasilien. — **Verdad.** Callao. Calle de Lima 70. Peru. — **La Protesta.** Buenos Ayres. Nr. 873. (Argentinien). — **La Emancipacion.** Montevideo (Uruguay). — **La Protesta.** Santiago (Chile). — **El Látigo del Carrero.** Buenos Ayres (Argentinien). — **Pensamienta Nuevo.** Mendoza. (Argentinien). — **Rebelión.** Regla Habana (Cuba). **Luz al Soldado.** Buenos Ayres. Calle Montanazeo 2236 Belgrano (Argentinien). — **Adelante!** Montevideo, C Nueva York 128 a Uruguay. — **Boletin de la Federación Regional Anarquista.** Buenos Ayres. C. Solis 1769. Argentinien. **Liberdade!** Rio de Janeiro. Rua Camerino 140 quarto n. 4. Brasilien.

Spanien

Vor der Juli-August-Revolution des Jahres 1909 besaß dieses Land die folgenden Zeitschriften anarchistischen Geistes:

Tierra y Libertad. Barcelona. Arco San Pablo 8. 1. o. — **Despertad.**

Madrid. — **Al Paso.** Sevilla. Varflora 29, segundo derocha. — **Solidaridad Obrero.** Barcelona. Nueva San Francisco 7. 1 o. — **Revista Blanca.** Madrid. Calle Cristobal Bordin 1. — **El Productor.** Barcelona-Gracia. Arguelles 11, I. — **Tiempos Nuevos.** Gijon. Calle de Mariano Pola 20. — **Germinal.** La Coruna. Calle del Sol 5. — **El Porvenir del Obrero.** Mahon Baleares, Castillo 59. — **Natura.** Barcelona. San Antonio Abad 18 III. — **Buena Semilla.** Barcelona-Gracia. Mariane de Pineda 5. — **El Proletario.** San Felin de Guixois. Eras 43.

Schweden

Brand. Stockholm. Vanadisvägen 15. 4 tr. — **Nya Folkviljen.** Malmö.

Schweiz

Der Sozialist. Bern. Pflugweg 5. — **Le Reveil — Il Risveglio.** Genf. Rue des Savoises 6. — **La Voix du Peuple.** Lausanne.

Ungarn

Tarsadalom Forradalom. Budapest VII. Lonyay utc. 13. III. 19. — **Munkás.** Nagyvárad. Teleki utcza 45.

Offizielles Adressenverzeichnis der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften.*

A. Geschäfts-Kommission.

Verlag „Die Einigkeit“. Expedition und Redaktion sowie Sortiment- und Verlagsbuchhandlung befinden sich Berlin C. 54, Alte Schönhauserstraße 20 v. I. Geschäftsführer Fritz Kater, Kassier Andreas Kleinlein.

B. Gewerkschafts-Kartelle.

Berlin. Obmann Ernst Rieger, Berlin N. O. 55, Pasteurstr. 33 III. — **München.** Obmann Wilhelm Weinreick, München, Römerstr. 7 III. — **Nürnberg-Fürth.** Obmann Georg Weth, Nürnberg, Bergstr. 8. — **Düsseldorf.** Obmann Peter Muhrmann, Düsseldorf-Grafenberg, Bruchstr. 97. — **Mannheim-Ludwigshafen.** Obmann Schrimpf. — **Hamburg.** Obmann Joh. Hauschild, Hamburg 22, Schützenhof 10. — **Dresden.** Obmann Richard Pohle, Dresden N. Oppellstr. 34 IV.

C. Agitations-Kommission für Rheinland-Westfalen.

Vorsitzender Carl Windhoff, Düsseldorf-Grafenberg, Grafenberger-Allee 286.

D. Freie Vereinigungen aller Berufe und deren Vorsitzende.

Berlin und Umgebung. Ernst Rieger, Berlin N. O. 55, Pasteurstr. 33 III. — **Hamburg und Umgebung.** A. Winter, Hamburg 19, Heußweg 99 II. — **Unter Weserorte.** Adolf Meyer, Geestemünde, Holzhafen 9, prt. — **Stuttgart und Umgebung.** Carl Kienzle, Gäblenberg, Neuestr. 36 II. —

* Die obige Adressenliste der einzigen sozialrevolutionären Gewerkschaftsbewegung Deutschlands, die in Prinzip und Taktik auf Grundlage des antiautoritären Sozialismus, des Generalstreiks und Antimilitarismus steht, soll ein Hilfsmittel für die Gewerkschaftsgenossen aller Länder sein, die nach Deutschland gereist kommen oder solcher, die zu öfterem Aufenthaltswechsel in Deutschland gezwungen sind, um sich sofort überall zurecht zu finden und ihren sofortigen organisatorischen Anschluß an die freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften zu ermöglichen. Bemerken möchten wir noch, daß das etwas befremdende Wort Zentralisation nur im Sinne der Industrieverbände, aber nicht als autoritäre Zwangsorganisation samt zentraler Disziplinautorität, wie es in den konservativen und reformistischen sozialdemokratischen und gelben Gewerkschaften der Fall, aufzufassen ist. Die freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften anerkennt prinzipiell den Föderalismus. Wir danken der Geschäftskommission für die Ausarbeitung des Adressenverzeichnisses und hoffen, daß es für viele orientierend sein möge.

Anm. d. Red.

Gießen und Umgebung. Karl Seipp, Gießen, Dammstr. 6. — **Ludwigshafen a. Rh.** Gustav Graffunder, Dammstr. 8. — **Gerresheim.** Julius Schottke, Bahnstr. 117. — **Elberfeld.** Franz Klingner, Schleswigerstr. 42 IV. — **Heilbronn.** Heinr. Riethmayer, Schäfergasse 36. — **Breslau.** Hermann Sternitzki, Neue Adalbertstr. 112 IV. — **Görlitz.** Franz Drescher, Pragerstr. 45. — **Leipzig.** Albert Grunert, Leipzig-Anger, Schirmerstr. 10. IV. — **Cöln.** Karl Laß, Ohmstr. 56. — **Cöln-Nippes.** Lambert Kluth, Cöln-Merheim, Neußerstr. 67 o.

E. Berufs-Organisationen, deren Zentralleiter und Ortsvereinsvorsitzende.

I. Bürsten- und Pinselmacher Deutschlands. Hugo Rüffke, Berlin N. 31, Stralsunderstr. 29.

ORTSVEREINE:

Berlin. Carl Schlunk, Berlin N. 31, Ackerstr. 120. — **Neu-Ruppin.** Emil Krüger, Neu-Ruppin, Klosterstr. 10. — **Breslau.** Emil Franke, Breslau II, Bahnhofstr. 8 I. — **Dresden.** Carl Kahle, Dresden A 28, Hermsdorferstr. 9 III.

II. Vereinigung der Fliesenleger Deutschlands. Geschäftsleiter Franz Schwarz, Berlin O. 112, Schreinerstr. 50 I.

ORTSVEREINE:

Berlin. Fritz Domke, Pankow-Berlin, Kaiser Friedrichstr. 73. — **Bochum.** Franz Müller, Bochum, Schulstr. 7. — **Chemnitz.** August Zippel, Chemnitz-Altendorf, Wörthstr. 22. — **Dortmund.** Karl Schäfer, Düsseldorferstr. 16. — **Dresden.** Otto Beyer, Dresden N. Baudussinstr. 18. — **Düsseldorf.** Peter Muhrmann, Bruchstr. 97. — **Hagen i. W.** Karl Stürzekarn, Düppelstr. 15. — **München I.** Johann Maul, Schlörstr. 8. — **München II. Hilfsarbeiter.** Johann Görz, Schwantalerstr. 39. — **Plauen i. V.** Max Heuker, Burgstr. 32.

III. Freier Verband der Metallarbeiter Deutschlands. Sitz: **Erfurt.** Vorsitzender Emil Zehner, Erfurt, Yorkstr. 48 III.

ORTSVEREINE:

Erfurt. Fritz Rheinländer, Bülowstr. 12 c. — **Kiel.** Max Plöttner, Buchholzstr. 45. — **Quedlinburg.** Karl Lohde, Frachtstr. 17. — **Mannheim.** Joh. Frey, Pflügersgrandstr. 12. — **Düsseldorf.** Emil Roitzheim, Birkenstr. 55. — **Hamburg.** Wilhelm Münnich, Rolandstr. 22 b. — **Dresden.** Richard Pohle, Dresden N. Oppelstr. 34 IV. — **Hannover.** Fritz Sievert, Isernhagenerstr. 2 II. — **Leipzig.** Richard Kirmse, L. Sellerhausen, Portizerstr. 6 II. — **Döbeln.** Max Wolke, Friedrichstr. 5. — **München.** Wilhelm Weinreich, Römerstr. 7. — **Berlin.** Ernst Decker, Bureau: Berlin C. 54, Steinstr. 38.

IV. Vereinigung der Töpfer Deutschlands. Geschäftsleiter Carl Thieme, Berlin S. O. 26, Reichenbergerstr. 176 III.

ORTSVEREINE:

Berlin. Robert Pramschüfer, Rixdorf, Richardplatz 19. — **Königsberg i. Pr.** Rudolf Krüger, Friedmannstr. 35. — **Tilsit.** B. Glassis, Kasernenstr. 40.

V. Vereinigung der Tischler Deutschlands. Geschäftsleiter Carl Greulich, Berlin S. O. 33, Eisenbahnstr. 41.

ORTSVEREINE:

Berlin. Wilhelm Kuthe, Lorauerstr. 6. — **Nürnberg.** Georg Dornhuber, Jahnstr. 15, Steinbühl. — **München.** Christian Wellhöfer, Schleißheimerstr. 80 I. — **Düsseldorf.** Eduard Schlupp, Austr. 31.

VI. Vereinigung der Zimmerer und verwandter Berufe Deutschlands. Bureau: Berlin C. 54, Dragonerstr. 15, Quergb. 1. Geschäftsleiter Heinrich Weisel, Berlin N. W. 5, Wilhelmshartenedstr. 33.

ORTSVEREINE:

Alt Glienicke. Vertrauensmann Karl Hannemann, Sedanstr. 5. — **Alt Ruppin.** Vorsitzender Aug. Bungers, Breitestr. 49. — **Berlin.** Vorsitzender Albert Juppenlatz, Bureau, Dragonerstr. 15, Hof I. — **Bernau.** Vorsitzender Franz Seeger, Breitestr. 15. — **Breslau.** Carl Finke, Rosenstr. 11. — **Cöpenick.** Wilh. Ziegelmann, Amtsfeldstr. 7 a. — **Düsseldorf.** Gustav Heinrichs, Mühlheimerstr. 6. — **Deutsch Lissa.** Paul Simon, Goldschmieden b. Deutsch Lissa. — **Erkner.** Max Zernicke, Königsstr. 21. — **Frz. Buchholz.** Wilh. Rackewitz, Berlinerstr. 43. — **Friedrichshagen.** Fritz Hargesheimer, Wilhelmstr. 24. — **Genschmar.** Franz Golzio. — **Gotha.** Aug. Schoffel, Dreikronengasse 8. — **Gütergotz.** Herm. Dümke, Schenkendorf b. Großbeeren. — **Hamburg.** Peter Schubert, Eppendorferweg 124. — **Halle a. S.** Wilh. Weise, Wolfstr. 23. — **Hennickendorf.** Karl Thürmann. — **Kagel.** Friedrich Pfeffer. — **Königs-Wusterhausen.** Karl König, Senzig b. Königs-Wusterhausen. — **Küstrin.** Herm. Viedt, Alt Drewitz b. Küstrin. — **Nauen.** Karl Ebert, Feldstr. 13. — **Niemegk.** Ernst Lohmann, Grünstr. 23. — **Mannheim.** Leopold Kneiht, Stockhornstr. 26 a. — **Quedlinburg.** Herm. Weidemann, Schloßberg 30. — **Roßla.** Karl Schmidt, Richtstr. 2. — **Sangerhausen.** Herm. Vollrath, Hospitalstr. 44. — **Seyda.** Richard Bäck, Ruhgasse. — **Stahnsdorf.** Karl Lehrmann, Mühlenstr. 4. — **Storkow.** Reinhold Rockow. — **Strausberg.** Friedr. Rump, Gielsdorf b. Strausberg. — **Spandem.** Wilhelm Godow, Metzerstr. 8. — **Teltow.** Rudolph Hitzig, Zahlendorferstr. — **Velten i. M.** Paul Kretschmann, Lindenstr. 18. — **Wannsee.** Wilh. Wittenberg, Chausseestr. 20. — **Wandsbeck.** Reinhold Münzer, Königstr. 32. — **Wegeleben.** Herm. Lichtenberg.

F. Freie Vereine ohne Zentralisation.

Bauarbeiter. **Berlin.** Fritz Hoffleit, Berlin O. 34, Warschauerstr. 56. — **Magdeburg.** Herm. Köppen, M. Wilhelmstadt, Harsdorferstr. 4. — **Hamburg, Altona, Wandsbeck und Umgebung.** Bureau: Hohe Bleichenstr. 29 II. Vorsitzender Th. Schleicher. — Bau- und Holzarbeiter. **Nauen.** Karl Peters, Wallgasse 17 II. — **Breslau.** Rudolf Schulz, Paulstr. 4. — Beton- und Grundarbeiter. **München.** Josef Karsch, Trivastr. 30 II. — **Berlin.** Rudolf Schmidt, Berlin N. 31, Ackerstr. 131. — Bergarbeiter. **Brackel und Umgebung.** Carl Besser, Brackel b. Dortmund, Bürenerstr. 50. — Dachdecker. **Wernigerode.** Otto Findeisen, Minileberstr. — Glaser. **Berlin.** Richard Grabau, Berlin N. 31, Ackerstr. 143. — Musikinstrumentenmacher. **Berlin.** Richard Pipenhagen, Berlin S. O. 36, Forsterstr. 3. v. II. — Mühlenarbeiter. **Düsseldorf.** Jos. Huber, Gladbacherstr. 67 III. — **Mannheim-Ludwigshafen.** Fr. Permannithlager, Ludwigshafen, Bleichstr. 27 IV. — Marmorarbeiter. **Düsseldorf.** Th. Pesch, Annastr. 25. — Möbelpolierer. **Berlin.** Fritz Wienandt, N.O. 18, Friedenstr. 51. — Maurer. **Berlin.** Gustav Wiesener, Berlin N. 113, Stolpischestr. 17. — **Friesenheim.** Adolf Eberhard, Wimpelstr. 35. — **Mannheim.** Carl Müller, X. Querstr. 33. — **München.** Georg Erhard, Kellerstr. 21. — Maler. **Berlin.** Karl Klein, Berlin N. 28, Swinemünderstr. 68. — **Hamburg.** Paul Nötzel, Itzehoerweg 8. — Isolierer **München.** Johann Weber, Freibadstr. 18 II. — Steinholzleger. **München.** Peter Daffner, Herzogstr. 90 III. — Steinmetze. **München.** Anton Schneid, Rosenheimerstr. 98. — Steinholzleger. **Nürnberg.** Georg Burkhardt, Parkstr. 12. — Glasarbeiter etc. **Fürth.** Johann Fischer, Kaiserstr. 99. — Stukkateure. **Düsseldorf.** Karl Jacobs, Mühlheimerstr. 33. — **Berlin.** Paul Polony, Berlin N. Strelitzerstr. 58. — Schuh- und Schäfte-Arbeiter etc. **Cöln.** C. Klinge, Thüringerstr. 2 II. — Verein der Rohrer. **Berlin.** Osk. Kettnich, Berlin O. 34, Matternstr. 1. — Textilarbeiter. **Crefeld.** Mathias Flecken, Marktstr. 304. — **Süchteln.** Joh. Struken, Süchteln-Vorst. 268. — **Fischeln.** Herm. Wingersches, Düsseldorferstr. 9. — **St. Tönis.** Heinr. Hendricks, Burgstr. 88. — **Breyell.** Erhard Steffens, Haagstr. 9. — **Gera (Reuß).** Paul König, Greizergasse 22 II. — Tapezierer. **Berlin.** Paul Lange, Berlin O. 112, Schreinerstr. 44. — Transportarbeiter. **Mannheim.** Bernhardt Windisch, H. 2, Nr. 7 a. — Zinn-, Zink- und Bleigießer. — **Berlin und Umgebung.** Richard Gürtler, Hasenheide 88. — Staker. **Berlin.** Aug. Wiruleit, Rixdorf, Steinmetzstr. 21.

Vereinigungen des Anarchismus in deutscher Sprache.

Die anarchistische Föderation Deutschlands.

Die Gruppierung erstreckt sich über ganz Deutschland; sie lehnte es ab, ihre einzelnen Gruppenadressen zu veröffentlichen. Man adressiere alle Korrespondenzen an Gen. Rudolf Lange, Berlin N.O. Palisadenstr. 56 I Deutschland.

Der sozialistische Bund.

Berlin. Gruppe Arbeit. Gruppenwart Friedrich Schwalbe, Berlin N.O. 55, Belforterstr. 10. Gruppe Gemeinschaft. Gruppenwart Gustav Landauer, Hermsdorf b. Berlin, Kaiserstraße 26. — **Heilbronn.** Gruppe Autonomie. Im Restaurant Schöller (Nebenzimmer), Allerheiligenstraße. — **Leipzig.** Gruppe Anfang. Gruppenwart Ernst Reichelt, Leipzig-Gohlis, Berggartenstr. 10. — **München.** Gruppe Tat. Gruppenwart Karl Morax, Baaderstraße 45, IVr. — **Oranienburg.** Gruppe Grund und Boden. Gruppenwart Karl 'Lomys, Eden b. Oranienburg. — **Zürich.** Gruppe Freiheit. — **Luzern.** Gruppe Aufbau. — **Bern.** Gruppe Hammer. Mark Harda, Bern, Pflugweg 5.

*

Föderation der anarchistischen Gruppen Österreichs.

Die föderative Vereinigung der deutsch-anarchistischen Gruppen Österreichs besteht aus einer Anzahl von Vereinigungen, die, wenn auch meistens klein an Mitgliedern, so doch überraschend zahlreich sind; dennoch sind sie eigentlich noch nicht zu einer Landesorganisation vereinigt. Das einzige Bindeglied bildet das deutsche Blatt „Wohlstand für Alle“ und ist dieses auch die einzige föderative Angelegenheit, indem es Eigentum aller Gruppen ist. Alle Korrespondenzen, die sich an sämtliche Gruppen richten sollen, sind an die Redaktionsadresse zu senden und werden von dieser aus allen Gruppierungen übermittelt. Ebenso verhält es sich mit der **Allgemeinen Gewerkschaftsföderation Österreichs**, die einzige Gewerkschaftsbewegung des föderalistischen Klassenkampfes. Man adressiere alle Korrespondenzen an: Wenzel Horazek, Wien, V., Obere Amtshausgasse 41 II./12.

*

Schweiz.

Die sozialrevolutionäre Liga, Zürich I versammelt sich allwöchentlich im Restaurant Schlauch, Munsterg. 20. Man adressiere an: R. Scheidegger, Zürich III., Bäckerstr. 157.

*

Frankreich.

Internationale Föderation aller Auslandsgruppen in Paris. Man adressiere alle Korrespondenzen an Dr. Tom, Paris. Rue de la Bastille 2 II. — **Deutscher freiheitlicher Diskussionsklub von Paris.** Jeden Dienstag Abend im Restaurant Bossuat, Place des Victoires Nr. 3.

*

England.

Internationaler Arbeiterklub und Vereinigung aller Auslandsgruppen von London-W. Charlotte Str., 83 Fitzroy Squ. — **Deutsche Gruppe** ebenda. — **Vereinigung sämtlicher jüdisch-russisch-polnischer Gruppierungen.** Arbeiterfreunde-Klub. London E. Jubilee Str. 163, Mile End.

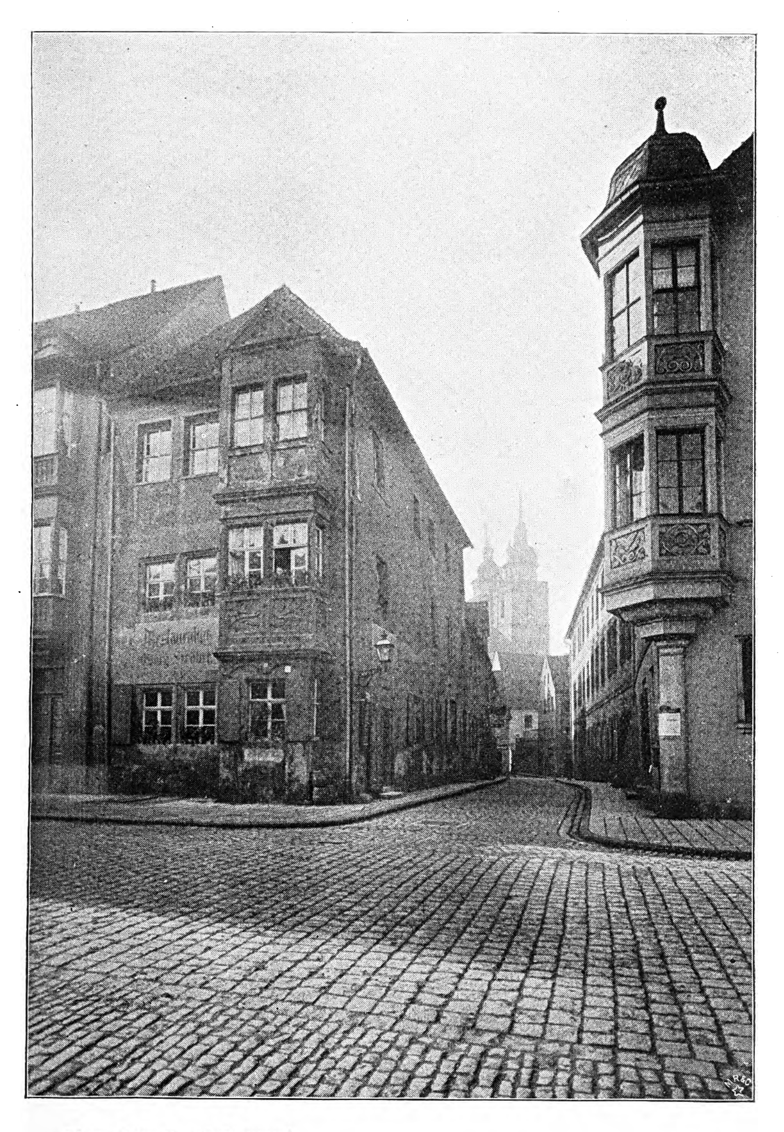
*

Belgien.

Freie Vereinigung aller Auslandsgruppen in Brüssel. Man adressiere alle Korrespondenzen an: P. Schoteten, Brüssel. 88 Rue de Ruysbroeck

Max Stirner.

Sein Leben und sein Werk.



Phot. Hans Brand, Bayreuth.

MAX STIRNERS GEBURTSHAUS

am Marktplatz in Bayreuth.

Max Stirner.

Sein Leben und sein Werk.

Von

John Henry Mackay.

Mit drei Abbildungen, mehreren Facsimiles und einem Anhang.



Berlin.
Schuster & Loeffler.
1898.

Vorwort.

Nur mit Widerstreben entschliesse ich mich, meinen Forschungen über das Leben Max Stirners durch das vorliegende Werk einen vorläufigen äusseren Abschluss zu geben.

Nicht, als ob ich der Öffentlichkeit gegenüber die Verpflichtung empfände, meine Arbeit irgend wie zu beschleunigen; die Deutschen haben ihren kühnsten und konsequentesten Denker so lange und gänzlich vergessen, dass sie jedes Anrecht auf das Geschenk seines Lebens verloren haben.

Nein, was mich treibt, ist zunächst der rein persönliche Grund, dass diese Arbeit sich bereits zu lange hindernd zwischen andere, eigene Pläne gestellt hat, als dass sie deren Ausführung nicht endlich weichen müsste; sodann aber auch die feste Überzeugung, dass nur ein unerwarteter Zufall noch neue Quellen zu erschliessen vermöchte. Auf diesen Zufall warten hiesse die Beendigung der Aufgabe in ungewisse Zeit hinein verschieben.

So gebe ich denn, was ich habe. Keiner kann mehr bedauern, als ich, dass es so wenig ist. Aber es ist immerhin weit mehr, als ich — nach dem ersten Überblick des erschlossenen Weges — je zu erreichen hoffte.

Das Bild dieses Lebens hätte nie gezeichnet werden können, wenn mir nicht bei vielen Stellen hilfreich die Hand geführt worden wäre. Meine erste und liebste Pflicht ist es daher, allen Denen zu danken, die mir mit Rat und That zur Seite gestanden haben.

Mein wärmster Dank gehört an erster Stelle meinem alten Freunde, dem Volksschullehrer Herrn Max Hildebrandt in Berlin, der in den Jahren 1889—91, bevor ich

selbst wieder nach Berlin zu kommen Gelegenheit hatte, der treueste und unermüdlichste Helfer meiner Arbeit gewesen ist.

Tief verpflichtet fühle ich mich ferner Herrn Gymnasiallehrer a. D. Dr. Ewald Horn in Steglitz bei Berlin, dem wir bereits so manchen wertvollen Beitrag zur Philosophie des Egoismus verdanken und der mir die durch warme Liebe zur Sache nicht weniger, als durch einen selten glücklichen Zufall erzielten Resultate seiner eigenen Forschungen in liberaler Weise zur Verfügung gestellt hat.

Eines dritten, keines fremden Namens, wird in der Einleitung, in der ich die Geschichte dieser Arbeit erzählen werde, als der geeigneteren Stelle gebührend Erwähnung gethan werden.

Unter denen sodann, die Max Stirner noch persönlich kannten und die mir mit ihren Erinnerungen an ihn als den wertvollsten Gaben geholfen haben, nenne ich die zuerst, die sich seither dem trüben Zug des Todes angereiht haben, die mein Dank nicht mehr erreicht. Es sind dies: der 1895 zu Berlin verstorbene Schriftsteller und Stadtrat Adolf Streckfuss, den ich vor seinem Tode noch besuchte; und der Chefredakteur der Illinois Staats-Zeitung, Hermann Raster in Chicago, der mir als einer der ersten ausführliche briefliche Mitteilungen über Stirner machte.

Von den jetzt noch Lebenden, die Stirner noch persönlich gekannt haben, habe ich, soweit es in meiner Macht stand, fast jeden Einzelnen aufgesucht, und ich kann nicht sagen, mit welcher Freundlichkeit ich überall empfangen bin und in wie liebenswürdiger Weise meinem Zwecke entsprochen wurde. So habe ich im Laufe der Jahre, immer nach voraufgegangener, oft eingehender Korrespondenz, gesprochen und persönliche Erinnerungen erhalten von: Herrn Amtsgerichtsrat a. D. Alexander Kapp, jetzt in Berlin, früher in Hamm in Westfalen, der Stirner als junger Student besuchte und ihn heute wie damals bewundert; Herrn Guido Weiss, dem früheren Herausgeber der „Wage“ in Frankfurt a. M., der noch vor einem Jahre in der „Vossischen Zeitung“ seine wertvollen Erinnerungen an die „Freien“ in mehreren hochinteressanten, wenn auch leider in Bezug auf die Person Stirners von Irrtümern nicht ganz freien Artikeln niedergelegt hat; Fräulein Pauline

Julius in Steglitz bei Berlin, einer Schwester von Gustav Julius und einer früheren Schülerin Stirners, die mich auch in den Besitz seiner Handschrift setzte; Herrn Geh. Hofrat Rudolf von Gottschall in Leipzig, der mir das, was er kürzlich in seinen „Jugenderinnerungen“ mitgeteilt hat, schon früher zur Verfügung gestellt, so dass es bereits verwertet war, als sie erschienen; Herrn Gustav von Szczepański in Weimar, der zwar als Mitglied der Dichtergesellschaft des „Tunnel“ dem Hippel'schen Kreise ferner stand, mir aber ausserordentlich nützliche Angaben über ihn gemacht hat; Herrn Prof. Dr. Gustav Siegmund in Berlin, dem Schwager Herweghs; Herrn Dr. Albert Fränkel in Leipzig, der mich mit seinem lebhaften Gedächtnisse und seinem Interesse auf das Wirksamste unterstützte; Herrn Prof. Dr. Immanuel Schmidt in Gross-Lichterfelde bei Berlin, der mir gleich wertvolle Mitteilungen über Stirner, wie über Marie Dähnhardt machte; Herrn Antiquar Emmanuel Mai in Berlin, dem gründlichen Kenner der vormärzlichen Tage; und endlich von Herrn Enno Sander aus St. Louis, Mo., dem ehemaligen Kriegsminister der badischen Republik, den ich noch diesen Frühling in Dessau sprach. Sie alle, wie gesagt, haben Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen, die einen seltener, die anderen öfter, und alle erinnern sich noch seiner.

Nur schriftliche, persönlich nicht erlangbare Erinnerungen an Stirner und seine Zeit verdanke ich direkten Mitteilungen von: Herrn Henry Ulke in Washington, Dac., der mit Recht von sich sagen darf, dass er „nie die Achtung vor den Idealen seiner Jugend verloren“, und den ich leider bei einem Besuche in seiner neuen Heimat nicht antraf; Herrn Medizinalrat Dr. Ludwig Ruge, der meine Fragen bezüglich seines Aufsatzes in der „National-Zeitung“ über die „Freien“ bereitwilligst ergänzte; und Herrn Ministerialrat Dr. Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M., der ebenfalls meinen Fragen die gütigste Beachtung schenkte.

Die Zahl derer, an die ich mich im Laufe der Jahre in der Hoffnung wandte, sie könnten mit dem Gesuchten in der einen oder anderen Beziehung gestanden haben, ohne dass diese Hoffnung sich als begründet erwies, ist zu gross — es mögen fünfzig und mehr gewesen sein und sie umfassten so ziemlich alle, die in Betracht kommen konnten

— als dass ich daran denken könnte, ihre Namen hier zu nennen: manche unter ihnen haben Stirner wohl noch gesehen, aber ihre Erinnerungen sind zu verblasst, als dass sie mir mit ihnen hätten helfen können; dagegen hat mehr als einer mich mit wertvollem Rat und Hinweis unterstützt, und ich möchte wenigstens Herrn Dr. hon. c. Theodor Fontane und Herrn Prof. Ludwig Pietsch in Berlin sagen, dass ich ihre mir bewiesene Freundlichkeit nicht vergessen habe. Die anmutigen Schilderungen des ersteren aus seiner litterarischen Jugendzeit, mit Bezug auf den Hippel'schen Kreis nicht immer ganz genau, da sie sich allzusicher auf die Angaben H. Beta's stützen, wie des letzteren, des Schriftsteller gewordenen Malers Aufzeichnungen, bilden schätzbarste Beiträge zur Zeitgeschichte, wie wir sie leider nur zu wenige besitzen. — Dankbar will ich auch des jetzigen Inhabers des Verlages Otto Wigand in Leipzig gedenken; was er thun konnte, um mir zu helfen, hat er gewiss gethan. Da aber Otto Wigand selbst vor seinem 1875 erfolgten Tode aus Gründen der Zweckmässigkeit alle den vierziger Jahren entstammenden Papiere vernichten liess, so ist mit ihnen bis auf die letzte Spur verloren gegangen, was auf Stirner hätte Bezug haben können und alle Bemühungen verliefen resultatlos. — Dass das Geburtshaus Stirners in Bayreuth wiedergefunden werden konnte, verdanke ich der grossen Liebenswürdigkeit des Herrn Rechtsanwalt Schindler daselbst; die Erlaubnis zur Vervielfältigung des Briefes Stirners im Anhang der Freundlichkeit seines glücklichen Besitzers, Herrn Günther Koch in Frankfurt a. M.

Ganz unmöglich ist es mir endlich, der mannigfaltigen anderen Hilfe hier zu gedenken, auf die ich in so ausgedehntem Masse angewiesen war: genug, wenn ich sage, dass mir die „Mühe des Suchens“ fast überall durch freundliches Entgegenkommen erleichtert und mir von den kirchlichen und Magistrats-Behörden der verschiedenen Städte bis zum Königl. Polizei-Präsidium in Berlin kaum je eine erbetene Auskunft verweigert wurde, wenn sie überhaupt erreichbar war.

Nicht genannt zu werden wünschen zwei alte Bekannte Marie Dähnhardt's in London, von denen sich der eine — leider fast völlig vergeblich — bei ihr in meinem Interesse

verwandte, die mir aber beide ihre Erinnerungen an sie bereitwillig erschlossen haben. Zusammengehalten mit dem, was mir Herr Daniel Collin, der frühere Inhaber der Guttentag'schen Buchhandlung in Berlin, über sie erzählt, sowie den Mitteilungen, die mir schon früher, so von Fräulein Malwida von Meysenbug, der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, 1891 in Rom; von der Witwe Karl Heinzen's 1893 in Boston und von Herrn Friedrich Beust in Zürich über seinen verstorbenen Freund Techow gemacht waren, haben sie mir ermöglicht, die Spuren ihres Lebens so weit zu verfolgen, wie es geschehen.

Zur Verfügung gestanden haben mir ferner: ein sehr bedeutungsvoller, aber mit grosser Vorsicht auf die Thatsachen aufzunehmender Brief Edgar Bauers aus dem Jahre 1882; ein weiterer aus der Feder des nun ebenfalls dahingeschiedenen Friedrich Engels in London; persönliche Mitteilungen über Stirner von dem Dichter des „hohen Liedes“, Titus Ullrich; ebensolche von dem bejahrten Schriftsteller Dr. Julius Löwenberg und von dem Vorsitzenden der Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds, Dr. Otto Michaelis, die gleichfalls sämtlich nicht mehr am Leben sind.

Unversucht, das darf ich sagen, ist wohl nichts geblieben. Aber auch unter unglücklichen, wenn auch unverschuldeten Zufälligkeiten hatte meine Arbeit zu leiden. So war, um nur einen Fall zu erzählen, die alte Frau, bei der Stirner die letzten Jahre seines Lebens gewohnt hatte, eine Mme. Weiss, kurze Zeit vor der Auffindung des Hauses in der Philippstrasse noch am Leben; und in Zürich habe ich lange Zeit fast neben einem alten Veteranen der vierziger Jahre, dem Dr. Karl Nauwerck, der Stirner zweifellos noch gekannt hatte, gewohnt, um es erst zu erfahren, als er starb.

Eine grosse Hoffnung ferner, die ich auf die aus den Vereinigten Staaten an mich gelangende Mitteilung von dem Vorhandensein wichtiger Papiere — von und über Stirner, setzte, erwies sich als trügerisch und ich kann die Art und Weise, in der — aus welchem Grunde? — bestimmteste Hoffnungen erregt wurden, ohne sie zu erfüllen, nicht anders als unverantwortlich bezeichnen.

Die klaffenden Lücken in meinem Buche, seine Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit kann keiner schärfer sehen,

keiner schmerzlicher empfinden als ich. Alles, was ich erhoffe, ist, dass dieser Versuch — mehr kann und will meine Arbeit nicht sein — als solcher betrachtet wird, wert des Weiterbaues, und dass sich in dem aufgeschlagenen Gerüst mit jedem hilfreich herbeigetragenen Stein das Wieder-Gebilde dieses Lebens von jetzt an höher und höher erhebt . . .

Und darum ergeht heute, wie vor acht Jahren, nur dringender noch und eindringlicher, diesmal an alle Leser dieses Buches, meine Bitte, mir auch fernerhin förderlich zu sein: auf Grund des Vorliegenden mir mit Rat und That weiter zu helfen. Jede neue Mitteilung, jede Erweiterung oder Berichtigung einer alten, jeder Wink und Hinweis in irgend einer Richtung, kurz: alles an mich Gelangende wird mit Freude begrüsst, mit Dankbarkeit aufgenommen, und nach Kräften gewissenhaft verwertet werden und ich bitte, der Vermutung nicht weniger als dem Wunsche Äusserung zu geben und vor allem nie eine Kundgebung ihrer scheinbaren Geringfügigkeit wegen zu unterlassen.

Fast allen, die mir bisher geholfen, erschien das, was sie mir gaben, relativ unwichtig. Mir aber war alles wertvoll und so ist dies Buch entstanden.

Unter der Adresse: Saarbrücken, Rheinprovinz, Pestelstrasse 4, wird mich, wo ich auch sein mag, jede postalische Sendung — sicher bis zu der Zeit einer neuen Auflage — erreichen.

Im Herbst 1897.

John Henry Mackay.

Statt des Lehrers stellt sich somit die Wissenschaft selbst in ihrer reinen Gestalt dem Ich als Aufgabe dar und ihr Gebiet ist die Freiheit.

Aus Stirners Examensarbeit
„Über Schulgesetze“
1834.

Einleitung.

Einleitung.

Die Geschichte meiner Arbeit.
1888—1897.

Wiederentdeckung Stirners. — Aufruf. — Erste Enttäuschung. — Dreifache Schwierigkeiten der Arbeit. — Haus und Grab in Berlin. — Langsamer Fortgang und Stirners Wiedergeburt. — Marie Dähnhardt in London. — Das Leben Max Stirners. — Die Methode meiner Arbeit. — Wir und er. — Schlusswort.

Die Geschichte des Lebens Max Stirners kann ohne Kenntnis ihrer Entstehung unmöglich richtig verstanden werden; die Geschichte meiner Arbeit zu erzählen, bin ich daher dem Leser nicht minder als mir selbst schuldig.

Es war im Jahre 1888, als ich, im Britischen Museum in London in das Studium der sozialen Bewegung unseres Jahrhunderts vergraben — (ich weiss es heute noch —: es war in Lange's Geschichte des Materialismus) — zum ersten Male den Namen Stirner und den Titel seines Werkes las. Niemals vorher war er mir genannt worden; nie hatte ich bis dahin von einem Werke dieser Art vernommen. Obwohl die Notiz über ihn wenig besagte, schrieb ich mir doch den eigentümlichen Titel des Buches auf; ich wollte es mir gelegentlich verschaffen.

Das geschah aber erst ein gutes Jahr später. Ich war nie wieder auf den Namen seines Verfassers gestossen. Jetzt las ich es.

Von dem ungeheuren, unvergleichbaren Eindruck, den das Werk bei jeder neuen Annäherung damals wie seitdem auf mich gemacht hat, habe ich hier nicht zu sprechen. Genug dass, als ich den Lexiken die ersten spärlichen und offenbar ungenauen Angaben über das Leben des Verfassers entnahm und auch sonst nie und nirgends authentische und ausführlichere Nachrichten, sondern nur hier und da kurze und flüchtige Erwähnungen über ihn fand, der Entschluss

in mir fest stand, einen Teil meiner eigenen Lebensarbeit an die Erforschung dieses offenbar gänzlich verschollenen Daseins zu setzen.

* * *

Ich erliess zunächst im Frühjahr 1889, und sodann im Herbst in umfassenderer Weise, meinen ersten Aufruf, den eine grosse Anzahl von Zeitungen aller Art überallhin bereitwilligst verbreiteten. In diesem Aufruf richtete ich an Alle, die sich des Aufsehens, das „Der Einzige und sein Eigenthum“ seinerzeit hervorgerufen, noch erinnern und mit Max Stirner in nähere oder entferntere Berührung gekommen sein sollten, die Bitte, mir aus ihren Erinnerungen mitzuteilen, was sie noch über den vergessenen Denker und seine Persönlichkeit wüssten. Vor allem bat ich die Besitzer von Handschriften, Briefen und Bildern, mir solche für eine kurze Zeit zur Verfügung zu stellen.

* * *

Sehr bald sollte ich mich überzeugen, dass die unternommene Arbeit sich in Wirklichkeit noch weit schwieriger gestaltete, als ich es bereits ahnte. Schon nach dem Einlaufen der ersten, spärlichen Antworten war mir klar, dass einzig und allein das sorgfältige Verfolgen jeder sich ergebenden Spur nach allen Richtungen hin das Dickicht, in dem dieses Leben versteckt lag, überhaupt zugänglich zu machen im Stande sei.

Nicht nur eine tiefe Entmutigung, sondern auch eine grosse Enttäuschung ergriff mich, als ich, immer weiter und weiter vordringend, mehr und mehr mich überzeugen musste, wie einfach und ereignislos dieses Leben sich abgespielt hatte. Ich hatte etwas Ausserordentliches in ihm erwartet und fand es nicht! . . . Musste ein so grosses Leben nicht auch reich an äusseren, grossen Erlebnissen gewesen sein? — Noch verstand ich es nicht.

Aber als ich mit jedem Jahr tiefer und tiefer in die Lehre des Werkes und damit in die Erkenntnis des Lebens

der Menschen drang, da erfasste mich die Beschämung über die eigene Thorheit und ich erkannte, dass dieses Leben nicht anders hätte sein können, als es gewesen war, und ich suchte nicht mehr nach neuen und überraschenden Bethätigungen in ihm, sondern seine Lücken in stiller Arbeit zu füllen.

Heute weiss ich, dass Stirners Leben, weit entfernt im Gegensatz zu seiner grossen That zu stehen, vielmehr der klare und schlichte Ausdruck ihrer letzten Lehre war, mit Notwendigkeit sich aus ihr ergebend und ohne jeden äusseren, noch inneren Widerspruch . . . Ein Egoist, der wusste, dass er es war!

* * *

Drei Ursachen haben vor Allem dazu beigetragen, die Persönlichkeit Stirners den Augen der Mit- und Nachwelt so völlig zu entziehen:

Die erste beruht in der grossen Zurückgezogenheit und Stille, in der er — mit Ausnahme weniger Jahre — die Zeit seines Lebens verbrachte.

Die zweite ist in dem enormen Umschlag zu suchen, den das Jahr 1848 in dem öffentlichen Leben Deutschlands bezeichnet, und dessen Eintreten eine nicht minder grosse Veränderung in dem Leben sämtlicher, damals die Spitze des Radikalismus bildenden Persönlichkeiten bedeutet.

Der dritte Grund liegt in dem eigentümlich verschlossenen Charakter Stirners, der einesteils keine eigenen Mitteilungen über sein Leben zeitigte, andernteils keine jener intimen Freundschaften, aus denen etwa zur Zeit seines kurzen Ruhmes persönliche Aufzeichnungen an ihn so leicht hätten hervorgehen können.

Zusammen mit anderen Zufälligkeiten, die ich teils im Vorwort streifte, teils noch erzählen werde, haben diese Ursachen meine Arbeit zu einer aussergewöhnlich mühevollen gemacht, und ich darf wohl sagen, dass jede einzelne Thatsache des biographischen Materials — Stück um Stück — aus dem Schutte der Jahre wieder hervorgegraben werden musste.

Jedenfalls war es die höchste Zeit: noch zwanzig Jahre und auch die letzten persönlichen Erinnerungen an Max Stirner und seine Zeit wären unrettbar verloren gewesen.

* * *

Wenn auch andere, eigene Arbeiten meine Forschungen oft unterbrachen, ich verlor mein Ziel doch nie aus den Augen, und langsam, ganz langsam fügte sich ein Fund an den andern, um einen weiteren Stein abzugeben für den ersehnten Wiederbau.

Das Grab, der Erde gleich, wurde wieder gefunden, ebenso das Haus, in dem Stirner die letzten Jahre seines Lebens gewohnt; ersteres, von völliger Vernichtung bedroht, wurde auf weitere dreissig Jahre erworben. Und so fand sich eines nach dem andern.

Anfang 1892 ging ich nach langjähriger Abwesenheit wieder nach Berlin, von dem Wunsche getrieben, an Ort und Stelle selbst weitere Nachforschungen zu betreiben und sie womöglich zum baldigen Abschluss zu bringen. Ich erliess die Bekanntmachung, dass ich gesonnen sei, an dem Hause, in dem Stirner zuletzt gelebt und in dem er gestorben war, eine Gedenktafel und auf seinem Grabe eine Grabplatte anzubringen, „damit nicht auch diese äusseren Spuren seines grossen Lebens von der Zeit gänzlich verwischt würden.“ Der Vorschlag fand die denkbar gleichgültigste Aufnahme. Mag es mir an dieser Stelle auf manche irrtümliche Auffassung meines Vorhabens hin erlaubt sein zu bemerken, dass nicht sentimentale Pietät, sondern die Erwägung, auch auf solche Weise für das Andenken des Vergessenen propagandistisch-nützlich wirken zu können, mich zu meinem Entschluss veranlasste.

Es war kein anderer, als Hans von Bülow, der meinen Plan mit seinem schon so oft bewiesenen leidenschaftlichen Interesse an allem, was verkannt war, unterstützte: er hatte Stirner noch persönlich gekannt, war von jeher ein begeisterter Bewunderer seines Werkes gewesen und that

nun alles, was er vermochte, um der Idee zur Wirklichkeit zu verhelfen. Unser Verkehr in jenen mir unvergesslichen Tagen gab denn auch Veranlassung zu der Erwähnung Stirners in seiner merkwürdigen Rede, in der er Ende März in der Philharmonie Beethovens Eroica an den Fürsten Bismarck umwidmete.

Am 14. Mai fand an dem Hause NW., Philippstrasse 19 die Errichtung der Gedenktafel statt, die in vergoldeten Lettern die Inschrift trägt:

In
diesem Hause
lebte seine letzten Tage
Max Stirner
(Dr. Caspar Schmidt, 1806—1856),
der Schöpfer des unsterblichen Werkes:
„Der Einzige und sein Eigenthum“.
1845.

Die Aufstellung der Gruftplatte war mit grösseren Schwierigkeiten verknüpft. Die Grösse der einzigen für die Erwerbung in Frage kommenden Granitplatte — ein eines kleinen, kaum sichtbaren Fehlers wegen sehr billiger Gelegenheitskauf — überstieg nämlich um etwas die vorgeschriebenen Maasse, so dass die Platte, nachdem ein Gesuch um Erlaubnis zur Aufstellung von dem Gemeinde-Kirchenrat abschlägig beschieden worden war, auf 1,75 × 0,95 Meter verkleinert werden musste. Das alles erforderte fast zwei Monate, und erst am 7. Juli konnte die Aufstellung endlich erfolgen. Die Platte trägt als einzige Aufschrift den Namen „Max Stirner“ in grossen, goldenen Lettern.

Wer das Grab heute aufsuchen will, findet es am besten, wenn er, nachdem er den Sophienkirchhof von der Bergstrasse 32 aus betreten, die alte Abteilung, sich immer links an der Wand haltend, durchschreitet, worauf er nach Erreichung der neuen leicht rechts auf die — bald von neuen Gräbern umgebene — mächtige Granitplatte stossen wird.

Beide Arbeiten wurden durch liebenswürdige Vermittelung in der Werkstatt des Herrn Hofsteinmetzmeisters

Schilling in Berlin ausgeführt, der mir auch bei der Herabsetzung der Kosten in dankenswerter Weise entgegenkam.

Die Ausgaben für Tafel und Platte wurde mit 469 Mark bestritten; das Ergebnis der Sammlung, zum grössten Teil durch Bülows Eintreten erzielt, hatte 438 Mark betragen.

Über alles erstattete ich jedem Beteiligten den ausführlichsten Bericht. — Einmal und nie wieder! — sagte ich mir dann.

* * *

Unterdessen hatte Stirner eine Art Wiedergeburt erlebt. Diese äusseren Arbeiten, die seinen Namen oft in die Presse brachten, die Widmung meiner Gedichte „Sturm“ und der Hinweis auf ihn in der Einleitung der „Anarchisten“, vor allem auch der grosse Einfluss, den Friedrich Nietzsche täglich mehr besonders auf die junge Generation ausübte, hatten die Aufmerksamkeit seinem Buche zugelenkt, das wieder viel gelesen, häufig erwähnt und nun auch durch eine billige Ausgabe in der Reclamschen Universal-Bibliothek den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Trotzdem konnte ich mich noch nicht entschliessen, mit meiner Arbeit an die Öffentlichkeit zu treten. Immer schien es mir, als müsste ein Zufall noch die eine und andere Lücke in dem gesuchten Leben ausmerzen — eine Hoffnung, die sich wenigstens in einem Falle auch erfüllte —, und so setzte ich allen Aufforderungen und Anerbietungen, die nach meiner Arbeit zielten, die entschiedenste Absage entgegen. Die Berechtigung dieser Zurückhaltung wird mir nun, wie ich hoffe, wohl zugestandeu werden.

Dennoch nahte meine Arbeit, langsam aber sicher, ihrem endlichen Abschluss.

* * *

Da — ich dachte im Ernst daran, nun die Sammlung des Materials zu schliessen und mit seiner Ausarbeitung zu beginnen, da, im letzten Augenblick, schien es, als sollte der

so lange vergeblich ersehnte Zufall überraschende Wirklichkeit werden, als sollte sich eine Quelle erschliessen, so reich, um in einem Augenblick die Mühe von Jahren vergessen zu machen . . .

Eine Nachricht erreichte mich zu Anfang dieses Jahres, die mich auf das tiefste erregte: Marie Dähnhardt, die seit Jahrzehnten Verschollene, die längst Totgeglaubte, war noch am Leben! — Mir war wie dem Goldgräber, der so lange nur Körner gefunden und nun plötzlich vor der reichsten Ader steht!

Unverzüglich eilte ich nach London, wo sie noch leben sollte.

Damit indessen der Leser das Folgende versteht, muss ich ihn bitten, sich hier zunächst mit Marie Dähnhardt und ihrem Lebensgange nach der Trennung von Stirner bekannt zu machen, wie er im letzten Kapitel dieses Buches geschildert ist, vor allem auch mit der gänzlichen Umwandlung ihrer Anschauungen, die allein das Folgende, wenn nicht begreiflich, so doch erklärlich machen können.

Dass ich nicht mit offenen Armen aufgenommen werden, vielleicht sogar auf ernste Schwierigkeiten stossen würde, wusste ich; dass ich fast resultatlos wieder nach Berlin zurückkehren sollte, das hätte ich nie erwartet.

Aber das Unerwartete geschah: Marie Dähnhardt, von meinem Wunsche, sie zu sprechen, in Kenntnis gesetzt und ausführlich unterrichtet über den Grund und die Berechtigung desselben, die ich mir erworben zu haben glaubte, lehnte es erregt ab, mich überhaupt zu sehen und zu sprechen.

Wie sie dazu käme, fragte sie durch ihren Vermittler, „zur Zeugin für das Leben eines Mannes aufgerufen zu werden, den sie je weder geliebt noch geachtet habe?“ —

Auf das höchste überrascht und verletzt, wurde mir diese Bitterkeit erst einigermassen verständlich, als ich von der durchgreifenden Umwandlung Kenntnis erhielt, die in ihren Anschauungen seit Jahren eingetreten war, von dem Leben, das sie seit ihrer Trennung von ihrem Manne geführt hatte und noch führte.

Dennoch wollte ich meine Sache noch nicht ganz verloren geben.

Ich wandte mich nochmals in einem Briefe an sie: ich stellte ihr die jahrelange und verhältnissmässig so wenig ergebnisreiche Mühe meiner Arbeit dar; ich versicherte ihr, wie fern es mir bei aller Bewunderung und Liebe für Stirner läge, ein irgendwie schöngefärbtes Bild seiner Persönlichkeit zu geben, sondern dass es mir einzig und allein darauf ankäme, die Wahrheit über sein Leben zu finden; ich legte ihr nahe, zu erwägen, wie viel sie nützen könne, ohne irgend einem Menschen zu schaden; ich wiederholte mein Ersuchen sie sehen und sprechen zu dürfen nicht einmal, ich bat sie nur, mir wenigstens auf einige schriftlich gestellte Fragen (die ich beilegte) Antwort zu geben . . .

Nach dem, was ich unterdessen in Erfahrung gebracht, war ich sogar auf die Ablehnung auch dieser letzten Bitte gefasst.

Aber Frau Schmidt hat meine Fragen — zum Teil — beantwortet. Obwohl sie mir in ihnen weder neue Thatsachen, noch auch Quellen irgend einer Art erschloss, — das Meiste war von ihr „forgotten", — so waren ihre Antworten für mich doch von grossem Werte und sie sind in meinem Buche, wie jede andere Mitteilung, nur mit womöglich noch grösserer Gewissenhaftigkeit verwertet worden — so weit es dort möglich war.

Denn was sollte ich thun? — Sollte ich das neue Bild, wie es so plötzlich vor mir auftauchte, an die Stelle des alten setzen, wie es sich von selbst, Zug für Zug, ohne Widerspruch aus den Zeugnissen so vieler anderer entwickelt hatte? — Oder sollte ich dieses bestehen lassen, wie es war? — Ich entschied mich für das letztere, aber zugleich dafür, keinen einzigen von Marie Dähnhardts Vorwürfen, keine ihrer herben Anklagen zu unterdrücken. So ist es geschehen.

Nur zwei ihrer Antworten seien an dieser Stelle erwähnt. In der einen sagt sie, dass Stirner zu selbstisch gewesen sei, um wahre Freunde zu haben; es

ist nicht nötig, auf diesen Punkt näher einzugehen, als es späterhin geschehen ist. In der zweiten findet sie auf die Frage nach Stirners Charakter nur den einen Ausdruck: er war „very sly“. Ich überlasse es dem Leser, ihn selbst zu übersetzen.

Die herbe Bitterkeit dieser und der anderen Antworten, die übrigens nur zum Teil und dann meist sehr unvollständig gegeben waren, ist durch kein gutes Wort gemildert.

An den Schluss des Bogens schrieb Frau Schmidt die Zeilen, die ich im Anhang in ihrer eigenen Handschrift wiedergebe. Nach dieser Erklärung verbot sich jeder weitere Versuch einer Annäherung, auch wenn er überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, von selbst.

Ich bestreite ihr nicht das Recht ihrer Handlungsweise.

Wenn sie aber sagt, sie habe Stirner „je weder geachtet, noch geliebt“, so wird gewiss ebenso die Frage berechtigt erscheinen, aus welchem Grunde sie ihn denn geheiratet hat, wozu sie doch gewiss kein Mensch gezwungen, oder auch nur überredet hat? —

Nichts wäre erwünschter, als dass das Erscheinen meiner Biographie sie von ihrem Entschlusse des Schweigens abbrächte und sie veranlasste, sich, ehe es zu spät ist, nochmals und eingehender über ihr Verhältnis zu dem Toten zu äussern. Leider ist hierzu wenig, fast keine Hoffnung vorhanden.

Eines steht über allem Zweifel: sie hat ihren Mann nie verstanden. Ob sie das Werk, das er ihr gewidmet, jemals wirklich recht gelesen hat? — Man möchte es bezweifeln, wenn man sieht, wie keine Erinnerung an seine grossen Wahrheiten sie davon zurückhalten konnte, in die Nacht zurückzusinken, aus der sie sich in ihrer Jugend zu retten suchte. Hätte nicht jene eine schon sie zur Besinnung bringen müssen? —: „Nenne die Menschen nicht Sünder, so sind sie's nicht: Du allein bist der Schöpfer der Sünder: Du, der Du die Menschen zu lieben wähnst, Du gerade wirfst sie in den Koth der Sünde . . . . Ich aber sage dir, Du hast niemals einen Sünder gesehen, Du hast ihn nur — geträumt.“

Ihr Ohr hat die Worte wohl vernommen, ihr Herz hat vielleicht einmal bei ihnen etwas schneller geschlagen, aber

ihr Verstand hat sie nie begriffen und nie sind sie Fleisch und Blut geworden in ihrem Handeln. Darum konnte sie sie vergessen bis auf den letzten Hauch.

Und er? — Wie konnte er sich so über die Grenzen ihrer Intelligenz, die Stärke ihrer Fähigkeiten täuschen, dass er ihren kleinen Namen neben den seinen vor die Blicke der Jahrhunderte stellte? — War es eine Laune? — ein Spiel? — der Einfall einer Stunde? — Oder glaubte er wirklich damals noch, sie sei stark genug, um ihm zu folgen durch die kalten und starren Regionen zur höchsten Höhe? —

Ich weiss es nicht. Aber keine künftige Ausgabe seines Werkes sollte neben dem seinen den Namen Marie Dähnhardt mehr tragen.

* * *

Es ist gewiss ein Unterfangen gewesen, das Leben eines Mannes schildern zu wollen, das so in die Schatten der Vergessenheit gehüllt war, und manche werden es noch so nennen. Aber wenn der Mut einer Entschuldigung bedarf, so giebt sie ihm in diesem Falle die Liebe zur Sache. Ohne diese Liebe allerdings würde der Mut nur Vermessenheit gewesen sein; ohne diese Liebe würde aber auch nie erreicht worden sein, was heute vor uns liegt. Und darum hätte diese Arbeit auch kein anderer thun können.

Das Leben Max Stirners gliedert sich von selbst in drei Perioden, trivial gesprochen in: Aufstieg, Höhe, Niedergang. Die erste umfasst seine Jugend und sein Leben bis zur Beendigung seiner Lehrthätigkeit (1806—1845); die zweite die Jahre, die in dem Erscheinen seines Werkes gipfeln (1845—1846); die dritte die Zeit der Vergessenheit und Verlassenheit bis zu seinem Tode (1846—1856.)

Ich habe indessen meinem Buche in Bezug auf die beiden ersten Teile eine breitere übersichtlichere Einteilung geben müssen.

Ich teilte die erste Periode und liess auf die Schilderung der ersten Jugend die der Lern- und Lehrthätigkeit folgen, wobei ich, um in dem ersten Kapitel in Bay-

reuth zu bleiben, die Gymnasialzeit noch mit in dieses hineinnahm. Da dieses erste Kapitel sich auf die äusseren Daten stützt und diese fast vollzählig wiedergefunden sind, so glaube ich nicht, dass es noch in irgendwie wichtiger Weise in Zukunft vervollständigt werden wird. — Kaum anders ist es mit dem zweiten. War es möglich, die Zeit des Universitätsstudiums, die des Examens und der ersten provisorischen Anstellung, sowie die Daten der ersten Ehe und der Thätigkeit als Mädchenlehrer auf das Genaueste festzustellen, so finden sich in diesem Lebensabschnitt doch zwei dunkle Punkte, von denen besonders der zweite beunruhigt. Der erste liegt in den Jahren 1830—1832, in denen Stirner immer wieder am Abschluss seiner akademischen Studien gehindert wird. Aber welcher Art sind die Familienverhältnisse, die ihn hemmen? — Wohl wissen wir, dass von diesen Jahren eines auf Kulm, das andere auf Königsberg fällt. Aber welches hierhin, welches dorthin? — Die zweite Lücke klafft in den Jahren 1837—1839. Stirners Gesuch um Anstellung nach bestandenem Examen und abgelegter Probezeit ist abschlägig beschieden. Wir wissen, wann er sich verheiratete. Aber wenn wir nicht annehmen wollen, dass er in diesen Jahren privatisierte, sind wir über seine Thätigkeit in dieser kurzen Zeit in Unkenntnis. Auch von seinen Familienverhältnissen wissen wir noch immer nicht mehr, als vorher. Im Gegenteil: die Gestalt der Mutter tritt noch unklarer in diese Jahre hinein, als vorher. Wo lebte sie? — wann starb sie? — Nichts wäre wünschenswerter, als dass es gelänge, und sei es auch nur einen lebenden Zeugen dieser Zeit noch zu finden. Aber die Hoffnung auf einen solchen Zufall ist fast eitel.

Ein völlig anderes Bild bilden die beiden Jahre der zweiten Periode. Der Mensch selbst, den wir suchen, gewinnt Leben und Gestalt. Wir wissen, wie er lebt und sehen ihn unter Anderen. Mit Recht und aus mehr als einem Grunde interessieren uns diese „Anderen“; und da sie einen grossen, geschlossenen Kreis um ihn herum bilden, so ist ihnen ein besonderes Kapitel gewidmet: den „Freien“ bei Hippel. Wären doch ohne sie auch die letzten persön-

lichen Erinnerungen an Stirners Person verloren gewesen! — Umsomehr durfte ich auf eine Darstellung der Geschichte jener Zeit verzichten: Stirner hat, obwohl er ihr Kind war, an ihrem öffentlichen Leben nicht teilgenommen und nie in ihren Verlauf thätig eingegriffen.

Durch die „Freien“ sind wir ihm endlich nahe gekommen und dürfen sagen, wer er war: Max Stirner. Er steht vor uns: noch immer in der ihm eigenen Zurückhaltung, aber doch greifbar; und neben ihm sie, sein Liebchen Marie Dähnhardt.

Und von ihm zu seinem Werke ist es kein Schritt mehr. Es ist der Versuch gemacht, zu verstehen, worin seine Kraft und seine Bedeutung, seine Unsterblichkeit liegt — mehr als Alles nur ein Versuch, der über bestimmte Grenzen nicht hinausgehen durfte.

Die dritte Periode und das letzte Kapitel des Buches fallen zusammen. Es ist das letzte Jahrzehnt dieses Lebens, das merkwürdigste und — undurchdringlichste. Die lebende Gestalt entschwindet uns. Es ist, als ob sich die Schatten des Abends bereits um sie breiten und nur undeutlich erkennen wir noch ihre Umrisse, obwohl wir genau wissen, wo sie geht. Stirners Familie ist ausgestorben, von seinen Freunden hat er sich selbst getrennt — wer wüsste noch Zeugniss zu geben über den von seiner eigenen Zeit bereits Vergessenen? —

Er ist gegangen und nichts hat er hinterlassen, als sein unsterbliches Werk. Wir haben kein Bild von ihm; es hat wohl nie ein solches existiert, denn selbst Marie Dähnhardt hat weder je eines gesehen noch besessen. Sein schriftlicher Nachlass ist verloren und vernichtet, soweit ich es weiss . . .

* * *

Noch ein Wort über die Methode meiner Arbeit.

Sie bestand zunächst in der Auffindung und Sammlung des Materials. Und zwar musste nicht nur den Spuren des Gesuchten, sowie jeder anderen, die auch nur den

Schimmer einer Hoffnung liess, dass sie auf einen Weg führen könne, nachgegangen werden bis in den letzten erreichbaren Winkel, sondern es musste auch die Litteratur jener Zeit auf's Geradewohl durchsucht werden, um auf Anhaltspunkte zu stossen. Dass dies letztere — bei ihrer verhältnissmässigen Erfolglosigkeit der ermüdendste Teil der Arbeit — nicht nach jeder Richtung hin geschehen konnte, ist selbstverständlich, und es ist darum nicht unwahrscheinlich, dass andere, die sich zu ähnlichem Zwecke ebenfalls durch diese Massen von Staub und Papier durchwinden müssen, hier und da noch auf den Namen „Stirner" stossen werden, wenn auch schwerlich mehr unter Arbeiten, die von ihm selbst herrühren. Gerade diesen sei nochmals die Bitte des Vorworts hier wiederholt.

Der zweite, angenehmere Teil der Arbeit war die Sichtung und Ausarbeitung des gewonnenen Materials. Das Falsche musste von dem Wahren, das Unwichtige von dem Wichtigen getrennt werden und vor allem eine Form gefunden werden, um das Buch wenigstens einigermassen lesbar zu machen, ohne der Wahrheit das Geringste zu vergeben.

Ich schwankte lange, ob ich den Ergebnissen meiner Forschung sogenannte „Quellenangaben" beifügen sollte. Ich habe es unterlassen. Denn erstens glaube ich nicht, dass die Gründlichkeit einer Arbeit durch solche ad oculos demonstriert werden muss, und zweitens hätten diese unzähligen, den Text unterbrechenden und seine Seiten ungebührlich belastenden Anmerkungen die Lesbarkeit des Buches einfach in Frage gestellt. Durch Seiten hätte nicht nur jeder Satz, sondern oft jedes Wort in einem Satze mit einer solchen „Anmerkung" belegt werden müssen und der Umfang des Buches hätte sich fast verdoppelt. Diese Anmerkungen aber in einem neuen „Anhang" zu geben, hätte mich zwingen heissen, den Text in unschöner Weise mit zahllosen Zahlen zu durchbrechen.

Trotzdem, denke ich, wird man mir „auf mein Wort hin" glauben und der Versicherung, dass alle Daten und Thatsachen so zuverlässig sind, als äusserste Sorgfalt sie

nur festzustellen vermochte. Der Phantasie ist nirgend, der Vermutung nur selten und vorsichtig Ausdruck gegeben, denn besser schien es mir, offene Lücken zu lassen, als sie künstlich zu füllen und so die Wahrheit des Bildes zu beeinträchtigen. Es waren überall nur Einzelheiten, die ich benutzen konnte; bei vielen musste die Quelle, woher sie kamen, geprüft werden. Wo ich einen Ausdruck direkt übernommen habe, derselbe mir aber so charakteristisch erschien, dass ich ihn als Eigentum seines Urhebers bezeichnen wollte, habe ich dies gethan, indem ich ihn in Anführungszeichen setzte. So kann ich denn für jede Thatsache den Beweis antreten und werde es thun, sowie in der Öffentlichkeit Zweifel von einer Seite her erhoben werden sollten, die mir dazu berechtigt erscheint. Auf alle anderen Angriffe indessen werde ich in gewohnter Weise schweigen.

Wem die vielen Einzelheiten, z. B. die Aufzählung der vielen Namen im dritten, der Wohnungen Stirners im sechsten Kapitel und andere überflüssig und lächerlich erscheinen, der möge sich erinnern, dass ich gerade von ihrer Bekanntmachung die Ausfüllung noch mancher leeren Stelle erhoffe und sie als ein zwar uninteressantes, aber vielleicht nützliches Mittel zum Zwecke mit voller Absichtlichkeit verwandt habe. Gerade solche Einzelheiten waren es, die mich in konsequenter Befolgung meiner vorgefassten Methode zu den Resultaten ermöglicht haben, die ich erzielte.

* * *

Weit den Rahmen dieses Buches würde es überschreiten und ganz ausserhalb meiner Absicht liegt es, den Einfluss der Weltanschauung Max Stirners bis in unsere Zeit zu verfolgen und sich mit seiner wiedererrungenen Stellung in ihr zu beschäftigen. Es sind Arbeiten, die ohne Zweifel eines Tages gethan werden müssen und geschehen werden, wenn auch nicht von mir.

Die erstere wird ausserordentlich schwierig sein. Mit voller Klarheit und Unverkennbarkeit wird der Einfluss Stir-

ners sich nur bei denen nachweisen lassen, die seine Lehre des Egoismus zu der ihren gemacht haben, und sie nach allen Richtungen hin erweitern, vor Allem, indem sie zeigen, in welchem schneidenden Zwiespalt diese Lehre der Selbstherrlichkeit des Individuums zu allen Staats-Theorien, einerlei, welche Form diese in der Neuzeit angenommen haben, stehen. Nicht, dass Stirner auch nur eine seiner Ideen nicht selbst bis zu ihrem Endpunkte geführt hätte. Aber er musste in seinen direkten Angriffen vorsichtig sein, wollte er sein Werk nicht selbst zerstören. Die es weiterführen, sind die individualistischen Anarchisten der Welt. Nicht in der Zahl, sondern der Bedeutung ihrer Anhänger liegt ihre Macht. Mit ihren Bestrebungen müsste sich also zunächst die ersterwähnte Arbeit näher und viel gründlicher beschäftigen, als man es bisher für nötig befunden hat.

Noch weniger konnte mir der Gedanke kommen, auf die Handvoll Artikel einzugehen, welche die letzten Jahre gezeitigt haben. Ihre Verfasser haben Stirner kaum mehr Verständniss entgegengebracht, als die Kritiker der vierziger Jahre. Eine Arbeit, die ernsthafter Erwähnung wert wäre, ist nicht unter ihnen. Am besten sind noch die Aufsätze, die sich auf die Wiedergabe der Stirnerschen Weltanschauung beschränken, ohne eigene Betrachtungen an sie zu knüpfen.

Sie alle gehen mehr oder weniger direkt von Friedrich Nietzsche aus. Keiner kann den trotzigen Mut dieses Denkers, seine stolze Verachtung aller hergebrachten Autorität, die zeitweilige Gewalt seiner Sprache mehr bewundern, als ich, aber diesen ewig-schwankenden, sich immer auf's Neue widersprechenden, von Wahrheit fast hilflos zu Irrthum taumelnden, verworrenen Geist vergleichen zu wollen mit dem tiefen, klaren, ruhigen und überlegenen Genie Stirners, das ist eine Absurdität, nicht wert ernstlicher Widerlegung. Sie ist möglich eben nur in einer Zeit wie der unseren, die in gieriger Hast nach Allem greift, was sich ihrer unklaren Zukunftssehnsucht bietet. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass die meisten Nietzsche-Schwärmer mit einer Art kühler und höchst

komischer Überlegenheit von Stirner sprechen: sie trauen sich nicht recht an diesen Riesen heran und fürchten sich heimlich vor seiner starren Logik. Bei Nietzsche brauchen sie weniger zu denken: sie lullen sich in seine Sprache ein, während der rechte Nietzsche ihnen meist fremd bleibt. Aber es lockt die Zwerge, mit blechernen Kronen zu spielen. Lassen wir sie weiter spielen. Das Fieber der Nietzsche-Krankheit ist bereits im Fallen. Eines Tages wird sich auch der „Übermensch“ an der Einzigkeit des Ich zerschmettert haben.—

Auch die alten Jünger und Freunde Feuerbachs — Rau, Bolin, Duboc — bemühen sich immer noch von Zeit zu Zeit, ihren geliebten Meister vor Stirner in Sicherheit zu bringen und die Blössen zu verdecken, die er sich selbst gegeben hat. Es ist ein nutzloses Bemühen. Der Feuerbachsche Mensch ist längst verschieden. —

Noch einige Bemerkungen, zu denen ich mich genötigt sehe.

Wenn der Philosoph Eduard von Hartmann neuerdings den Anspruch erhebt, der „Wiederentdecker“ Stirners gewesen zu sein, so genügt es vollkommen, auf das hinzuweisen, was er in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins“ und seiner „Philosophie des Unbewussten“ über ihn gesagt hat. Nicht das hat Stirner aus seiner Vergessenheit gezogen. Eine neuere, flüchtige Anerkennung Stirners durch Hartmann in einem Aufsatz der „Preussischen Jahrbücher“ vom Mai 1891 über Nietzsches „neue Moral“ stammt aus der Zeit, als mein Eintreten für Stirner bereits seine ersten Früchte getragen hatte. —

Eine Zurückweisung anderer Art gebührt der Verfasserin — sie heisst Leonie Meyerhof — eines 1895 in Dresden erschienenen Romans „Feuersäule“, die sich Leo Hildeck nennt und die dreiste Behauptung der Reklame unwidersprochen liess, dass in ihrem Buche in der Laufbahn des Helden das „Erdenwallen Stirners“ geschildert sei. Es sei ausdrücklich davor gewarnt, in der dort geschilderten Persönlichkeit auch nur einen einzigen Zug zu erblicken, der mit Recht auf Stirner gedeutet werden könnte.—

Nicht unerwähnt kann ich endlich die „kurze Einführung“ lassen, die ein Herr Paul Lauterbach der Reclamschen Ausgabe des „Einzigen und sein Eigenthum“ vorausgesandt hat. Die willkürliche Heranziehung aller möglichen „verwandten“ Denker und die kritiklosen Citate aus ihren Werken können nur mehr schaden, als nützen, und die so geschaffene Verwirrung bleibt um so bedauerlicher, als gerade diese Ausgabe wohl auf lange hinaus für weitere Kreise die zugänglichste bleiben wird. Der gespreizte und geistreichelnde Styl dieser Einleitung steht zudem in unangenehmstem Gegensatz zu der durchsichtig klaren, wie gemeisselten Sprache des Werkes selbst.

* * *

Der Schleier, der fast undurchdringlich über dem Leben Max Stirners lag, ist nicht gefallen und wir werden wohl auf immer darauf verzichten müssen, seine Gestalt von dem vollen Lichte des Tages übergossen — wie lebend — je vor uns stehen zu sehen.

Aber der Schleier ist doch wenigstens gelüftet und diese Gestalt uns nicht mehr so fremd, wie sie war; in gewissen Augenblicken sogar dürfen wir wähnen, ihr nah zu sein und Stirner sprechen zu hören, wie aus seinem Werke.

Sein Leben ist ein neuer Beweis dafür, dass nicht die lauten Lärmer des Tages, die Lieblinge der Menge, sondern die einsamen und rastlosen Forscher, die in stiller Arbeit dem Geschicke der Menschheit die Wege weisen, die in Wahrheit Unsterblichen sind.

Unter ihnen steht Max Stirner. Zu den Newtons und Darwins, nicht zu den Bismarcks hat er sich gesellt.

Max Stirner

Johann Caspar Schmidt

geb. 1806; gest. 1856.

An grossen wie an befreundeten Menschen kümmert uns Alles, selbst das Unbedeutendste, und wer uns Kunde von ihnen bringt, erfreut uns sicherlich. . . .

Max Stirner (1842).

Erstes Kapitel.

Erste Jugend.

Erste Jugend.

1806—1826.

Das Geburtshaus in Bayreuth. — Geburt und Taufe; Eltern und Vorfahren. — Tod des Vaters und Wiederheirat der Mutter; nach Kulm. — Rückkehr nach Bayreuth und Erziehung. — Überblick.

Wer heute in der Stadt Richard Wagners, — in Bayreuth, das doch noch so ganz die Stadt Jean Pauls geblieben ist — vom Bahnhof herkommend und an dem altberühmten Opernhaus des Markgrafen Friedrich vorüber zum alten Schlosse emporsteigend, den Marktplatz, die jetzige Maximiliansstrasse, betritt, dessen Blick weilt vielleicht, unter all' den anderen interessanten Gebäuden, einen Augenblick auf einem Hause zur linken Hand, das ein schöner, doppeleckiger Giebel schmückt.

Ausser diesem Giebel, der es vom Erdgeschoss bis zum Dache durchläuft, besitzt das braunangestrichene Haus allerdings nichts, das auf das Auge anziehend wirken könnte.

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend, schmal, zweistöckig, ist es ein derber, massiver Bau, mit engem Hof und schmalen Treppen, aber einem hellen, saalartigen Zimmer in jedem Stockwerk nach vorn hinaus. Ursprünglich zur Bäckerei bestimmt, wurde es über ein Jahrhundert lang von seinen Besitzern, lauter „Becken", als solche benutzt.

Es liegt an dem Eingang der Braut- oder Kirchgasse, deren andere Ecke das Rathhaus bildet, erstreckt sich tief in diese hinein und dient heute, wo es die No. 31 der Maximiliansstrasse trägt, einer gewöhnlichen Bierwirthschaft mit seinem Erdgeschoss. Aber die Fenster seines ersten Stockes sind mit freundlichen Blumenstöcken geziert. . . .

In diesem Hause, zu Anfang des Jahrhunderts die No. 67 unter den achthundert Häusern Baireuths und an

der damaligen „Hauptstrasse“ gelegen, wurde am 25. October des Jahres 1806, in der Frühe um sechs Uhr, Johann Caspar Schmidt geboren.

Die Taufe an dem Kinde wurde am 6. November nach evangelisch-lutherischem Ritus durch den Subdiakonus Bumann vollzogen; nach seinem Paten empfing es die Namen Johann Caspar.

Die Familie Schmidt stammte väterlicherseits aus Ansbach. Dort waren dem „Herrendiener“ Johann Georg Schmidt und seiner Frau Sophia Elisabetha, geb. Götz in den Jahren 1762—1769 fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter, geboren, unter denen der jüngste Sohn, Albert Christian Heinrich Schmidt, geboren am 14. Juni 1769, Johann Caspars Vater war.

Die Mutter, Sophia Eleonora, war eine Reinlein aus Erlangen, wo sie am 30. November 1778 dem ehemaligen Postboten Johann Reinlein von seiner Ehefrau Luise Margarete, geb. Kasperitz, geboren war.

Wann und wo die Trauung der Eltern stattgefunden hat, konnte nicht ermittelt werden; doch wird sie wohl in das Jahr 1805 gefallen sein. Johann Caspar war ihr erstes und blieb ihr einziges Kind.

Der Vater war seines Zeichens „blasender Instrumentenmacher“. Es waren Flöten, die er verfertigte; dass er daneben auch Portraitmaler gewesen sei, ist eine unverbürgte Nachricht.

Bereits ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes, am 19. April 1807, starb der Vater im Alter von 37 Jahren an der Schwindsucht und zwei Jahre später, am 13. April 1809, verheirathete sich „die Schmidtin“ zum zweiten Male und zwar mit dem damaligen Provisor an der Hof-Apotheke, dem fast fünfzigjährigen Heinrich Friedrich Ludwig Ballerstedt.

Ballerstedt stammte aus Helmstedt, wo er am 1. Juni 1761 als einziger Sohn des weil. Dr. med. Karl Friedrich Baller-

stedt und seiner Frau Anna Juliane Johanne, geb. Göking, geboren war. Seine beiden Eltern entstammten Pastorenfamilien.

Gleich nach ihrer Wiederverheirathung verliess die Mutter mit ihrem zweiten Gatten Baireuth und kam mit ihm „nach mancherlei wechselnden Schicksalen“ nach Kulm an der Weichsel in Westpreussen, wo sich Ballerstedt niederliess und eine Apotheke erwarb.

Dorthin wurde, so bald als möglich, nach einem Jahre, 1810, das in Baireuth zurückgelassene Kind nachgeholt, und hier in Kulm wuchs der kleine Johann Caspar auf und empfing seinen ersten Unterricht. Der Stiefvater war zugleich der Vormund des Kindes geworden.

Der zweiten Ehe der Mutter entstammte nur ein Töchterchen, das am 19. December 1809, wohl gleich nach der Ankunft in Kulm, geboren wurde und die Namen Johanna Friederica erhielt, aber, noch nicht drei Jahre alt, am 21. September 1812 starb.

Mochten es die Verhältnisse im Hause wünschenswerth machen, mochte es der grosse Ruf des Gymnasiums in Baireuth und der Wunsch der dort lebenden Anverwandten heischen — kurz, Johann Caspar kam schon als Knabe von zwölf Jahren, 1818, in seine Vaterstadt zurück und fand hier Aufnahme in dem Hause seines Paten, nach dem er genannt war, des „Bürgen und Strumpfwirkermeisters“ Johann Caspar Martin Sticht aus Erlangen und seiner Frau, der um drei Jahre älteren, einzigen Schwester seines Vaters, Anna Marie, geb. Schmidt, aus Ansbach.

Von den kinderlosen Eheleuten gewissermassen an Kindesstatt aufgenommen, blieb er in ihrem Hause — es lag unweit von seinem Geburtshause, trug damals die Einquartierungs-Nummer 89 und ist heute No. 36 an der Maximilianstrasse — acht Jahre, bis zu seinem Abgang zur Universität.

Für den, der Interesse genug daran hat, die einzelnen Stationen der Schulwanderung des Knaben zu verfolgen, seien sie hier genannt.

Nach Baireuth zurückgekehrt empfängt der Knabe zunächst den Vorbereitungsunterricht des Gymnasiasten Imhof und tritt dann 1819, dreizehnjährig, mit Übergehung der Unterklasse sogleich in die Oberklasse der lateinischen Vorbereitungsschule ein, wo er unter 75 Schülern den 5. Platz erhielt. Als „Klasslehrer“ hatte er hier schon Johann Melchior Pausch, den er auch in den beiden folgenden Jahren 1820—21 in dem Unter- und 1821—22 im Oberprogymnasium als solchen behält. In beiden Klassen hat er gute Plätze, erst den 8. unter 42, dann den 6. unter 29 Schülern und beide Jahre wird er „durch Ablesung des Namens belobt“. Er kommt dann 1822—23 in die Unterprogymnasialklasse, erhält den Prof. G. P. Kieffer zum Klasslehrer, den Platz 6b unter 25 Schülern und ein Accessit-Diplom; in diesen Jahren ist er einige Zeit durch Krankheit vom Schulbesuch abgehalten. Er geht weiter: 1823—24 in die Untermittelklasse. Klasslehrer ist Kloeter; Schmidt hat den 4. Platz unter 15 Schülern.

1824—25 wird die Organisation der Gymnasien und die Bezeichnung der Klassen vollständig umgestaltet. Schmidt ist jetzt in der 4. Klasse des Gymnasiums und hat Platz 3 unter 16 Schülern.

In dem letzten Jahre seiner Gymnasial-Laufbahn ist er in der 5. Klasse, der „Oberklasse“. Sein Klassenlehrer ist Dr. J. C. Held, der spätere verdiente Rektor des Gymnasiums. Unter 20 Schülern hat er den 6. Platz.

Herbst 1826 macht er sein Absolutorium, das ein ausserordentlich günstiges Resultat erzielt. Unter den 25 pro absolutorio Geprüften erhält er den 3. Platz mit der Bestimmungszahl 15 und der Note II (III), während der 1. Platz mit der Bestimmungszahl 5 und derselben Note II vergeben wurde.

In dem Abgangszeugniss vom 8. September 1826 wird ihm die Note I und das Prädikat „sehr würdig“ verliehen.

Dieses Abgangszeugniss ist von dem damaligen Direktor des Gymnasiums, Georg Andreas Gabler, unterschrieben. Leider war dieser bedeutende Mann, der einige Zeit im Schiller'schen Hause in Weimar gelebt hatte, der begeisterte Schüler Hegels, in dessen Lehre er die „absolute Befreiung seines Denkens und Erkennens fand", der später an seine Stelle nach Berlin gerufen wurde, niemals Schmidt's Klassenlehrer. Aber dieser hat doch seinen Unterricht genossen.

Gewiss ein Beweis, wie hoch die an die Schüler gestellten Anforderungen schon damals gewesen sein müssen, ist die Thatsache, dass Schmidt, obwohl er stets zu den Besten zählte, doch fast jedes Jahr Privatunterricht nehmen musste. So 1819—23 bei einem Namensvetter von ihm, einem Gymnasiasten Schmidt, mit dem er aber wohl nicht verwandt war, meist im Lateinischen; 1823—24 bei seinem früheren Klassenlehrer Prof. Kieffer; im nächsten Jahre einige Stunden im Französischen und in der Musik, wogegen er einige lateinische Stunden giebt; und endlich im letzten Jahre einige Stunden im Französischen und im Klavierspiel.

Das ist der Weg, den Johann Caspar Schmidt zur Erreichung des ersten Lebenszieles ging; er ist zwanzig Jahre, als er es erreicht hat, und die erste Jugend liegt hinter ihm.

Mit diesen nüchternen Daten erschöpft sich Alles, was wir mit Bestimmtheit über die erste Jugend dieses Lebens berichten können und es ist eigentlich nicht mehr, als was sich auch in die Worte fassen lässt: „er war ein guter und fleissiger Schüler."

Einer einfachen Familie entstammend, fliesst in dem Kinde das unvermischte Blut der Oberfranken, eines nüchternen, ernsten, klugen, ein wenig schwerfälligen Menschenschlages.

Seine Geburt fällt in das Jahr, als die Stadt Baireuth — so schrieb sich ihr Name damals — von den Wirren der napoleonischen Kriege auf das Schwerste heimgesucht wird.

Das Jahr 1806 begann dort, wie ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber sagt, mit „einer traurigen Gegenwart“, um mit „einer düsteren Aussicht in eine schicksalschwangere Zukunft“ zu enden.

1792 war die Markgrafschaft Baireuth preussisch geworden; 1806, dem „merkwürdigsten und letzten“ Jahre unter preussischer Regierung, im November, kam es unter napoleonische Herrschaft. Johann Caspar Schmidt wurde also noch unter preussischer geboren: „Borussiae olim oppidum natus sum.“

Alles sieht mit Angst dem Ausbruch neuer Kriege entgegen. Die Last der Einquartierung liegt furchtbar auf der entmuthigten Stadt. Es ist das Jahr, da — von Lichtmess über Walpurgis hinaus bis Martini — das Maass Bier von 3 auf 4, das Pfund Rindfleisch von $9^1/_2$ auf 11 Kreuzer steigt und die Mez Salz 8 Kreuzer kostet.

1809, als nach den Franzosen die Oestereicher kommen, verlässt die Mutter die unglückliche Stadt, wie so viele, wahrscheinlich um den nie endenden Unruhen und Beängstigungen für Leib und Leben zu entgehen. Weit fort führt sie ihr Weg mit dem zweiten Mann, in das ferne, fremde Westpreussen. Das Kind bleibt zurück, wird aber nachgeholt, so bald es möglich ist.

Dort, in der neuen Heimath, empfängt es die ersten Eindrücke des Lebens, und seine ersten Erinnerungen müssen später verknüpft gewesen sein mit der alten Weichselstadt in dem flachen Lande.

In dem Jahre einer unerhörten Theuerung und Hungersnoth kehrt es in die alte zurück. Wenigstens herrscht jetzt Frieden in der Stadt, die inzwischen bayerisch geworden ist und bayerisch bleibt.

Der Pate und seine Frau nehmen den Knaben in ihre einfache Häuslichkeit auf. Er hat keine Geschwister verlassen und er findet keine neuen. Aber was er findet ist liebevolle Pflege, denn wohl mit Recht darf angenommen werden, dass die, die anderer Leute Kinder freiwillig zu sich nehmen, sie mindestens ebenso gut behandeln, wie Eltern, die sie vielleicht unfreiwillig bekommen haben.

An dem hochberühmten Gymnasium erhält Johann Caspar Schmidt seine Erziehung; die schweren, breiten Lasten humanistischer Kenntnisse werden von ernsten, gelehrten Männern auf die jungen Schultern gelegt.

Aber diese Schultern tragen die Last. In ruhigem Aufstieg erreicht der Heranwachsende sein erstes Lebensziel. —

Wie war der Knabe geartet? Wie zeigten sich seine ersten Neigungen? Wie äusserten sich seine ersten Triebe zum Leben? Wo fanden sie Nahrung und welche? Genoss er die Jahre der Jugend in der ungetrübten Freude der Kraft? Oder waren sie bereits umdüstert von den Schatten irgend eines Zwiespalts? —

Umsonst, umsonst alle diese Fragen! — So klar und bestimmt alle äusseren Daten lauten, es sind doch nur tote Zahlen, und dunkel und verborgen liegt hinter ihnen das innere Leben, nach dem wir vergebens suchen. Ohne die Fragen beantwortet zu haben, müssen wir Abschied von dem Knaben nehmen, um den Jüngling hinauszubegleiten aus der Enge des ersten Lebens in die Weiten der Welt, die sich für ihn erschliesst mit dem Beginn seiner akademischen Studien und die ihn, und uns mit ihm, zunächst in die Stadt führen, in der er leben, wirken und sterben sollte: nach Berlin.

Zweites Kapitel.

Lern- und Lehrjahre.

Lern- und Lehrjahre.

1826—1844.

J. C. Schmidt, stud. philos., in Berlin. — Ein Semester in Erlangen; Reise durch Deutschland. — Königsberg und Kulm. — Wieder in Berlin; Beendigung des Studiums. — Examen pro facultate docendi. — Als Schulamtskandidat an der Realschule. — Vereitelte Hoffnungen auf Anstellung; nie Gymnasiallehrer, nie Dr. phil. — Familienverhältnisse und erste Ehe. — Der Lehrer höherer Töchter. — Überblick.

Als junger Student von zwanzig Jahren kam Johann Caspar Schmidt zu Michaelis 1826 frisch von Baireuth weg nach Berlin, über dessen Hochschule ein paar Jahre vorher ein anderer angehender Studiosus — er hiess Ludwig Feuerbach — seinem Vater geschrieben hatte: „.... auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch' allgemeiner Fleiss, solcher Sinn für etwas Höheres als blosse Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus."

Am 18. October 1826 in der philosophischen Facultät immatrikulirt, wohnte Schmidt während seines zweijährigen ersten Aufenthaltes in Berlin das erste Jahr in der Rosenthalerstrasse 47, das zweite näher der Universität, Dorotheenstrasse 5.

Er schöpft hier aus den ersten Quellen der damaligen Wissenschaft: eine Reihe der glänzendsten Namen, jeder ihrer Träger eine anerkannte Autorität auf seinem Gebiet, zieht an uns vorüber, wenn wir die Testate, die fast überall den „sehr fleissigen" und „aufmerksamen" Besuch bezeugen, durchsehen.

So hört Schmidt im ersten seiner vier Semester in Berlin: Logik bei Heinrich Ritter, dem durch seine unabhängigen geschichtsphilosophischen Forschungen bekannten Philosophen; allgemeine Geographie bei dessen Namensvetter, dem grossen Geographen Carl Ritter, und Pindar und Metrik bei Böckh, dem berühmten Alterthumsforscher und Rhetoriker.

Ferner in seinem zweiten, der Philosophie gewidmeten: Ethik bei Schleiermacher, dem „grössten deutschen Theologen des Jahrhunderts", und vor Allem Religionsphilosophie bei Hegel, bei Hegel, von dessen ungeheurem, damals noch ungebrochenem Einfluss auf das ganze Denken der damaligen

Zeit wir uns heute gar keinen rechten Begriff mehr machen können.

Auch im nächsten Wintersemester giebt sich Schmidt noch dem eigenthümlichen Reiz seiner Vorlesungen hin: er hört Geschichte der Philosophie und Psychologie und Anthropologie oder Philosophie des Geistes bei dem bewunderten Manne. Daneben wieder bei Böckh und Carl Ritter: bei ersterem über griechische Alterthümer, bei letzterem über Geographie des alten Griechenlands und Italiens. Und, um auch seine theologischen Studien nicht zu vernachlässigen, bei Marheineke, dem Orthodoxen von der Hegel'schen Rechte, über Dogmatik und über die Bedeutung der neueren Philosophie in der Theologie.

Ebenfalls die Theologie nimmt im letzten, vierten Semester die erste Stelle ein: Neander, der Kirchenhistoriker und Gegner von Strauss, liest über Kirchengeschichte und christliche Alterthümer, Marheineke über theologische Encyclopädie und kirchliche Symbolik.

Es sind bis 22 Stunden in der Woche, die der eifrige Student besucht und er muss gerade in den vier Semestern in Berlin einen festen Grund für seine späteren Kenntnisse gelegt haben.

Von Berlin am 1. September 1828 exmatrikulirt, wandte sich Johann Caspar Schmidt sodann nach der Stadt, in der seine Mutter, die Reinelin, geboren war und in der ihr gewiss noch Verwandte lebten, nach Erlangen. Nach vollzogener Immatrikulation am 20. October hört er indessen nur in dem Wintersemester zwei Vorlesungen: die eine bei dem bekannten Theologen Georg Benedict Wiener über die Korintherbiefe; die andere bei Christian Kapp, dem Philosophen, über Logik und Metaphysik.

Nach Ablauf des Wintersemesters leitet er eine dreiundeinhalbjährige Pause in seinem Studium mit einer „längeren Reise durch Deutschland", der einzigen seines Lebens, ein, die sich wahrscheinlich durch den ganzen Sommer 1829

erstreckte. Ohne somit mehr in Erlangen zu weilen, bleibt er indessen doch dort bis zum 2. November immatrikulirt.

Von seiner Reise zurückgekehrt, geht Schmidt im Herbst 1829 nach Königsberg in Preussen, der berühmten Universität, und lässt sich dort unter dem Datum seiner Erlanger Exmatrikel immatrikuliren. Er wohnt Steindamm 132. Aber er hört keine Vorlesungen, lässt sich auch kein Abgangszeugniss ausstellen, sondern verbleibt, wie er selbst sagt, „häuslicher Verhältnisse“ halber ein Jahr in Kulm bei seinen Eltern, ein zweites, „ebenfalls in Familien-Angelegenheiten“, wieder in Königsberg, wo er übrigens im Herbst 1830 auf seinen Wunsch als Halbinvalide aus seinem Militärverhältniss entlassen war.

Welcher Art die Familienverhältnisse waren, die ihn zur Unterbrechung seiner Studien zwangen und so lange in dem fernen Westpreussen festhielten, ob die pecuniäre Unterstützung nicht mehr gewährt werden konnte, ob die später ausbrechende Geisteskrankheit seiner Mutter schon damals ihre Schatten warf und ihn nach Kulm zog, darüber lassen sich Vermuthungen mit Aussicht auf Erfolg nicht anstellen.

Jedenfalls vernachlässigt Johann Caspar während seiner unfreiwilligen Musse „keineswegs seine philosophischen und philologischen Studien“ und sucht sich auf eigene Faust weiterzubilden, wobei er ganz gewiss ebenso gut und besser vorwärts gekommen ist.

Erst im October 1832 kehrt der unterdessen der Vormundschaft entwachsene Sechsundzwanzigjährige zu seinem akademischen Studium zurück, und zwar zieht es ihn wieder nach Berlin, von wo er vier Jahre fort gewesen war. Er bezieht in der Poststrasse 9 ein Zimmer und lässt sich am 28. November auf Grund seiner Erlanger Exmatrikel und der früheren Berliner zum zweiten Male immatrikuliren.

Ein ausgedehnter Studienplan, den er entworfen, zeigt, wie ernst es ihm mit seiner Absicht der Wiederaufnahme und

Vollendung seiner Studien war: er will über „die Hauptepochen der Künste“ sowohl, wie über die „Mythologie der alten Germanen“, „Litteratur-Geschichte“ ebenso gut, wie „Geschichte Preussens“ hören, will ein Publikum bei Carl Ritter besuchen und ein solches über Aeschines — aber all' diese Pläne macht eine langwierige Krankheit zu Nichte, in die er verfällt und die ihn erst im nächsten Sommer-Semester zur definitiven Wiederaufnahme der Vorlesungen kommen lässt.

In diesem Sommer 1833 hört er denn auch einige, aber bedeutsame Vorlesungen, nämlich bei dem berühmten Kritiker und Philologen Lachmann, dem Meister methodischer Kritik, über Properz, dem jener bekanntlich ein specielles Studium gewidmet hatte; bei dem Hegelianer Michelet über Aristoteles' Leben, Schriften und Philosophie; und wieder, wie vor Jahren, bei Böckh, diesmal über Plato's Republik, bei allen mit vielem Fleisse. Klassische Philologie war ja das Ziel, das er als zukünftiger Lehrer am Gymnasium vor Allem zu bewältigen hatte und vor ihm musste manche früher noch gehegte Lieblingsneigung nun, wo es Ernst wurde, zurücktreten.

Im Winter bleibt er noch immatrikulirt, hat sich auch vorgenommen, bei Trendelenburg über Aristoteles' Bücher de anima, bei Raumer Allgemeine Geschichte und bei Michelet über Aristoteles' Methaphysik zu belegen, unterlässt es aber, sondern bereitet sich in eigener Arbeit auf das bevorstehende Examen vor. Am 27. März 1834 lässt er sich exmatrikuliren und konnte nun das nöthige akademische Triennium — denn das Semester in Erlangen zählte in Preussen nicht mit und in Königsberg hatte er keine Vorlesungen gehört — mit sieben Semestern an der Universität Berlin beweisen. Einer „Theilnahme an verbotenen Verbindungen unter Studirenden“ ist er auch diesmal nicht „bezüchtigt“ worden.

Nachdem Schmidt die Osterferien hatte verstreichen lassen, meldete er sich am 2. Juni 1834 bei der Königl. Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission zum Examen pro fa-

cultate docendi unter Beifügung seiner Schul- und Universitätszeugnisse, sowie eines Curriculum vitae in lateinischer Sprache. In nicht weniger als fünf Fächern verlangt er die Prüfung zum Unterricht in den oberen Gymnasialklassen, nämlich in den alten Sprachen, in Deutsch, in Geschichte, in Philosophie und endlich in Religion; ausserdem „in den übrigen Gegenständen“ auch für die unteren — eine selbst für die damalige Zeit ungewöhnliche Forderung, die ebensowohl von des Bewerbers Selbstvertrauen, wie von dem Umfang seiner Kenntnisse beredtes Zeugniss ablegte.

Es wurden ihm zunächst zwei schriftliche Arbeiten aufgetragen, die erste eine „lateinische Übersetzung nebst grammatischem und exegetischem Commentar über Thucydides VII, 78—87“ und die zweite „über Schulgesetze“; zugleich wurden ihm die zu haltenden Probelectionen Horatius Epist. I, 14, und „Ueber Huss und die Hussiten“ angekündigt. Als Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten waren sechs bis acht Wochen gegeben.

Aber der Kandidat vermochte diese Frist nicht innezuhalten. Im August kommt plötzlich und unerwartet von Kulm her seine „geisteskranke“ Mutter nach Berlin, und deren Pflege nimmt seine ganze Zeit in Anspruch, sodass er um eine Verlängerung von vier Wochen einkommen muss, die ihm denn auch gewährt wird.

Erst gegen Ende des Jahres, am 29. November, reicht er die Arbeiten ein; auch eigene Kränklichkeit hat ihre Beendigung so lange verzögert und hindert ihn auch jetzt noch, sie persönlich zu übergeben. Darum bittet er auch, die Probelektionen und das mündliche Examen bis nach Neujahr verlegen zu wollen. Auch das wird ihm zugestanden und die Prüfung im Mündlichen bis zum Frühjahr des nächsten Jahres verschoben.

Es sind umfangreiche Arbeiten, die Schmidt lieferte: die Übersetzung aus Thucydides umfasst 16, der Commentar dazu 23 Folio-Spalten, die Arbeit über Schulgesetze deren 22. Das Urtheil über beide wird später noch mitgetheilt werden.

Während die Thucydides-Übertragung nur ein bedingtes Interesse für uns haben kann, muss die Arbeit über Schulgesetze unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Treten uns doch aus ihr zum ersten Male selbstgebildete Gedanken und Anschauungen entgegen, Anschauungen, die uns ihrem Urheber näher bringen, als es bisher irgend vergönnt war.

Vom Wesen des Gesetzes ausgehend, sagt der junge Denker: „Alles Gesetz nämlich ist weder willkürlich noch zufällig, sondern in der Natur des Gegenstandes, für welchen es ist, begründet und gleichsam eingehüllt. Denn jegliches Seiende, sei es in der Welt der Erscheinungen oder des Geistes, ist, wie es sich als ein Einfaches in dieser oder jener eigenen Gestalt darstellt, so auch nur eben darum ein in sich Erfülltes, Inhaltreiches, durch Unterschiede, in die es sich innerhalb seiner selbst zersetzt, mannigfaltig Getheiltes. Werden diese Unterschiede hervorgehoben und wird an ihnen aufgezeigt, wie und in welcher Beziehung und durch welche Art der Verschmelzung sie zu jener Einfachheit des Gegenstandes nothwendig gehören, so liegt in diesen Auseinandersetzungen der Gegenstand selbst so vor, wie er in seiner gehalt- und unterschiedsreichen Einheit gesetzt ist, und sie selber geben, wie sie der auseinandergesetzte Gegenstand sind, so diesen in seinen Auseinandersetzungen oder Gesetzen. Kein Gesetz, geht hieraus hervor, ist seinem Gegenstande von aussen gegeben: die Gesetze der Schwere sind der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes der Schwere selbst.“

Schulgesetze sind demnach — und hiermit kommt er auf sein eigentliches Thema — der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes im Schüler. Die Deutung dieses Begriffes macht den Inhalt der Prüfungsarbeit aus. Denn die Aufstellung eigentlicher Schulgesetze trotz seiner geringen Erfahrung auch nur zu versuchen, schiene seiner ihm geziemenden Bescheidenheit wohl zu widerstreiten — bemerkt er mit köstlichem, scheinbarem Ernst im Schlusssatze seiner Arbeit.

Der Begriff des Schülers wird in streng inductiver Weise gewonnen, ausgehend vom ersten Kindesalter, dem Stadium des Isolirtseins, des reinen Fürsichseins, fortschreitend zu dem gegenständlichen Dasein, wo das Kind sich von der Umgebung unterscheidet und sich der Dinge im Spiele zu bemächtigen sucht. Jetzt folgt die wichtigste Periode, die Entstehung des Ich, des Selbstbewusstseins und der Unterscheidung von anderen Ichen, der Verkehr mit diesen, d. h. das Mitteilen, Ausgeben und Entfalten seines eigenen Ichs gegenüber diesen und das Lernen von ihnen. Das Kind wird zum Schüler. Der Lehrer ist ihm das Bild der Vollkommenheit. Ihn sucht es zu verstehen, um durch ihn überhaupt zum Verstand zu kommen. Auch diese Periode der Verständigkeit findet ihren Abschluss und geht über in die Periode der Vernünftigkeit, die mit dem Universitätsleben ihren Anfang nimmt. Die Universität heisst nur noch in sehr uneigentlichem Sinne Hochschule. „Statt des Lehrers stellt sich somit die Wissenschaft selbst in ihrer reinen Gestalt dem Ich als Aufgabe dar und ihr Gebiet ist die Freiheit."

Die Aufgaben des Lehrers, der Schule und der „Gesetze" werden in prägnanten Sätzen zur Sprache gebracht, immer aber abgeleitet aus der Natur des Gegenstandes, d. i. des Schülers, für den sie sind, in dessen Wesen sie begründet und gleichsam eingehüllt sind.

Die Betonung des Ich flimmert durch die ganze Arbeit in zuckenden Funken, und schon lebt und leitet der Gedanke in ihr, der später als lodernde Flamme weithin die Welt erleuchten sollte .... Und in diesem Sinne dürfen wir sie wohl als Grundstein betrachten, auf dem der Denker später den Bau seines Werkes ausführte, wenn er auch von dessen Gestalt damals noch nicht träumte. —

Wie erinnerlich war der Kandidat J. K. Schmidt um einen Aufschub seiner mündlichen Prüfung eingekommen, der ihm auch bewilligt worden war. Am 24. April 1835, einem Freitag, fand sie dann endlich statt und wurde am folgenden Tage fortgesetzt.

4*

Die Prüfungs-Kommission setzte sich zusammen aus Adolph Trendelenburg, der vor kurzem Professor an der Universität zu Berlin geworden war; aus August Meineke, dem bekannten Philologen und Textkritiker, damals Direktor des Joachimthal'schen Gymnasiums, und aus Friedrich Strehlcke, Professor am Köllnischen Realgymnasium. Ausserdem war noch Dr. Agathon Benary, der namhafte Philolog, damals Oberlehrer für klassische Sprachen am Köllnischen Realgymnasium, in der Kommission, deren Vorsitz Lange führte.

Die beiden Probelectionen hatten schon vorher, Anfang April, stattgefunden. Am 4. April hatte Schmidt in der Prima des Joachimthal'schen Gymnasiums die historische über „Huss und die Hussiten" und wahrscheinlich an demselben Tage und derselben Stelle diejenige über Horaz abgehalten; eine dritte wurde dem Vielgeplagten noch während der mündlichen Prüfung aufgegeben. Sie fand am 28. April in der Sekunda des Köllnischen Realgymnasiums über „Begriff und Gebrauch der deutschen Conjunctionen" statt. Die Urtheile über alle drei werden ebenfalls mit den mündlichen Prüfungs-Resultaten mitgeteilt werden.

An dem ersten Tage, an dem der Candidat ins Rigorosum stieg, prüfte ihn Meineke in Religion und Hebräisch, Trendelenburg in Geschichte und Geographie.

Besonders des Letzteren Urtheil erweckte die günstigsten Auspicien. Indem Trendelenburg „die recht sichere Kenntniss der einzelnen zur Sprache gebrachten Gegenstände, als auch die anschauliche Übersicht allgemeiner Verhältnisse" anerkannte, und hinzufügte, dass Schmidt auch in seiner geschichtlichen Probelektion (über Huss und die Hussiten) eine „gute Gabe des Vortrags" an den Tag gelegt habe, kommt er zu dem Urtheil, dass er zweifellos den historisch-geographischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines Gymnasiums mit Erfolg ertheilen könne, und fügt hinzu, das er „überhaupt ein sehr brauchbarer Geschichtslehrer" werden könne, wenn er sich noch anhaltender und gründlicher mit dem Studium der Geschichte, na-

mentlich in den Quellen, beschäftige. Über die historische Probelektion hat er ausserdem noch folgendes interessante Urtheil gefällt: „Der Kandidat ging in eine Unterredung mit den Schülern nicht ein, sondern beschränkte sich auf einen zusammenhängenden Vortrag, der in Form und Inhalt sehr gelungen war . . . Der Fluss der Rede, den man zu bewundern hatte, überschlug sich fast selbst, so dass seine Gleichmässigkeit, die wie fertig und gemacht erschien, fast ermüdete . . .“

Aber auch Meineke wird der Begabung des Kandidaten gerecht. Er bezeugt dessen Vertrautheit mit dem allgemeinen Inhalt der biblischen Schriften, die Leichtigkeit in der Übersetzung eines vorgelegten neutestamentlichen Textes (1. Cor. cap. 13) und die Beschäftigung mit der christlichen Glaubenslehre — „obwohl es ihm nicht gelingen wollte, den einen oder anderen der ihm freigestellten Artikel zu entwickeln“ — sowie mit der Kirchengeschichte, und glaubt, obgleich ihm der Religions-Unterricht einstweilen nur für die mittleren Klassen mit Einschluss der Obertertia anvertraut werden könne, doch, dass es ihm „bei seiner sonstigen Tüchtigkeit sowie speculativen Fähigkeit“ leicht fallen dürfte, mit sicherem Erfolge auch in den oberen Gymnasialklassen in diesem Fache zu unterrichten, falls er sich nur mit dem Gegenstande auch hier noch näher beschäftigen wolle.

Im Hebräischen dagegen zeigte der Geprüfte nur ganz geringe Kenntnisse und vermochte kaum den Text zu lesen.

Der folgende, zweite Tag begann mit einer Prüfung Strehlke's in der Mathematik — des Kandidaten schwacher Seite, der hier fast nur auf die verblassten Spuren in der Schule erworbener Kenntnisse zurückweisen konnte und darum unterlag. Da der Mathematiker Strehlke zugleich Lehrer des Deutschen war, warf das ungünstige Resultat in dem einen auch zugleich seine Schatten auf die Prüfung in dem anderen Fach.

So fiel auch die Prüfung in der Philosophie, die Trendelenburg leitete, nicht in dem günstigen Maasse aus, wie erwartet werden durfte. Wohl hatte diesem bereits die Arbeit

über Schulgesetze einen nicht unbedeutenden Eindruck hinterlassen, denn er hatte über sie gesagt: „Der Verfasser versucht eine Deduction aus dem Begriffe, worin der Einfluss der neuesten Philosophie nicht zu verkennen ist. Er hat sich sichtlich an eine stufenweise Entwickelung und strenge Ableitung der Gedanken gewöhnt, wenn auch die Begriffe durch die oft etwas gezwungene Ableitung einseitig sollten gefasst sein. Dem Ausdruck ist hier und da eine grössere Ründung in der Form zu wünschen; denn das Borstige und Abgerissene in neueren dialektischen Darstellungen dürfte nicht als Muster gelten können."

Aber die Prüfung selbst, die zwar ebenfalls ein „unverkennbares Talent in allgemeiner und folgerechter Behandlung der Begriffe" erkennen liess, zeigte, dass „die positiven Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie mit dieser Fähigkeit keineswegs gleichen Schritt hielten", und dass „dem Kandidaten eine tiefere Einsicht in das mathematische Verfahren und somit eine anschaulichere Kenntniss mehrerer logischer Beziehungen" fehlte, so dass es von dieser einen Seite her bedenklich erschien, ihm den propädeutischen Unterricht in der Philosophie und die Leitung der deutschen Aufsätze in den ersten Klassen zu übertragen, da der Lehrer den wissenschaftlichen Gesichtskreis der Schüler beherrschen müsse.

Dazu kam noch, das die dritte, noch nachträglich abgehaltene Probelection über den „Begriff und Brauch der deutschen Conjunctionen" ebenfalls nicht nach Wunsch ausfiel. „Wenn auch der Kandidat" so sagt Trendelenburg, „sich bestrebt hatte, den Gegenstand philosophisch zu durchdringen, so hinderten ihn doch an einer freien und natürlichen Auffassung vorgefasste philosophische Formen, die er dem Gegenstande willkürlich anpasste. Er überlieferte den Schülern gemachte und zum Theil gezwängte Unterschiede und wusste nicht die Begriffe natürlich und lebendig in den Schülern selbst zu entwickeln," die das „Gekünstelte mancher Gedankenbestimmungen sichtlich verwirrte."

Alles in Allem glaubte Trendelenburg, dass, wenn der Kandidat diesen Mängeln (in der Geschichte der Philosophie und der Mathematik) abhülfe, sich von ihm in den beiden Disciplinen, Philosophie und Deutsch, „nützliche Leistungen“ erwarten liessen. Vor allem erinnerte er ihn daran „durch ein besonnenes Studium der Quellen die namhaften Lücken zu füllen, damit die philosophische Richtung seines Gedankenganges einen festeren Boden gewänne.“

Wenn Trendelenburg hätte ahnen können, dass der „Gedankengang“ dieses namenlosen jungen Mannes schon damals vielleicht die Wege betrat, die in ihren Endzielen den Boden eines Landes, nicht aus dem Studium der „Quellen“, sondern den Quellen des Lebens selbst, gewinnen sollte, von dem er selbst und die in den Himmeln aller möglichen und unmöglichen Speculation Verlorenen sich nie ein rechtes Bild zu machen gewusst hatten! —

Der letzte Gegenstand der Prüfung umfasste die alten Sprachen und wieder war Meineke der Examinator. Hatte er über die Thucydides-Übersetzung ein annehmbares Urtheil gefällt — er bezeichnete sie als klar, einfach und fliessend, und mit Fleiss und grammatischer Genauigkeit ausgeführt, ohne gelehrt zu sein, — so war er weniger mit der Probelection aus Horaz zufrieden gewesen, bei der er, obwohl er dem Kandidaten das eigene Verständniss der Stelle zugestand, doch die geringe didaktische Geschicklichkeit und den geringen Grad von Methode und Fähigkeit, den Schülern den Sinn des Schriftstellers zu eröffnen, sowie das Matte und Einschläfernde des Vortrages tadelte. Auch in der mündlichen Prüfung vermisste er noch den Umfang und die Gediegenheit grammatischer Kenntnisse, die für den Unterricht in den beiden oberen Klassen des Gymnasiums qualificieren könnten, und gab nur zu, dass die lateinische Sprache schriftlich wie mündlich mit löblicher Fertigkeit gehandhabt wurde.

Alle diese Urtheile wurden noch einmal in dem Prüfungs-Zeugniss vom 29. April 1835 zusammengefasst, in welchem dem Kandidaten die bedingte facultas docendi feierlichst ertheilt wurde.

Das war kein glänzendes, aber immerhin ein sehr zufriedenstellendes Resultat, wenn man den aussergewöhnlichen Umfang des Prüfungs-Gebietes, und die hohen Anforderungen, die gestellt wurden, im Auge behält. Die grössten Lücken hatte Schmidt jedenfalls in den sogenannten Examens-Kenntnissen, dem für den bestimmten Zweck Auswendig-Gelernten, gezeigt; an seiner ungewöhnlichen Begabung hegte wohl keiner der Examinatoren einen Zweifel. Überdiess berechtigte das erzielte Resultat durchaus zur Anstellung, ohne dass, wie heute, noch ein Nachexamen nöthig gewesen wäre.

So bald als möglich nach bestandenem Examen meldete sich der Schulamtskandidat Schmidt zur Absolvirung seines pädagogischen Probejahres und zwar wählte er hierzu die berühmte Königliche Realschule zu Berlin, deren Direktor Spilleke damals zugleich der Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Gymnasiums und der Elisabeth-Schule war.

Die von Spilleke für Schmidt bei dem Provinzial-Schul-Kollegium nachgesuchte Erlaubniss wurde ertheilt und dieser übernahm Ostern 1835 den achtstündigen Unterricht im Lateinischen in der Unterquarta.

Es war, wie gesagt, des jungen Lehrers eigene Wahl, seine ersten Versuche als Erzieher an einer Realschule zu wagen. Selbst noch völlig in humanistischen Studien erzogen musste es ihn reizen, die andere Seite der realen Bildung an der Quelle kennen zu lernen, obwohl er wohl schon damals die Einseitigkeiten beider erkannt und den Grund zu den Anschauungen gelegt hatte, die er nur wenige Jahre später in einer tiefgründigen und hochbedeutenden Arbeit mit vollster Schärfe und Klarheit darlegen sollte.

Den genannten Unterricht in der Unterquarta der Realschule setzte er, nachdem sein Probejahr vollendet war, „aus Liebe zur Sache und zur Anstalt“ freiwillig noch ein halbes Jahr, bis zum Herbst 1836, fort.

Dann schied er am 1. November von der Schule, der er unentgeldlich anderthalb Jahre lang einen Theil seiner Kräfte gewidmet hatte.

Den nächsten Winter, 1836 auf 37, füllt Johann Caspar Schmidt mit neuen Privat-Studien aus und erst am 4. März 1837 bewirbt er sich bei dem „königl. hochwürdigen Schulkollegium der Provinz Brandenburg“ um eine Anstellung gegen Renumeration. Nachdem er dargethan, dass er bisher nicht gewagt habe, um „hochgeneigte Berücksichtigung“ anzugehen, weil er es für seine Pflicht gehalten habe, ausser der Zeit seines Probejahres, noch ein Jahr dazu anzuwenden, die Lücken, welche bei seinem Examen noch in philologischer und philosophischer Bildung sichtbar waren, mit möglichster Gewissenhaftigkeit auszufüllen, und nachdem er „diesen Mängeln begegnet zu sein glaubt“, sagt er: „so vergönnt es mir meine dermalige Lage nicht mehr, ohne Bewerbung um einen Berufskreis auch noch für das Hebräische und Mathematische eine längere Zeit auszusetzen“ und schliesst mit der Versicherung, dass er indessen „entschieden sei, auch ihnen seine, von Berufspflichten freie Zeit zu widmen.“

Auf dieses ernste, ehrliche, von seiner Selbstzucht so beredt sprechende Schreiben wurde er am 16. März kurzer Hand dahin beschieden, dass sich für jetzt keine Gelegenheit zur Anstellung oder Beschäftigung zeige; er habe sich „wegen der letzteren“ übrigens an die Gymnasialdirektoren zu wenden.

Ob er diesen Versuch noch gemacht hat, ist zweifelhaft; es liegen keine Beweise dafür vor und keinenfalls war er von Erfolg begleitet. Nie hat er eine wirkliche Anstellung an einer staatlichen Schule inne gehabt und entgegen den so bestimmten Behauptungen der Lexiken sei hier nochmals ausdrücklich betont: Schmidt war nie Gymnasiallehrer. Wenn er sich selbst in späteren Jahren, als er jede erzieherische Thätigkeit überhaupt längst aufgegeben hatte, so nannte, so folgte er damit nur dem

allgemeinen Brauche, der diese Bezeichnung im Gegensatz zu den Volksschullehrern anwandte.

Damit mag bei dieser Gelegenheit auch gleich ein anderer Irrthum beseitigt werden. So nahe es lag und so spielend leicht es ihm gewiss gewesen wäre, den Doktorgrad zu erwerben, Schmidt hat, wie festgestellt ist, nie den Versuch gemacht zu promoviren. Wie er auch diesen Irrthum dadurch selbst hervorrief, dass er zeitweilig diesen Titel bei seinen polizeilichen Meldungen seinem Namen beifügte, so war er doch nie Dr. phil.

Was Schmidt nach dem Scheitern seiner Hoffnungen unternahm um leben zu können, vermag für die nächste Zeit nicht gesagt zu werden. Wir wissen nur, dass in diesem Sommer 1837 sein Stiefvater Ballerstedt in Kulm an Altersschwäche im Alter von 76 Jahren starb (am 19. Juli) und es ist mehr als wahrscheinlich, dass ihn der Todesfall dorthin rief.

Ob er seine Mutter, die auch ihren zweiten Mann überlebte und von diesem zur Erbin eingesetzt war, da der Ehe, wie erinnerlich, nur eine jung verstorbene Tochter entsprossen war, mit nach Berlin nahm, ob er sie in Kulm liess, ob ihr Geisteszustand sich in den letzten Jahren gebessert oder verschlimmert hatte, und wie lange sie überhaupt noch und wo sie von da an lebte, das alles ist ebenso in Dunkel gehüllt, wie seine Familienverhältnisse überhaupt, die ihn schon Jahre vorher zu so unliebsamen Unterbrechungen seiner Studien gezwungen hatten.

Jedenfalls war sie, seine Mutter, jetzt nicht nur seine nächste, sondern auch seine einzige Verwandte und wenn die Hinterlassenschaft des Stiefvaters, der schon lange seine Apotheke verkauft und als Privatmann in Kulm mit seiner Frau sehr zurückgezogen gelebt hatte, keine grosse gewesen war, so war sie ganz auf ihn angewiesen.

Denn auch der Pathe Sticht, der Strumpfwirker in Baireuth, war 1835 aus dem Leben geschieden und Anfang 1838 folgte ihm seine Wittwe, Johann Caspars Tante von

väterlicher Seite, der mit ihnen seine letzten näherstehenden Verwandten verlor.

Es ist ein anderes Familienereigniss, das — an Stelle der alten, durch den Tod zerrissenen — neue Bande in seinem Leben knüpfen sollte und das unser Interesse zunächst in Anspruch nimmt: — seine erste Ehe.

Als Schmidt Ostern 1833 nach überstandener Krankheit seine Studien an der Universität mit vollem Eifer wieder aufnahm, um sie endlich zu Ende zu führen, zog er von der Poststrasse nach dem Neuen Markt Nr. 2. Dort wohnte er, zwei Treppen hoch, bei der Stadthebeamme D. L. Burtz. Deren Tochter (oder Schwester?), die sich ebenfalls später zur Hebamme ausbildete, Caroline Friederike Burtz, besass eine uneheliche Tochter, die am 26. November 1815 geborene Agnes Clara Kunigunde Burtz. Zwischen dieser und dem neuen Miether knüpfte sich im Laufe der nächsten Jahre ein Verhältniss, das aber erst 1837 zur Ehe führen sollte.

Am 7. Februar dieses Jahres hatte Schmidt die Wohnung am Neuen Markt, die er vier Jahre inne gehabt, mit einer solchen in der Klosterstrasse 5/6 vertauscht.

Am 12. Dezember fand die Trauung zwischen ihm und der nun zweiundzwanzigjährigen Braut, die wie er evangelischer Konfession war, durch den Prediger von St. Marien zu Berlin statt.

Wenige Monate später, am 6. April 1838, zog das junge Ehepaar nach der Oranienburgerstrasse 86.

Hier starb die junge Frau am 29. August im Kindbett an einer zu frühen Entbindung, im Alter von 22 Jahren, 9 Monaten und 3 Tagen. Die Kunst der Ihrigen vermochte weder sie noch das Kind zu retten.

Es war eine stille, harmlose, leidenschaftslose Ehe gewesen, die die Eheleute geführt hatten. Wie sie sich kennen gelernt in dem ruhigen Gleichmaass der Tage, so lebten sie weiter und die Ehe wird keine allzugrossen Veränderungen in ihrem Verkehr nach aussen hin hervorgebracht haben.

Der traurige Tod löschte schnell und unvermuthet die ruhige Flamme dieses stillen Glückes, wenn es überhaupt so ge-

nannt werden darf, das in anspruchsloser Zufriedenheit gewiss noch viele Jahre Nahrung aus sich selbst gezogen hätte und erst erloschen wäre, wenn die Zeit es geboten.

Der vereinsamte Wittwer nahm nach der kurzen Unterbrechung sein früheres Leben wieder auf.

Die alte Burtz hatte mit ihrer Tochter, der „Demoiselle“, die sich nun auch als Stadthebeamme etablierte, ebenfalls eine Wohnungsänderung vorgenommen, und zu ihnen, nach der Neuen Friedrichstrasse 79, zog nun am 5. Oktober auch Schmidt, der eben die Stellung, von der gleich die Rede sein wird, angetreten, und wieder, wie als Junggeselle, wohnte der junge Wittwer bei den beiden Frauen, auch dieses Mal mehrere Jahre lang, bis ihn eine neue Heirath abermals von ihnen entfernen sollte.

Auf eine staatliche Anstellung hatte Schmidt längst endgiltig verzichtet. Da er aber auf den Erwerb seiner Lehrthätigkeit angewiesen war, musste er sich zur Annahme irgend einer privaten Stellung entschliessen. Er fand eine solche an der „Lehr- und Erziehungs-Anstalt für höhere Töchter“ der Madame Gropius am Köllnischen Fischmarkt 4, in die er am 1. Oktober 1839 eintrat, um von da an ununterbrochen fünf Jahre lang an ihr thätig zu sein.

Die Schule war eine wohlbegründete, angesehene Privat-Anstalt für halberwachsene Töchter aus den wohlhabenden Kreisen, die mit Hülfe einiger Lehrer von der Inhaberin selbst und ihren Schwestern geleitet wurde. Schmidt unterrichtete zunächst in der ersten Klasse zwei Stunden in deutscher Sprache. In einer Prüfung, die am 2. März 1840 abgehalten wurde, prüfte er seine 13 Schülerinnen in der Litteraturgeschichte, vor allem der Schlesischen Dichterschule. „Die Unterhaltung war anziehend und ergab ein erfreuliches Resultat.“ — Nach zwei Jahren übernahmen frühere Zöglinge der Frau Gropius, die Fräulein Zepp, die Schule. Schmidt gab Lehrstunden in der zweiten Klasse in Gemeinschaft mit der Vorsteherin,

im darauf folgenden Jahre auch noch Geschichte in der ersten Klasse vor 7 Schülerinnen.

Bei seinen Schülerinnen, die er „viele und lange Aufsätze“ schreiben liess, wie bei den Vorsteherinnen war er seines stets sich gleich bleibenden, höflichen und ruhigen Wesens sehr beliebt und geschätzt.

Zu ihrem Erstaunen trat er am 1. Oktober 1844 unvermuthet und plötzlich aus, um von da an nie wieder in seinem Leben eine öffentliche, wie immer auch geartete Stellung, zu bekleiden.

Doch warum und unter welchen Umständen dies geschah, das zu erzähleu gehört, wie überhaupt die Schilderung dieser letzten und wichtigsten Jahre, bereits in die Aufgabe eines anderen Kapitels.

Werfen wir aber zuvor noch einen schnellen Blick rückwärts und lassen wir noch einmal in grossen Zügen die Jahre an uns vorüberziehen, die die äussere Entwickelung dieses Lebens bis zu dem Augenblick bedeuten, wo es sich von anderen so merkwürdig unterscheidet und — scheidet.

Diese Lern- und Lehrjahre, die vergönnt war, in so scharfen und fast lückenlosen Umrissen wieder hinstellen zu können, bilden unzweifelhaft eine der wichtigsten Epochen dieses Lebens. Sie umfassen das ganze Werden des Mannes und führen ihn selbst an die Schwelle der Öffentlichkeit. Noch hat er die Thür zu ihr nicht geöffnet, aber er hat seine Hand bereits an die Klinke gelegt.

Zwanzig Jahre ist der Jüngling alt, da er als mulus mit freudigen Hoffnungen die Universität bezieht; dreissig der Mann, als er sieht, dass alle Anstrengung seiner Jugend ihm nicht einmal zu einer Anstellung verhelfen kann, in der er sein Brot findet.

Eine unruhige, mehrfach unterbrochene Studienzeit, in der der Glanzpunkt wohl jene Reise durch Deutschland ist, die aber im Ganzen immer wieder unter dem Druck

häuslicher Familienverhältnisse leidet, ein mühseliges Examen, aus dessen Vorbereitungen ihn Krankheit herausreisst, eine wohl wenig erquickliche Probezeit als Lehrer ohne Gehalt — das ist der Inhalt dieser zehn Jahre . . .

Eine grosse Muthlosigkeit ist ihr Resultat. Wir hören von keinen neuen Versuchen, ihr zu entgehen, nachdem der erste Versuch um eine Anstellung fehl geschlagen ist. Nur von seiner stillen Ehe wissen wir, die der Tod so schnell wieder löste.

Jahre einer ruhigen Lehrthätigkeit an einer privaten Anstalt folgen, zugleich aber auch Jahre, in der reift und zum Ausbruch kommt, was wir als Frucht dieses Lebens besitzen.

Wie der Boden sich vorbereitete, auf dem sie erwuchs, das können wir nun ahnen. Wie über der ersten Jugend, so liegt über den Lern- und ersten Lehrjahren dieses Lebens jener Schleier, der wohl die Umrisse erkennen lässt, aber das Innere verhüllt. Bisher ist noch kein einziger lebender Zeuge diesem Leben entstanden. Nur Thatsachen, keine Menschen haben gesprochen. Erst jetzt, etwa mit dem Jahre 1840, treten sie auf und geben der schweigenden Gestalt Wärme und Ausdruck. Sie belebt sich und spricht zu uns durch Jener Erinnerungen.

Wir verlassen den Lehrer Johann Caspar Schmidt.

Aber bevor wir uns dem Manne zuwenden, der als Max Stirner wieder vor uns erscheinen wird, haben wir uns eingehend und interessevoll mit jenem Kreise zu beschäftigen, in dem sich von nun an sein Leben abspielen sollte auf viele Jahre hinaus, aus dem uns die Zeugen kommen, durch die er nun zu uns redet, und der den natürlichen Rahmen bildet zu seinem späteren Bilde.

Drittes Kapitel.

Die „Freien“ bei Hippel.

Die „Freien“ bei Hippel.

Im vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts.

Hippel in der Friedrichstrasse. — Erste Anfänge der „Freien“. — Charakteristik. — Der innere Ring. — Der weitere Kreis der Besucher. — Drei Gäste. — Die „Freien“ in der Oeffentlichkeit. — Ton des Kreises. — Seine Bedeutung.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts befand sich in dem Hause No. 94 der Friedrichstrasse in Berlin—es steht noch und liegt der Einfahrt des heutigen Central-Hotels ziemlich gegenüber — eine jener einfachen, aber gediegenen und gemüthlichen Weinstuben, wie sie uns heute etwa noch in der berühmten Habel'schen unter den Linden erscheint.

Der Name ihres Inhabers hatte einen guten Klang als Weinhändler in Berlin. Schon der alte J. M. R. Hippel hatte das Geschäft Jahrzehnte lang besessen; nachdem es dann seine Wittwe einige Jahre geführt, trat sie es 1841 an ihren Sohn Jacob Hippel ab.

In dieser Weinstube begann sich ungefähr um dieselbe Zeit, vielleicht ein Jahr später, ein Kreis von Männern allabendlich zu versammeln, der sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzte, die nur das Eine miteinander gemein hatten: mehr oder minder unzufrieden mit den bestehenden politischen und sozialen Verhältnissen ihrer Zeit zu sein und sie mehr oder minder heftig in der Oeffentlichkeit zu bekämpfen.

Diese ausgesprochene „äusserste Linke" in der grossen geistigen Bewegung der damaligen Zeit erhielt — ob mit, ob ohne ihr Zuthun — den Namen der „Freien" (— da Alles in der Welt einen Namen haben muss —) und hat unter ihm in der Geschichte der vormärzlichen Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt, die sich hauptsächlich an die Thätigkeit des einen und anderen unter ihren Gliedern knüpfte.

Die ersten Anfänge der „Freien“ datiren übrigens — um es ausdrücklich zu bemerken — nicht von Hippel her. Aber die Hippel'sche Weinstube verdrängte bald so sehr alle anderen Kneipen in der Gunst dieses Kreises und so lange ist er ihr unentwegt treu geblieben, so eng hat sich der Name Hippel mit dem seiner interessantesten Gäste verknüpft, dass ihm billig in dieser Beschreibung der Platz gebührt, den er sich in der Culturgeschichte jener Tage, wenn auch nur in einer bescheidenen Fussnote, erworben hat.

Wir finden die „Freien“ vielmehr zuerst — gleich nach 1840 — in dem Herzen Berlins, in der alten Poststrasse. Dort, hinter der Nicolaikirche, an der Ecke der Eiergasse, befand sich eine Bierwirthschaft, deren Wirth nach den Einen Kernbach, nach den Andern Walburg geheissen haben soll und in dessen geräumigem, aber niedrigem und „spärlich erleuchtetem“ Gastzimmer die ersten regelmässigen Zusammenkünfte stattfanden. — Ebenfalls in der Poststrasse, an der Ecke, in der „alten Post“, dem Zeitungsverlagshaus, muss sich ein anderes Local, eine Weinwirthschaft, befunden haben, die das bevorzugte Stammlocal einiger aus dem Kreise war, und ebenfalls, vor der Uebersiedelung zu Hippel, grosse Anziehungskraft ausgeübt haben soll.

Doch verlieren sich alle diese ersten Anfänge allzusehr in das Dunkel der Zeiten und ihre ersten Spuren sind bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Mit wenigen Worten eine Charakteristik der „Freien“ zu geben, ist nicht allzu leicht.

Nur so viel: sie bildeten durchaus keinen „Verein“, wenn sie auch oft als solcher betrachtet und missverstanden wurden. Sie haben nie die Attribute eines solchen beansprucht: nie hatten sie einen „Vorsitzenden“, nie stellten sie Regeln oder Satzungen auf, von denen ihre Zu- oder Nichtzugehörigkeit abhängig gewesen wäre.

Ohne jede bestimmte Absicht entstanden, hielt sich der Kreis nur durch das gegenseitige Interesse seiner Glieder aneinander. Wohl concentrirte sich das Interesse Vieler auf den „inneren Ring“ derer, die einmal zu den beständigen Besuchern gehörten und so ganz von selbst den „Stamm“ bildeten, dann aber, zum Theil wenigstens, auch durch den öffentlich geführten Kampf mit ihrer Zeit die Aufmerksamkeit vor Allem auf sich und ihre Namen zogen. Aber auch der weitere Kreis dieses Ringes war noch interessant genug, um zu seinem Ruf beizutragen. Er ist ungeheuer gross, und wenn wir die langen Reihen der Namen vor uns haben, hält es fast schwer, sich in der bunten und wogenden Fülle der Kommenden und Gehenden zurecht zu finden. Da waren natürlich an erster Stelle die liberalen Journalisten, die sich angezogen fühlen mussten von dem Bilde, das in seiner reichen Beweglichkeit ihnen immer neuen Stoff zur Anregung bot, und die bei Hippel die bei Stehely am Nachmittag begonnenen politischen Debatten bis in die Nacht hinein fortsetzten; da waren die Schriftsteller und Dichter, die sich berauschten an den Worten, die an der lauten Tafel erklangen und die kommende Zeit geradezu heraufzubeschwören schienen; da die jungen Studenten, die hier die Wahrheiten massenhaft hören konnten, die ihnen von den Kathedern herunter ganz sicher nicht gepredigt wurden.

Da waren weiter die klugen und scharfen Köpfe, die, der Worte und des Wartens müde, mit der Verwirklichung einer Freiheit die ganze herbeiführen zu können glaubten und sich mit der Beute des Freihandels beladen zurückzogen; da einige Offiziere, deren Horizont über Weiber und Pferde hinausging, und die kühn genug waren, sich in den „oben“ so verrufenen Kreis zwanglos zu mischen; da endlich eine grosse, bunte Schaar von Gästen aller Art, die kamen und gingen, wiederkamen und fortblieben, und — last not least — da die Damen, die natürlich nicht als solche, sondern als gute Kameraden behandelt wurden und ein offenes Wort nicht übel nehmen durften.

Der grösste Theil der Gesellschaft bestand, wenigstens im Anfang, aus jungen Leuten zwischen zwanzig und dreissig Jahren, und selbst Bruno Bauer, einer der ältesten, hatte damals die Dreissig kaum überschritten.

Alle aber ersehnten sie eine neue Zeit und riefen stürmisch nach ihr . . .

Wer nun aber waren die „Freien“? — „Die Namen will ich, die Namen!“ —

Wie bereits gesagt, waren es die „versprengten Freicorps des Radicalismus“, die — in ewiger Fehde mit den sie umgebenden Verhältnissen — sich unter dieser Bezeichnung zu einem zwanglosen Verkehr sammelten und sich vor Allem um einen Mann schaarten, dessen Name in jener Zeit einen weithin gehörten, gefürchteten Klang hatte, um Bruno Bauer. Der scharfsinnige Bibelkritiker war seiner Stellung als Privadocent an der theologischen Facultät in Bonn enthoben und soeben — im Frühjahr 1842 — von dort nach Berlin zurückgekehrt, um hier im Verein mit seinem Bruder Edgar seine weiteren Schlachten zu schlagen. Seine Absetzung hatte enormes Aufsehen erregt und die Augen der Oeffentlichkeit waren auf den unerschrockenen Mann gerichtet. In Berlin nun sammelten sich gleich von Neuem wieder die „Freien“ um ihn, der an Ruhm und Jahren ihnen voraus war, und so sehr ist Bruno Bauer überall als ihr eigentliches Haupt betrachtet, dass ihm billig auch hier, in der Betrachtung des inneren Ringes der Freien, die erste und breiteste Stelle gebührt.

Der Vater der Bauer's betrieb im zweiten Jahrzehnte des Jahrhunderts in der Taubenstrasse nahe der Dreifaltigkeitskirche ein kleines Porzellangeschäft. Er war aus dem Altenburgischen Orte Eisenberg nach Berlin gekommen, um hier seinen Söhnen eine möglichst gute Erziehung zu Theil werden zu lassen. Egbert und Bruno (1809 geboren) waren noch Kinder, der dritte Bruder

Edgar wurde erst nach der Uebersiedelung der Familie nach Charlottenburg 1820 geboren.

Bruno, unbedingt der befähigste unter seinen Brüdern, ein unruhiger, kritisch veranlagter Kopf, studierte in Berlin 1827 und die folgenden Jahre unter Marheineke und Schleiermacher Theologie, vor Allem aber Philosophie, natürlich bei Hegel. Im Anfang begeisterter Hegelianer der alten Richtung, habilitirte er sich, ein Schützling des Ministers Altenstein und zu dem Kreise junger Leute um die Bettina gehörig, die für sie Studien unter den Aermsten der Armen im Berliner Voigtlande machen mussten, 1834 in Berlin in der theologischen Facultät. Bald darauf begann er auch seine litterarische Laufbahn mit einer Kritik des eben erschienenen, höchste Erregung hervorrufenden „Leben Jesu" von Strauss, noch in dem Glauben: die „geschichtliche Offenbarung" mit dem „freien Selbstbewusstsein" vereinigen zu können.

Wie bald er diesen Glauben als Täuschung empfand zeigt ein Blick auf seine kritische Thätigkeit, die ihn in schnellster Aufeinanderfolge von dem Alt-Hegelianismus ab und weit über Strauss noch hinaus zu der Kritik der evangelischen Synoptiker und zu der Enthüllung der inneren Widersprüche und ganzen Haltlosigkeit der Hegel'schen Philosophie in seiner anonymen Broschüre „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Atheisten", sowie weiter zu seiner Absetzung als Privatdocent in Bonn führte. Der Minister Altenstein hatte seinen Schützling fallen gelassen, als dieser sich immer weiter „nach links entwickelte".

Bruno vertheidigte sich in glänzender Weise in seiner „guten Sache der Freiheit" und fuhr fort sich zu entwickeln. Er erwarb in Charlottenburg seinem Bruder Egbert ein Cigarrengeschäft, das mit einem Verlagsgeschäft verbunden war, in dem nun seine und Edgars Bücher erschienen und als erste, wichtigste Publication die „Allgemeine Litteratur-Zeitung" von 1843—1844 hervortrat.

Die rastlos über Freund und Feind forteilende, von ihm in's Leben gerufene und geleitete Bewegung der „Kritik"

schlug in diesem Organ ihre heftigsten Schlachten, in denen um die „absolute Emancipation“ des Individuums, das jedoch nicht den Boden des „reinen Menschenthums“ verlassen durfte, mit ebenso viel Heftigkeit, als Begabung gekämpft wurde. Der Feind, dem der Kampf galt, war allmählich die „Masse“ geworden: in diesem Schlagwort fasste die „kritisch gewordene“ und „absolute“ Kritik nach der Ueberwindung der Theologie „an Stelle aller einzelnen Formen der Beschränktheit und der Abhängigkeit“ sämmtliche dem „Geiste“ feindlichen Bestrebungen zusammen.

Als „Masse“ galten somit der „kritischen Kritik“ ebensowohl die radicalen politischen Bestrebungen des Liberalismus der ersten vierziger Jahre, als auch die damals erwachende sociale Bewegung, in deren communistischen Forderungen sie mit Recht eine äusserste Bedrohung des „Selbstbewusstseins“, der persönlichen Freiheit, erblickten. Die Antwort blieb von dieser letzten Seite nicht aus; Marx und Engels, die Berlin und die „Freien“ kaum verlassen, gaben sie 1845 in ihrem gehässigen Pamphlet „Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik, gegen Bruno Bauer und Consorten“.

Die „Litteratur-Zeitung“, die doch wohl allzu geschäftsmässig bei ihren kritischen Hinrichtungen verfuhr, konnte sich nicht halten, und, da die „Masse“ selbst allmählig anfing „kritisch zu werden“, wandte sich Bruno Bauer historischen und zeitgeschichtlichen Arbeiten zu, die sich im Laufe der nächsten Jahre als Ergebnisse einer reichen und fruchtbaren, theilweise von Jungnitz und seinem Bruder Edgar unterstützten Thätigkeit zu einer langen Reihe von Bänden sammelten, bis er dann nach der Revolution die Bibelkritik, die seinen Namen berühmt gemacht hatte, wieder aufnahm.

Die Bewegung der Kritik war bereits erloschen. Bruno hatte zuletzt selbst ihre „Gesinnungslosigkeit“ proklamirt und damit auch die letzten unter seinen Anhängern vor den Kopf gestossen, sodass auch sie von ihm abgefallen waren.

Die „heilige Familie“, um zu ihr zurückzukehren, so wurde spöttischerweise der Kreis genannt, der sich um

Bauer in Charlottenburg bildete und sich zum grössten Theil aus den nicht allzu zahlreichen Mitarbeitern der Litteratur-Zeitung zusammensetzte. Sie erhielt oft Verstärkung und Zuschuss an Mitgliedern von den „Freien" und im Sommer wurden von Charlottenburg aus die gemeinschaftlichen Ausflüge nach dem „Spandauer Bock", dem kleinen Haus an der Haide, gemacht. Im Uebrigen aber war die „heilige Familie" doch wesentlich verschieden von den „Freien". Es überwog in ihr das weibliche Element zeitweise ganz bedeutend und auffällige Erscheinungen, wie die der Louise Aston, brachten genügend Leben in das stille, einträchtige Haus, in dem die Brüder unablässig fleissig arbeiteten, während der Vater-Porzellanmaler mit Egbert die Bücherballen band und die alte Mutter geschäftig vorn im Laden Cigarren verkaufte.

Bruno's um elf Jahre jüngerer Bruder Edgar hatte ebenfalls auf seinen Antrieb hin zuerst Theologie studirt, sich dann aber aus praktischen Gründen der Rechtswissenschaft zugewandt. Er besass bei Weitem nicht die geistige Bedeutung Bruno's und stand lange Zeit völlig unter dessen Einfluss. Manche Wandlungen seiner Ansichten sind nur so zu erklären.

Gleich Bruno zunächst Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher von Ruge (1838 ff.), war seine erste Schrift eine Vertheidigung seines Bruders gelegentlich dessen Absetzung. Beiden war nun jede öffentliche Stelle in Preussen ein für allemal verschlossen.

Ein Jahr später wurde ihm wegen seiner scharfen und muthigen Arbeit „Der Streit der Kritik mit der Kirche und dem Staate" ein langwieriger Prozess gemacht, der mit seiner Verurtheilung zu drei Jahren Festungshaft endete, die er von 1846 an in Magdeburg verbüsste. Wie Bruno, und kaum minder fruchtbar, wenn auch weniger gründlich, beschäftigte er sich dort mit Geschichtsschreibung, um sich dann nach seiner Entlassung — wieder in Berlin — in die Bewegung der Revolutionsjahre zu stürzen.

Als dritter im Kreise der „Freien" wäre der Schriftsteller Ludwig Buhl zu nennen. Wenn die Namen der

Bauer’s, besonders der Bruno’s, heute noch eine gewisse Geltung haben, ist Buhl heute so gut wie vergessen und seine Schriften werden schwerlich je wieder an’s Tageslicht gezogen werden. Und doch stand er — „in einem schwachen Körper eine starke, unverwüstliche Natur“ — an kritischer Schärfe den Brüdern keineswegs nach, übertraf jedenfalls Edgar an Schärfe des Blicks und Consequenz. Er war einer der Ersten, der erkannte, dass die Kritik sich nicht gegen diese oder jene Form des Staates, sondern gegen das Wesen des Staates überhaupt zu richten habe, um irgend welche praktischen Resultate zu erzielen. Diese Ansicht vertrat er zuerst in seiner „Berliner Monatsschrift“, von der noch die Rede sein wird, nachdem er socialpolitischen Fragen schon wiederholt in seiner verbotenen Zeitschrift „Der Patriot“ von 1842, in seiner Schrift über die Verfassungsfrage und in seinem Buche über „die Herrschaft des Gebiets- und Bodenprivilegiums in Preussen“ nahe getreten war. Ein ausgezeichneter Uebersetzer z. B. der „Zehn Jahre“ von Louis Blanc, „wo er jedes Dieu mit Vernunft übersetzte“, und trotz aller Hast seiner Arbeiten ein sorgsamer Stylist, gilt seine Uebertragung der Casanova’schen Memoiren noch heute allgemein für unübertrefflich.

Buhl war ein Berliner und 1814 geboren. Wenn er nicht irgend eine Gefängnissstrafe abzusitzen hatte, deren er sich zahlreiche, einmal durch seine Schriften, ein anderes Mal durch ein ironisches Hoch auf die Polizei auflud, — er war bald drei Wochen, bald drei Monate, einmal sogar ein Jahr auf der Festung, – so war er immer bei Hippel zu sehen, einer der treuesten Besucher und einer der — lautesten.

Ebenfalls zu den regelmässigsten Gästen bei Hippel gehörte der Litterat Dr. Eduard Meyen, der, 1812 in Berlin geboren, dort und in Heidelberg Philosophie und Philologie studirt und sich später ausschliesslich litterarischer Thätigkeit zugewandt hatte, die zu eifrigster Mitarbeiterschaft an den verschiedensten Zeitungen, den

Hallischen Jahrbüchern, sowie zur Uebernahme der Redaction der „Litterarischen Zeitung“ und späterhin des „Athenäums“ führte, jedoch in keinem selbstständigen Werke Spuren hinterliess. Meyen war ein geachteter, ehrlicher Tagesjournalist. Wie scharf seine Feder werden konnte, hatte er bereits vor 1840 in seiner Streitschrift gegen den Professor Leo, den „verhallerten Pietisten“, gezeigt. Meyen war übrigens der Onkel des Dichters Alfred Meissner.

Körperlich, wenn auch nicht geistig, überragte alle anderen der Journalist Friedrich Sass, ein geborener Lübecker, wegen seiner sechs Fuss hohen Gestalt meist „der lange Sass“ genannt. Er war ein fähiger Journalist und gab durch eine Broschüre, die er unter dem lange festgehaltenen Pseudonym Alexander Soltwedel schrieb, den ersten Anlass zur Bildung einer deutschen Flotte. Auch war er eine Zeit lang der Herausgeber des „Pilot“. Sein umfangreichstes Werk, das er 1846 veröffentlichte, behandelt „Berlin“, und ist nicht ohne Werth, beweist aber, wie wenig er sich Mühe gegeben hatte, in den geistigen Gedankenkreis seiner Hippel'schen Freunde einzudringen. Aber nicht dies Werk, sondern seine gelungenen Gassenhauer, wie die „Lieder“ auf den Bürgermeister Tschech und den Mörder Kühnapfel, die von ihm herrühren sollen, haben sich ihrer drolligen Ungenirtheit wegen in dem Gedächtnisse der Zeit erhalten. Der „lange Sass“, auch „Literarchos“ genannt, war ständiger Kaffeegast bei Stehely und verkehrte viel mit den „Freien“, für die er ebensowohl die Zielscheibe des Witzes abgab, wie später für den „Kladderadatsch“. . . .

Ebenfalls Journalist, aber weit höher begabt, dabei ein Stück Dichter und eine Natur nicht ohne einen genialen Zug in's Grosse, war Hermann Maron. Aus sehr gutem Hause, von Jugend an verwöhnt, doch ohne Vermögen, um seinen Neigungen leben zu können, brachte ihm das Leben frühzeitige Enttäuschungen. Er muss bei Hippel noch in späteren Jahren, als die Gesellschaft schon anfing sich aufzulösen, verkehrt haben.

Für eine Zeit soll auch Dr. Arthur Müller, der im Jahre 1848 die „ewige Lampe“ redigirte, ein fleissiger Besucher gewesen sein.

Des Weiteren verkehrte unter den „Freien“ der Lieutenant Saint-Paul. Er war als Censor nach Köln gesandt, um dort die „Rheinische Zeitung“ zu beobachten, war aber viel lieber mit ihren Redacteuren Abends gemüthlich zusammen. Als sie dennoch einging, kehrte er nach Berlin zurück. Er war einer der lebhaftesten des ganzen Kreises und kümmerte sich wenig um die Tendenzen der „Kritik“, wenn er sich bei ihr nur amüsirte.

Als Letzter des innern Ringes sei Carl Friedrich Köppen genannt. Er war Gymnasiallehrer und unterrichtete im Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule. Er verkehrte lange Jahre bei Hippel, eng mit den „Häuptern“ befreundet. „Es konnte nicht fehlen, dass ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die sie mit einander hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zu Zeiten widerklang,“ sagt dieser Schüler in dankbarer Erinnerung an den trefflichen und allgemein geachteten Mann.

Ein Kollege Köppen's, und mit ihm oft bei Hippel, war ein gewisser Mussak, von dem wir aber nichts Näheres wissen.

Wenn wir nun von der Betrachtung dieses „inneren Ringes“ bei Hippel zu der des weiteren Kreises übergehen, soll zunächst betont werden, dass gewiss Mancher aus diesem letzteren wenigstens zeitweise ebenso oft und öfter zu Hippel kam und desshalb ebensowohl eine genauere Schilderung verdient hätte, als die Genannten. Aber theils werden die Namen dieser doch im Laufe der Jahre nicht so regelmässig und immer wieder genannt, theils zogen sie auch das Interesse noch nicht so auf sich wie jene.

Es ist eine fast unübersehbare Schaar, dieser weitere Kreis . . . Es wäre eine vergebliche Mühe, auch nur den

Versuch zu machen, zu sagen, wann, wie oft und wie lange jeder Einzelne dieser wirren Menge bei Hippel verkehrte. Da ist einer, der vielleicht nur ein paar Mal kam, um dann für immer fortzubleiben; da ein anderer, der Jahre zwischen seinen ersten und letzten Besuch legte; da ein dritter, der regelmässig eine kurze Zeit kam, so regelmässig wie nur einer; und da ein vierter, der kam, wenn es ihm gerade passte . . . Und alle diese gehen und kommen in der langen Zeit von zehn Jahren! . . .

Daher ist mehr als eine Namens-Aufzählung zu geben unmöglich. Um einigermassen die Uebersicht zu erleichtern, wurde, so weit es anging, in Gruppen zusammen gestellt, was entweder von einer solchen, z. B. von dem Rütli, zu den „Freien" kam, oder von diesen heraus selbst zu einer solchen wurde, z. B. der „Freihandels-Verein". Auch was sich später aus Gründen des Interesses zu einem besonderem Zweck anderweitig zusammenthat, z. B. zur Gründung einer Zeitung, wurde zusammen genannt. Dass mit dieser sich von selbst ergebenden Art der Anordnung der vielen Namen keine „Classificirung" irgend einer Art bezweckt wird, braucht hoffentlich nicht besonders betont zu werden.

Ebenso begreiflich ist es, dass sie sämmtlich hier nur kurz gestreift werden und unser Interesse nur in zweiter Linie in Ansruch nehmen dürfen. Ueber die meisten wird man sich an anderen Orten ausführlicher unterrichten können. Auf Alle hat auch der flüchtigste Besuch bei den „Freien" einen gewissen Eindruck hinterlassen und nur bei einigen wurde er im Laufe der Jahre völlig verwischt. Die Wenigsten von ihnen allen sind mehr am Leben: einige sind in Elend und Verlassenheit gestorben, andere haben es „zu Etwas gebracht" und gelangten zu „Ehren und Würden". Alle aber sind sie auseinander gesprengt und über die Erde verstreut und nur die Wenigsten der Lebenden stehen unter einander noch in irgend einer Beziehung.

Ganz ausserordentlich gross ist die Zahl der Journalisten, die bei Hippel aus- und eingingen. Sie setzten sich zum Theil aus denen zusammen, die auch Nachmittags

in dem berühmten „rothen Zimmer“ der Stehely'schen Conditorei zusammentrafen, theils hatten sie keine so ausgesprochen radicale politische Anschauung und kamen mehr der Neugierde wegen und aus flüchtigem Interesse.

Einer der begabtesten und sicher der energischste unter ihnen allen, obwohl man es ihm nicht ansah, war Gustav Julius, der so früh in London sterben sollte, der Gründer der „Berliner Zeitungshalle“, des in den Revolutionsjahren so vielbesuchten und in der Geschichte jener Tage so oft genannten Lesezimmers am Gensdarmenmarkt. Dann kamen: Dr. Karl Nauwerck, ein stiller und fleissiger, aber innerlich conservativer Privatdocent an der Universität, der Verfasser der Schrift: „Ueber die Theilnahme am Staate“; Guido Weiss, der spätere Begründer der „Wage“; Adolph Streckfuss, der sich lebhaft an der Revolution betheiligte; Feodor Wehl, der Redakteur der „Wespen“; Max Cohnheim, ein junger Journalist; Albert Fränkel, einer der ältesten Mitarbeiter der „Gartenlaube“; Adolph Wolff, genannt der „schwarze Wolff“, der auch Schönfliess hiess, der Verfasser der „Revolutions-Chronik“; Ludwig Köppe aus Dessau, der Bruder des früheren anhaltischen Ministers; Jungnitz, der Mitarbeiter Bruno Bauer's an dessen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neueren Zeit“; Julius Löwenberg, späterhin Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung“; und endlich ein G. Wachenhusen, der Verfasser einer Schrift „An die deutschen Studenten“.

Neben den Journalisten wurden auch junge Dichter viel bei Hippel gesehen, Begeisterung bringend und mit sich nehmend aus dem stets anregenden Kreise. Waren sie doch alle miteinander hineingerissen in die heisse Erregung jener Tage und nahmen sie doch damals noch lebendigen Antheil an den Fragen, die ihre Zeit bewegten, ohne Angst vor der „Tendenz“. Da sah man den jungen Rudolph Gottschall, der — von Königsberg seiner „Censurflüchtlinge“ und seines „Ulrich von Hutten“ wegen verwiesen, — in Berlin 1844 sein Jahr bei den Gardeschützen

abdiente; etwas früher, 1843, den vierundzwanzigjährigen, schon den Doctorgrad tragenden Wilhelm Jordan, der eben seine ersten Lieder von der „Glocke und Kanone“ gesungen und nun hier die Gestalten seines späteren „Demiurgos“ vor sich sah; ferner Karl Beck, den genialen Sänger der „Nächte“, der bereits seine „Gesammelten Gedichte“ erscheinen lassen konnte und von allen Seiten in Berlin ausgezeichnet wurde; da einen jüngeren, heute verschollenen Dichter Otto von Wenckstern, der in Bonn studirt hatte; endlich den heute ebenfalls vergessenen Reinhold Solger, den hochbegabten Dichter des leider unvollendeten „Hans von Katzefingen“, der mit Kossuth nach Amerika ging, wo er starb.

Unter den Dichtern sei auch J. L. Klein, der Dramatiker und Herausgeber des „Modenspiegels“ genannt, dessen „Zenobia“ damals eben erschienen war; und endlich noch einer interessanten Erscheinung gedacht, der Albert Dulk's, des Verfassers der dramatischen Dichtung „Orla“.

Manche der Mitglieder der „Freien“ gehörten auch oder in erster Linie anderen Vereinigungen an, oder bildeten solche, nachdem sie durch ihre Bekanntschaft ein gemeinschaftliches Interessenprincip gefunden hatten.

So kamen von ihrem „Rütli“, einem litterarisch-wissenschaftlichen Verein, der aber auch den „höheren Blödsinn“ eifrig pflegte, junge und begabte Köpfe zu den „Freien“ herüber, um gerngesehene Gastrollen zu geben oder auch länger zu bleiben. Wir nennen Titus Ullrich, den jungen Dichter des „hohen Liedes“; den Musikkritiker und Humoristen Ernst Kossak; den Geschichtsmaler Heinrich Ulke, der mit jugendfrischer Begeisterung jede neue Freiheitsidee in sich aufnahm. Der Besuch dieser Rütlileute fällt vor allem in die Jahre 1844—46.

Zum Theil aus diesem Rütli-Verein hervorgegangen waren die späteren Begründer und Mitarbeiter des „Kladderadatsch“, alle bei Hippel mehr oder minder eifrige Gäste. Vor allen David Kalisch, der eigentliche Vater des „Kladderadatsch“, wie der der „Berliner Posse“, der bei

den „Freien“ seines Witzes wegen gern gesehen wurde, aber auch von ihrer scharfen Kritik Manches gelernt haben mag. Dann dessen Vettern: Rudolf Löwenstein, der Mnemoniker und Dichter reizender Kinderlieder und Ernst Dohm, der indessen erst in späteren Jahren zu Hippel kam, wie er ja auch erst 1849 nach dem Wiederaufleben des „Kladderadatsch“ an dessen Spitze trat. Endlich des Blattes späterer Illustrator, der Zeichner Berliner Lebens, Wilhelm Scholz, der aber nur einige Male kam.

Als weitere Gruppe wären die zu nennen, die sich später unter ihrer gemeinsamen Idee des Freihandels zu einem „Freihandels-Verein“ enger zusammen schlossen.

Unter ihnen an erster Stelle Julius Faucher, der eigentlich seinen Platz in dem „engeren Ringe“ hätte haben müssen, denn er war lange Zeit ein regelmässiger Besucher bei Hippel und wahrlich keiner der langweiligen. Er war 1820 in einem der Eckhäuser an der Kreuzung der Friedrichstrasse und der Linden in Berlin geboren. Sein Vater gehörte zu der französischen Colonie, den Nachkommen der ehemaligen Emigranten. Auch Julius hatte mehr von einem Romanen als einem Deutschen an sich. Von scharfem Verstand, schlagendem, aber nie rohem Witz, sprudelnder Lebhaftigkeit war er eine durch und durch geniale Natur und überall ein beliebter Gesellschafter. Er hatte sich 1845 mit der Pflegetochter des Hutmachers Sommerbrodt, Karoline, verheirathet und kam ein Jahr später von Berlin nach Stettin, und von da nach ruhelosen Agitationsreisen nach Berlin zurück, wo er nach der Revolution die „Abendpost“ gründete, eine der bestredigirtesten, radicalsten und interessantesten Tageszeitungen, die jemals existirt haben. Da sie dem „Zwangsstaat“ von mehr als einer Seite und mit den schärfsten Waffen zu Leibe ging, machte dieser ihr das Leben auf seine bekannte Art uud Weise unmöglich und Faucher ging mit dem ebenfalls an ihr betheiligten Dr. Meyen nach London.

Dem Freihandels-Verein, dessen Seele er war, gehörten ausserdem von den „weiteren Hippelianern“ noch an: der

Litterat Dr. Bettziech, der unter dem Pseudonym H. Beta spätere eifrige Mitarbeiter der „Gartenlaube“; der „dicke“ Stein; John Prince-Smith, der bekannte Freihändler, und Dr. Wiss, der lange Zeit in freundschaftlichster Weise mit den Häuptern der „Freien“ bei Hippel verkehrt haben muss, später mit Ruge die „Reform“ zu gründen versuchte und dann nach Amerika ging, wo er Redacteur der amerikanischen Turnzeitung wurde, bis er wieder nach Europa zurückkehrte.

Da waren ferner die, welche sich später zur Begründung der National-Zeitung und Mitarbeiterschaft an ihr zusammenthaten und dann theilweise auch fortblieben: zunächst Dr. Friedrich Zabel, damals noch Lehrer an einer höheren Schule, ihr eigentlicher Begründer und späterer Leiter; Otto Michaelis, der Freihändler und spätere Schöpfer der Gewerbeordnung; Otto Wolff, der dann nach Stettin als Redacteur ging; Theodor Mügge, der seine fruchtbare Laufbahn als Romanschriftsteller soeben mit seinem „Toussaint“ begonnen hatte; und Adolf Rutenberg, der von der „Rheinischen Zeitung“ in Köln nach ihrer Unterdrückung wieder herübergekommene alte Burschenschafter und aller Philosophie abholde Tagesschriftsteller.

Dann die späteren Mitarbeiter der genannten Zeitung: die Brüder Adolph und Otto Gumprecht aus Erfurt, Reiseschriftsteller der eine, Musikkritiker der andere.

Auch die Socialisten erschienen und waren sogar im ersten Anfang fleissige Besucher des Kreises, bis ihre Thätigkeit sie von Berlin forttrieb und ihre persönlich so gehässige Kritik ihr Verweilen in ihm unmöglich gemacht hätte. Gleich im Anfang der vierziger Jahre tritt uns hier die Gestalt von Karl Marx entgegen und die seines Freundes Friedrich Engels. Ferner der Romanschriftsteller Ernst Dronke, der Verfasser eines Buches über „Berlin“, und von Novellen „Aus dem Volke“, der schon bald vor den Chikanen der Polizei nach England flüchten musste.

Von den Einzelnen, die als zeitweilige Besucher bei Hippel erschienen und im Laufe der Jahre hier und da, öfter oder seltener, die Zahl der Gesellschaft durch ihr Erscheinen vermehrten, seien die folgenden noch genannt:

Hermann Raster, damals ein junger Student, später der bekannte Redacteur der „Illinois Staats-Zeitung“ in Chicago; Alexander Kapp, ebenfalls ein junger Student der Rechte; der „lange Liederling“ Hieronymus Thrun, seines Zeichens Musiklehrer, ein verbummeltes Genie; ein Architekt Freiesleben aus Dessau, einer der späteren „lateinischen Bauern“ in Texas; Enno Sander, der sich am badischen Aufstand betheiligte; W. von Neumann, dessen Vetter; der Aestethiker Max Schasler; die Buchhändler Cornelius und Twietmeyer; W. Caspary; von Förster, ein geistreicher Cyniker; Walter Rogge, späterer Pfarrer; Dr. Gustav Levinstein; Bürgermeister Zehrmann, später in Potsdam; Max Schmidt, ein junger Maler aus Weimar; ein Freiherr von Gaudy; Alcibiades Faucher, ein Bruder von Jules, der geistig mehr als schwerfällig war und sich alle Abende seinen Rausch antrank.

Und um noch einige weitere Namen wieder zu nennen, wie sie genannt wurden, ohne jeden weiteren Anhaltspunkt: ein von Leitner aus Oestereich; ein Jurist Nernst; Carl Noback; und ein gewisser Waldeck, aber nicht der aus seinem Processe so berühmte Obertribunalrath.

In der Revolutionszeit traten viele neue Gesichter flüchtig in den Kreis der Freien; manche würden dem Kenner der Geschichte jener Tage vertraut ins Ohr klingen, aber ihre Erscheinungen verschwanden so schnell, wie sie gekommen, wieder und wir haben bereits der Namen zu viele genannt.

Aber, wird man fragen, es waren doch auch Frauen bei „Hippel“? — Ganz gewiss und wir sehen sie unbefangen

und ohne Ziererei an dem lauten Tische sitzen, der von ihrem Geiste dieselbe Männlichkeit verlangte, wie von jedem anderen Besucher, wenn es galt, ohne jede Sentimentalität und Prüderie die Fragen zu behandeln, welche Tag und Zufall gerade gaben.

Leider wissen wir ausser der einen, die uns noch so viel beschäftigen wird, nur von sehr wenigen. Da war die Frau des Dr. Wiss, eine Demokratin vom Scheitel bis zur Sohle; eine verheirathete Schauspielerin von Ruf, deren Name vergeblich gesucht wurde; und Karoline Sommerbrodt, die Frau Fauchers. Mehrere Männer brachten auch ihre Geliebten mit, so Buhl die seine, die den Spitznamen Mirabeau führte. Endlich sei noch Louise Aston genannt. Sie war eine der auffallendsten Erscheinungen der damaligen Zeit. Jung verheirathet und bald geschieden von ihrem Manne, einem Engländer, temperamentvoll und leidenschaftlich, war ihr, bevor sie nach Berlin kam, bereits ein gewisser Ruf vorangegangen. Ihre anmuthige Erscheinung, ihre elegante Toilette, die sie zuweilen mit Männerkleidern vertauschte, ihr ganzes freies und doch nicht lautes Auftreten fesselte auch hier die Aufmerksamkeit Vieler. Sie wurde 1846, ihres Umganges mit den radicalen Elementen wegen, ausgewiesen, lebte einige Zeit in der Nähe Berlins und kehrte erst später dorthin zurück. Uebrigens erschien sie selten unter den „Freien“. Ihre Schriften sind ohne besondere Bedeutung und verrathen wenig von der Originalität ihrer Persönlichkeit, die wohl mehr in Aeusserlichkeiten bestanden haben mag.

Auch Gäste erschienen öfters an der Tafelrunde, die auf der Durchreise durch Berlin begriffen waren und, von dem Ruf der „Freien“ angelockt, sich durch den Augenschein von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen und die Träger der so oft genannten Namen in persönlichem Umgange kennen zu lernen wünschten.

Von drei solchen flüchtigen Gastbesuchen bekannter Persönlichkeiten hat sich die Kunde erhalten, aber es muss leider gleich hinzugefügt werden, dass kein einziger dieser drei Grössen es auch nur für die Länge eines Abends unter den ihnen „allzu Freien“ aushielt, sondern nach kurzem Aufenthalt verschwand.

Der erste war Arnold Ruge. Er erschien Anfangs November 1842 eines Abends mit dem Verleger Otto Wigand aus Leipzig und seinem Bruder Ludwig bei Walburg in der Poststrasse. Es trieb ihn die Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit denen er als Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher“ schon so lange in regem Verkehr gestanden. Er traf die ganze Gesellschaft beisammen. Ludwig Ruge erzählt: „Anfangs war es ziemlich stille, und er bildete den Mittelpunkt der Unterhaltung. Nach und nach befreiten sich einige aus der philiströsen Unterhaltung“ — Ruge hatte mit Bauer, Nauwerck und Köppen den Plan einer „freien Universität“, unter den damaligen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, erörtert, und den Jüngeren, die erst still zugehört hatten, wurde die Sache langweilig und sie opponirten — „und verfielen in ihren alten gewohnten Ton. Die freie Stimmung steigerte sich bis ins Unglaubliche. Ich sah wie Arnold stumm und wie versteinert dasass. Ein Sturm musste ausbrechen, denn es kochte und siedete in ihm. Mit einem Male sprang er auf und rief mit lauter Stimme: „Ihr wollt frei sein und merkt nicht, dass Ihr bis über die Ohren in einem stinkenden Schlamm steckt! Mit Schweinereien befreit man keine Menschen und Völker! — Reinigt Euch zuerst selbst, bevor Ihr an eine so grosse Aufgabe geht!““

Damit verliess der eitle Mann, dessen sehr überschätzte geistige Bedeutung seinem Einfluss in damaliger Zeit nie gleichgekommen ist, die Gesellschaft, um nie wiederzukehren. Man kann sich denken, dass der moralische Entrüstungsausbruch dieses Predigers in der Wüste bei den Zurückbleibenden nur die ungeheuerste Heiterkeit erregte

und wird die Bitterkeit verstehen, mit der nachher von dem in seinen heiligsten Gefühlen Gekränkten auf die „Freien“ losgezogen wurde. Wenn dies gleichgültige Ereigniss auch nicht zu „einem allgemeinen Stadtklatsch“ gedieh, so trug es doch dazu bei, die „Freien“ nach aussen hin in Verruf zu bringen, um so mehr, als sie selbst natürlich nicht daran dachten, zu antworten. Arnold Ruge aber bildete sich allen Ernstes ein, „halb und halb die Gesellschaft gesprengt zu haben.“

Ein zweiter Besucher benahm sich zwar weniger albern, als Ruge, indem er einfach stillschweigend fortging, als es ihm nicht mehr gefiel, war aber nicht glücklicher. Es war Georg Herwegh, der Dichter der „Gedichte eines Lebendigen“, der auf seiner Triumphreise durch Deutschland ebenfalls im November 1842 nach Berlin gekommen war, wo er von dem König bekanntermassen empfangen wurde, obwohl seine Gedichte erst kurz vorher in Preussen verboten worden waren. Er blieb bei den „Freien“ nur eine kurze Weile, sprach auf Verlangen einige seiner Verse mit gewohnter Verve und ging wieder. In seinem Urtheil über die Gesellschaft, — er spricht von ihrer „Polissonnerie“ — ist er offenbar stark durch Ruge beeinflusst worden, der sagt, dass Herwegh sogar Verse gegen das Unwesen gedichtet habe. Jedenfalls hatte sich der junge, gefeierte, damals schon so verhätschelte Dichter unter den freimüthigen, formlosen Kritikern aller Verhältnisse wenig wohl gefühlt.

In der Oeffentlichkeit wurde nachher behauptet, die „Freien“ hätten Herwegh's Besuch zum Anlass einer grossen Demonstration machen wollen und es wurde heftig darüber hin und her gestritten, ob der Dichter überhaupt unter ihnen gewesen sei oder nicht. Ihre Existenz ward auf alle Fälle wieder einmal festgestellt. Die „Freien“ waren eben, wie Bruno Bauer einmal später sagt, das Gespenst des Jahres 1842; und mit Recht meint er, dass Herwegh sie hätte besser studiren müssen, als er es gethan, um über sie so urtheilen zu können.

Ein dritter Gast, gleichfalls nur für den Theil eines einzigen Abends, war ein weit weniger bedeutender Dichter:

Hoffmann von Fallersleben. Der in Breslau abgesetzte Professor durchzog als wehklagender Barde die deutschen Gaue und kam 1844 auch nach Berlin. Es war wieder die „Weinstube in der Poststrasse“ und nicht Hippel, die die Ehre auch dieses Besuches empfing. Hoffmann behauptet die beiden Bauers „in einem unzurechnungsfähigen Zustande“ gefunden und bei ihren „rohen und gemeinen Aeusserungen sich so unbehaglich gefühlt“ zu haben, dass er ausgewandert sei. Klingt schon der erste Vorwurf gerade aus diesem Munde etwas merkwürdig, so haben hier zweifellos auch noch andere Umstände mitgewirkt, um den höheren Bänkelsänger zum Fortgehen zu bewegen.

Aber, wie gesagt, die „Freien“ liessen alle Kritik stillschweigend über sich ergehen und lachten höchstens dazu.

Der Besuch solcher Gäste, wie diese drei, trug nun zwar wesentlich dazu bei, den Ruf der „Freien“ in der Oeffentlichkeit zu verbreiten, aber in durchaus keiner schmeichelhaften Weise, und in der Presse — allerdings in welcher Presse! — wurde kaum jemals ein gutes Wort über die „Hippel’sche Bande“ gesagt.

Wie viel dabei auf Rechnung der Sensation zu schreiben war, werden wir noch sehen. Einstweilen fragen wir, was überhaupt das Thun und Treiben einer privaten Gesellschaft die Oeffentlichkeit anging? —

Es war so gekommen. Ein offenbar beschäftigungsloser Korrespondent der „Königsberger Zeitung“ hatte Anfang Juni 1842 dorthin in einem langen Artikel über die Entstehung eines Vereins berichtet, „dessen Zweck dahin gehen sollte, die bekannten holsteinischen „Philalethen“ aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erneuern“ und der den Namen „die Freien“ führen würde. Was der betreffende Korrespondent dann weiter faselt, ist ungefähr das Folgende: wie jene älteren Philalethen verwerfe auch der „Verein der Freien“ die Bibel, wolle auch an Stelle der Tradition kein anderes bestimmtes Glaubensbekenntniss setzen, sondern

einzig und allein die Autonomie des Geistes auf's Schild erheben, überhaupt schliesse sich der neue Verein dem alten in allen Punkten an, nur nicht in seinem Verhalten zur Staatsgewalt; der neue Verein sei vielmehr entschlossen, gleich von Anfang an entschiedener hervorzutreten, so den Austritt seiner Mitglieder aus der Kirche öffentlich zu erklären, um nicht durch rein passives Verhalten in den Verdacht der Heuchelei zu gerathen; u. s. w.

Es versteht sich von selbst, dass dieser ganze Unsinn entweder in dem Gehirn des lohnhungrigen Tagesschreibers selbst entstanden war, oder ihm durch einen Spassmacher der Hippelianer suggerirt und dann von dem Nichtswisser für baare Münze genommen worden war.

Von Berlin aus hiess es denn auch nach Königsberg, dass man „hiesigenorts“ überhaupt von dem „neuen Verein“ nichts wüsste.

Aber das „Frankfurter Journal“ liess sich abermals und noch gründlicher düpiren. Es brachte sogar in einem Artikel vom 7. Juni das angebliche „Glaubensbekenntniss“ der „Freien“. So wahnsinnig erscheint dieses Dokument, wenn man die wirklichen Ansichten der so radikalen Gesellschaft kennt, dass man geneigt ist, irgend eine grobe Verwechselung oder Unterschiebung anzunehmen. Denn wenn aus dem Königsberger noch der soufflirende Schalk spricht, so hat sich offenbar der Frankfurter den Wisch irgend einer religiösen Secte in die Hand stecken lassen. Denn es heisst in diesem Glaubensbekenntniss, um nur einen Satz zu citiren: „Wir glauben an einen einzigen, allmächtigen, allweisen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Vater aller Wesen . . .“ und am Schluss: „Wir feiern mit kindlichem Danke Feste zur Ehre des einigen Gottes . . . der unserer Seele gnädig sein möge jetzt und in Ewigkeit.“

Die Oeffentlichkeit glaubte denn auch nie im Ernste an die Existenz der Gesellschaft und blieb im Unklaren über ihre Ziele und Zwecke.

Was später in sie drang, beschränkte sich auf kurze Notizen, die allerdings ganz darauf berechnet waren, dem

Philister einen Schauder vor dem wüsten Treiben der Verworfenen einzujagen, und sie ihm in Wirklichkeit so erscheinen zu lassen, wie sich seine Phantasie die „Verneiner alles Göttlich- und Menschlich-Heiligen“ in ihren Träumen darstellte.

Eine Rolle haben die „Freien“ als solche nie gespielt. Als sich in den Revolutionsjahren einige aus dem Kreise an der Bewegung betheiligten, thaten sie es auf eigene Faust, und die Oeffentlichkeit hatte den Kreis bereits so aus den Augen verloren, dass man ihre Namen nicht einmal mehr mit ihm in Verbindung brachte.

Er wäre heute überhaupt vergessen, wenn nicht die Erinnerung an Einzelne, die ihm angehörten, immer wieder auch die an die Stätte ihrer Zusammenkünfte wachgerufen und wachgehalten hätte.

Wie ging es nun bei Hippel zu? —

War der Ton des Kreises wirklich ein derart unerhörter, wie berichtet wurde, oder beruhten die Gerüchte nicht zum grössten Theil auf mehr oder minder böswilligen Uebertreibungen, sowie auf Voreingenommenheit des Urtheils? —

Ganz gewiss ist das letztere der Fall.

Vor Allem war der Ton ein sehr verschiedener, je nach der Zahl und Art derer, die gerade zusammentrafen.

Es mochte vorkommen, dass, wenn man zu Hippel kam, man Bruno Bauer mit irgend einem der Anwesenden in eifriges Kartenspiel vertieft fand, das stundenlang dauern konnte. Es war Kreuz- oder Eichel-Mariage, was man spielte; kaum wurde ein Wort gesprochen, und den Pfeifen entstiegen dichte Wolken; nur ab und zu fiel eine Bemerkung. Und wie er gekommen so ging der kleine, knorrige Mann wieder und die Andern, die sich ebenso still auf ihre Weise amüsirt hatten, ebenfalls. Erstaunt frugen dann die Zuschauer eines solchen Abends: so also beschäftigen sich Menschen mit „Stirnen, an denen der Ver-

stand zu Tage liegt“? — Aber das sind ja die reinen Philister!

Man konnte es aber auch anders treffen, besonders wenn viele der jüngeren Leute dabei waren. Da war die ganze lange Tafel bis an das unterste Ende besetzt und in heftiger, lauter Discussion verflog der Abend: eine Bemerkung war gefallen, die irgend einem nicht gefiel, er hatte sie aufgenommen, ein Dritter hatte geantwortet und bald war das lebhafteste Gespräch im Gange. Lange sprach keiner und jeder suchte sich kurz zu fassen. Höchstens Bruno Bauer hörte man einmal länger zu, wenn er in seiner scharfen, etwas überlegenen Weise sprach. Aber Jeder sagte auch, was er dachte und verschwiegen oder in gewählte Form gegossen wurde nichts. Nur Hand und Fuss musste haben, was man sagte.

Dass an Allem die schärfste Kritik geübt wurde, war selbstverständlich. Vieles wurde mit dem Worte: „Dreck“ abgethan und oft wurde hierfür auch noch ein stärkeres gewählt. Wenn sich dann eine solche Unterhaltung bis an das Ende des Tisches gepflanzt, die ganze Gesellschaft ergriffen hatte und immer lebhafter und lauter wurde, dann mochte wohl ein zufällig zu Hippel gerathener Fremder, der von einem Nebentische her zuhörte und dem bei all’ den Schlagworten der Hegel’schen Schule, von denen er kein einziges verstand, etwas bänglich zu Muthe wurde, sich schaudernd fragen, wohin er denn eigentlich gerathen sei.

Auch dass manche Abende in eine forcirte Lustigkeit ausliefen, dass von einem ernsten Gespräch dann keine Rede mehr war, dass einer den andern durch Erzählen von Zoten und Cynismen zu überbieten suchte, ist wahr, und es wird bei solchen Gelegenheiten wohl vorgekommen sein, dass Edgar Bauer sich als richtiger Gamin auf dem Boden wälzte, oder Ludwig Buhl die Grenzen des Geschmacks allzuweit überschritt, als dass sein Betragen noch hätte entschuldbar gefunden werden können.

Aber regelmässig endeten so diese Abende doch nicht. Die meisten verliefen vielmehr in der anregendsten und unbefangensten Weise.

Man betrat die zu ebener Erde gelegene Weinstube in der Friedrichstrasse 94, nachdem man in den Thorbogen getreten war und sich nach rechts gewandt hatte, befand sich in einem geräumigen schmucklosen Zimmer, durch dessen Mitte hin sich ein langer Tisch erstreckte und nahm an ihm Platz, wo gerade einer frei war, und wo es einem beliebte. Hatte man Lust, so nahm man am Gespräch Theil, natürlich ohne sich seinen Nachbarn erst „vorzustellen“ — es konnte oft lange dauern, bis man zufällig erfuhr, wer er war —, hatte man keine Lust zu reden, so schwieg man. Bald kam auch Hippel heran, der für gewöhnlich wortkarg, aber immer aufmerksam in seiner Ecke stand und mehr innerlich an dem Treiben seiner Gäste Antheil nahm, und brachte das Gewünschte.

An Stoff zu Gesprächen fehlte es in jenen erregten Jahren ja nie: da war die Censur, die unerschöpflichen Anlass zu stets neuer Beleuchtung der herrschenden Gewalt bot; die Zwanzig-Bogen-Frage; die immer mehr um sich greifende Bewegung des Socialismus und ihr Gang durch die verschiedenen Länder; der beginnende Judenhass; die religiöse und die studentische Bewegung; die eigenen, unaufhörlichen Kämpfe mit den Autoritäten — um nur einige dieser Themata zu nennen und hundert andere zu übergehen.

Getrunken wurde im Allgemeinen nicht über den Durst und wenn auch Fälle von Trunkenheit vorgekommen sein mögen, so gehörten sie doch zu den Ausnahmen; wie mancher Fremde mag übrigens schon in der leidenschaftlichen Lebhaftigkeit des Einen oder Anderen Bezechtheit erblickt haben!

Dagegen waren Einzelne der „Freien“ in Foppereien und Neckereien gross. Galten diese nun einem zufällig in die Gesellschaft geschneiten Fremden, der sich selbst als brauchbares Opfer auswies, oder der Oeffentlichkeit, indem man in eine Erklärung zu Gunsten der „Lichtfreunde“ z. B. unter vielen anderen auch die Namen der am meisten genannten „Freien“ einschmuggelte — man war stets dabei, die Dummheit und Einfalt zum Narren zu halten, wie man sich auch gegenseitig nicht immer gerade zart anpackte. —

Hippel genoss auch deshalb die Gunst der „Freien“ in so besonderem Maasse, weil er — pumpte. Als aber auch seine Geduld einmal zu Ende ging und er sich weigerte, noch weiter Credit zu geben, da ergrimmten die „Freien“ und zogen unter die Linden, wo Kriegsrath gehalten wurde, der denn auch zu einem überraschenden Resultate führte. Man beschloss die Linden „abzufechten“. Es soll der „schwarze Wolff“ gewesen sein, in dessen Kopf zuerst diese geniale Idee auftauchte und der sie zuerst ausführte. Sobald er ein seinem Zwecke dienlich erscheinendes Individuum bemerkte, trat er hinzu, zog den Hut und bat demüthig: „Ich wollte bitten um eine Kleinigkeit, und wenn's auch bloss ein Thaler wär'. Hippel pumpt nicht mehr und wir möchten gern noch eine Bowle trinken . . .“ Am ersten Abend sollen sie besonderes Glück gehabt haben: gleich einer der ersten war ein Fremder, der den Witz belachte und die ganze Gesellschaft zurück zu Hippel nahm, wo bis zum Morgengrauen, und mehr als eine Bowle, getrunken wurde. Am ersten Abend — denn dieser Scherz wurde in allem Ernste mehrfach wiederholt: man zerstreute sich, verabredete eine bestimmte Strassenecke und traf sich nach einer halben Stunde wieder, um den Raub zusammenzuthun und ihn im Kapkeller oder irgend wo anders in Flüssigkeit und Freude umzusetzen. Wenn man auch nicht immer einen „fremden Herrn“ fand, so brachte man es doch ein anderes Mal auf zehn Thaler und immer auf Etwas. —

Im Sommer wurden gemeinschaftliche Ausflüge nach dem „Spandauer Bock“ gemacht, oft in grosser Anzahl, oder auch nach Treptow und anderen Punkten der Umgebung.

Bei ganz besonderen Gelegenheiten aber ging es nach Köthen. Dort hatte sich nach dem Muster der „Freien“ die „Kellergesellschaft“ gebildet, in der es zuweilen noch toller hergegangen sein soll, als an den lautesten Abenden bei Hippel. Kamen nun die „Freien“ erst hinüber, so erreichte die Fröhlichkeit ihren höchsten Gipfel und die Welt wurde, so weit es anging, auf „den Kopf gestellt“, bis man nach einigen durchjubelten Tagen und Nächten wieder nach Berlin zurückkehrte.

So ging es zu bei den „Freien“. . .

Wir werden ihr ganzes Treiben nur recht verstehen können, wenn wir Eines nicht vergessen: alle diese Männer lebten in der sicheren Hoffnung, bald in das Leben der Freiheit zu treten. Da aber das so sehnsüchtig erhoffte sich immer noch nicht öffnete, so benahm man sich wie in seinen Flegeljahren: ungeduldig, launisch und widerspruchsvoll. Aber dieser scheinbare Fehler war zugleich der Vorzug der jugendfrischen Leute und es macht gerade wiederum den grössten Reiz ihrer Gesellschaft aus, dass in Jedem jede Stimmung des Augenblicks ihren ungezwungenen Ausdruck finden durfte. Wenn sie auch noch keine „Freien“ gewesen sind, so waren sie doch alle innig bestrebt, als solche zu erscheinen . . .

In diesem unablässigen Ringen nach Freiheit lag auch die Bedeutung des Kreises. Zu keiner Zeit war die Kritik, die Mutter allen Fortschritts, so angesehen, wie damals unter seinen Mitgliedern; nie war sie unerbittlicher und niemals vorher hatte sie sich so weit vorgewagt. Sie legte ihre Axt an Begriffe, die bis dahin unerschütterlich fest gestanden hatten. Ihre Ehrlichkeit war so gross, wie ihre Unerschrockenheit. Sie war noch weit von ihrem letzten Ziel: was sie gewann, war wenig mehr, als was sie aufgegeben.

Aber Einer war unter ihnen, der sie über sie hinaus zu ihm führen sollte . . .

Wir haben gesehen, wie der „schlechte Ruf“ der „Freien“ entstanden war: durch die Gäste, die in der nichts verschonenden Runde nicht die gehoffte Rolle spielen durften und sich deshalb von ihr „abgestossen fühlten“, und durch Jene, die überhaupt für dies ungebundene, kecke, laute und oft zügellose Leben keinen Sinn hatten, und nur seine nicht immer glatten Aeusserlichkeiten sahen.

So viel des Anecdotenhaften über die Tafelrunde berichtet worden ist, so wenig Worte gerechter Würdigung

sind für sie gefunden worden. Und doch haben so viele in ihr gesessen, wohl an die Hundert, und jeder hat — wenn oft auch nur wenige — Stunden der Anregung in ihr verlebt, freie und darum gute Worte vernommen, und ist nicht ärmer gegangen, als er gekommen — es sei denn an „Idealen“! . .

Einzig und allein durch die ihm innewohnende Anziehungskraft hat sich der merkwürdige Kreis ein ganzes, bewegtes Jahrzehnt hindurch gehalten, allein schon ein Beweis für seine Bedeutung.

So ist er eine gute Schule scharfer Beweisführung und unerschrockenen Denkens gewesen in einer Zeit, als alles Alte zusammenzubrechen schien, um dem Neuen Platz zu machen. Und als das Alte in anderer Form sich wieder erhob, haben die stillen und unsichtbaren Errungenschaften jener Tage doch noch fortgewirkt und sich erneuert in den unseren.

Darum ist nicht zu viel gesagt, wenn wir sagen: Kaum jemals in der Geschichte eines Volkes — es sei denn zur Zeit der französichen Encyclopädisten — hat sich ein Kreis von Männern zusammengefunden, so bedeutend, so eigenartig, so interessant, so radical und so unbekümmert um jedes Urtheil als die „Freien“ bei Hippel ihn in dem vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts in Berlin gebildet haben.

Es war ein Kreis, vielleicht nicht werth, aber auch nicht unwürdig des Mannes, der eines seiner treuesten Mitglieder und seine grösste Zierde gewesen ist, eines Mannes, durch den er für die Nachwelt eine Bedeutung und ein Interesse gewonnen hat, die den Namen der „Freien“ mit dem seinen hinübertragen werden in das Gedächtniss der Zukunft.

Viertes Kapitel.

Max Stirner.

Max Stirner

1840—1845.

Der Name Stirner. — Äussere Erscheinung. — Wesen und Character. — Stirner unter den „Freien“. — Zeitungscorrespondent. — Erste litterarische Arbeiten. — Zweite Ehe. — Geschichte der Trauung. — Marie Dähnhardt. — Die Jahre der Höhe.

In diesem Kreise der „Freien“ erscheint während eines vollen Jahrzehnts die Gestalt Max Stirner's.

Denn Max Stirner — so wurde Johann Caspar Schmidt schon als Student von seinen Commilitonen seiner auffallend hohen Stirn wegen genannt, so unterzeichnete er seine ersten öffentlichen Arbeiten, so wurde er in dem Kreise seiner Bekannten ausschliesslich angeredet und so nannte er sich selbst, um diesen Namen endlich auch auf jenes Werk zu setzen, das ihn unsterblich machen sollte für alle Zeiten . . .

Und Stirner, so sei er von jetzt an auch hier genannt.

Wer nun war Max Stirner? — Wie sah er aus? — Wie war sein Wesen? — Und welches war sein Character? —

Mit einem Worte: wie war der Mensch? — Das ist die Frage, die bisher so völlig unberücksichtigt bleiben musste, weil sich keine Zeugen für ihre Beantwortung finden konnten, die nun aber, wo der, dem sie gilt, für uns in den „Kreis der Lebenden“ tritt, vor allen anderen mit Recht die erste und eingehendste Beachtung beansprucht.

Aeusserlich von Mittelgrösse — eher unter, als über ihr — war Max Stirner ein gutgewachsener, schlanker, fast hagerer Mann, unauffällig in jeder Weise. Einfach, aber stets mit peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet, war seine gedrungene Erscheinung durchaus die eines Menschen ohne jede äussere Prätension, und wenn er hier und da für einen Dandy erklärt wurde, so mag daran erinnert werden, dass Manche schon jeden ordentlichen, wenn auch noch so einfach gekleideten Menschen für einen Stutzer halten, was Stirner ganz gewiss nicht war. Er hatte vielmehr etwas von einem höheren Lehrer an sich, „einem

höheren Mädchenlehrer besserer Art“, und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die silberne Brille — als Lehrer bei der Frau Gropius soll er eine „dünne Stahlbrille mit kleinen Gläsern“ getragen haben, — die, wenn er sie abnahm, was er öfters that, den durch sie verursachten starken Einschnitt über der Nase zeigte.

Nie erschien er vernachlässigt, wenn er auch in späteren Jahren, als Noth und Vereinsamung ihn bedrängten, nicht mehr die alte Genauigkeit auf sein Aeusseres verwandt haben mag.

Er trug einen kurzen blonden Backen- und Schnurrbart, während das Kinn stets glattrasirt war, und das blonde, in's Röthliche spielende, leichtgelockte und kurzgeschnittene weiche Haar liess die mächtige, gewölbte, ganz auffallend hohe und bedeutende Stirn völlig frei.

Hinter der Brille blickten helle, blaue Augen ruhig und sanft, weder träumerisch noch durchbohrend, auf Menschen und Dinge. Den feinen, schmallippigen Mund umspielte gern ein freundliches Lächeln, das sich indessen mit den Jahren verschärfte und die innerliche Ironie verrieth, wie überhaupt von Manchem eine „stille Geneigtheit zum Spott“ bei Stirner bemerkt wurde. Dieser Zug, von Anderen wieder als Verbitterung ausgelegt, hatte ihn aber in den Jahren, in denen er uns hier erscheint, sicher noch nicht ergriffen, und hat sich noch weniger jemals gegen irgend Jemand verletzend gewandt.

Die Nase war mässig gross, kräftig, spitz auslaufend; das Kinn ebenfalls von energischer Form. Besonders schön waren Stirner's Hände: weisse, wohlgepflegte, schlanke, „aristokratische“ Hände . . .

Alles in Allem war so seine stattliche Erscheinung durchaus sympathisch. Selbstbewusst, ruhig, ohne hastige und eckige Bewegungen, soll ihr ein leiser Zug von Pedanterie nicht gefehlt haben . . .

So schmerzlich es ist, so existirt doch kein Bild, das diese Schilderung zu bekräftigen und zu vertiefen im Stande wäre.

Seinem Aeusseren entsprach durchaus Stirner's Wesen und Character, deren Grundzug der einer unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit war.

Von unbedingter, gleichmässiger Liebenswürdigkeit Allen gegenüber, mit denen er verkehrte, nie vom Zorn hingerissen oder gar von ihm übermannt, gefällig, wo er es sein konnte — so wenig er sonst besagt, giebt doch von seiner Hilfsbereitschaft gerade der einzige noch erhaltene Brief seiner Hand einen Beweis —, unaufdringlich in jeder Weise, in Wort wie in That, ohne Überhebung und ohne Eitelkeit, genoss er die allgemeinste Achtung und Sympathie, und nie, aber auch nie, soll es vorgekommen sein, dass er irgend Jemandem einen Vorwurf gemacht und ermahnt, oder etwas Missliebiges hinter dem „Rücken des Nächsten" gesagt hätte — ein Zeugniss innerlicher Vornehmheit, wie es gewiss nur wenige Menschen für sich in Anspruch nehmen dürfen.

So hatte Stirner keinen einzigen persönlichen Feind. Da er selbst durch seine Person und sein Leben das Urtheil nicht herausforderte und keinem Menschen zu nahe trat, fiel es nicht auf ihn.

Aber wie er keinen Feind hatte, so hat er auch keinen einzigen intimen Freund besessen. Durchaus geschmackvoll, wie er war, mussten ihm die brüderlichen Umarmungen ebensowohl, wie die sentimentalen Herzensergiessungen der jugendlichen Freundschaft ein Greuel gewesen sein und in späteren Jahren brauchte er offenbar keinen Vertrauten für das, womit er selbst fertig zu werden sich zutrauen durfte. Das Beste und Tiefste hat er trotzdem mit verblüffender Offenherzigkeit gesagt, aber er hat sein Wort nicht gerichtet an die ihn Umgebenden und Nahestehenden, die ihm nicht folgen konnten, sondern über sie hinaus an die, die er nicht kannte und in denen er doch vielleicht seine besten Freunde gesehen hat ... Wer auch wohl hätte ihm eine geistige Freundschaft bieten können, die er nicht hinter sich gelassen hätte auf seinem langen Gange? — Die Vorgeschrittensten seiner Zeit hatte er in fast täglichem Verkehr um sich: sie waren alle mehr oder minder stecken geblieben,

so weit sie auch schon gegangen sein mochten, in der Kritik dessen, das er bereits vernichtet. Ausser dem Verkehr mit ihnen aber verlautet nichts von anderweitigen Bekanntschaften Stirner's und es darf mit Recht angenommen werden, dass, da seine sämmtlichen anderen persönlichen Beziehungen unverfolgbar sind und keine Anhaltspunkte irgend einer Art sich ergeben, er andere überhaupt nicht angeknüpft hat, dass er einsam wie seine Gedanken durch das Leben gegangen ist.

Diese eigenthümliche Verschlossenheit seines Characters erstreckt sich auch auf sein ganzes privates Leben. Man wusste nichts von ihm: von seinem Leben, seinem Erwerb, seinen Neigungen, seinen Freuden und Leiden. Er verbarg sie, indem er nie über sie sprach, sie nie äusserte. Es muss in der Art seines Wesens ein schweigend-abweisender Zug gelegen haben, der vorlaute und neugierige Fragen nicht herankommen liess. Und ausserdem hatte von den Hippelianern ja Jeder so viel mit sich zu thun! —

Gewiss hat Stirner nur wenige Menschen in seinem Leben geliebt und wirklich geachtet und gewiss hatte er ein Recht dazu. Die Masse muss ihm so gleichgültig gewesen sein, wie ihr ganzes Gebahren, und er muss nur zu oft das Gefühl empfunden haben, von dem er einmal spricht: sich in einem Tollhause unter lauter Narren zu befinden. Er wählte das einzige Mittel, das sich ihm bot: er ging den Narren möglichst aus dem Wege. Er kümmerte sich nicht um sie. Daher denn die freundliche und doch abweisende Ruhe, die zwar in lebhaftem Gedankenaustausch gern und oft einem offenbaren Interesse am Gegenstande der Unterhaltung wich, und doch zugleich nie eine gewisse Grenze der Vertraulichkeit zu überschreiten erlaubte.

Stirner muss im Grunde eine äusserst sensible und ungewöhnlich feinfühlige Natur gewesen sein. Eine Aeusserung, die er einmal einem Freunde gegenüber gethan hat, ist viel zu characteristisch, und eine solche viel zu selten aus seinem Munde, als dass sie hier übergangen werden dürfte. Er erzählte jenem Freunde, dass sich seine erste Frau einmal unbewusst im Schlafe entblösst habe und dass es ihm unmöglich gewesen sei, sie von

dem Augenblicke an wieder zu berühren. — Das Räthsel, wie er so lange Jahre in dem lauten, oft rohen Kreise bei Hippel aushalten konnte, müssen wir später noch zu lösen versuchen.

Seine Gleichgültigkeit gegen so viele kleine Dinge, die andere Menschen lebhaft erregten, wurde oft als Schwäche, seine Passivität als Energielosigkeit und Mangel an Widerstandskraft ausgelegt. Dass er für den lärmenden und aufreibenden Kampf des Tages um das Dasein zu ungeeignet war, um aus ihm immer als Sieger hervorzugehen, dass er die Dinge oftmals so gehen liess, wie sie gingen, und sich vor ihren groben Forderungen in die Stille seines Innern flüchtete, steht ausser Frage; er folgte eben seiner Natur. Dass er aber glücklicher gewesen wäre, wenn er „gegen sich an" gegangen wäre, das ist eine Behauptung, die bei einem Manne, der wie kein Anderer in die Gründe dessen, was die Menschen treibt, eingedrungen ist, durchaus des Beweises bedarf. Stirner hat die Zügel seines Lebens nie aus den Händen verloren; aber er hat sie oft locker gehalten und liess die Tage meistens laufen, wie sie wollten.

Man hielt den äusserlich so leidenschaftlslosen Mann keiner Leidenschaft für fähig und nichts spricht dafür, dass er es war — von einigen Stellen seines Werkes abgesehen. Vielleicht war er ohne Leidenschaft. Jedenfalls war er ohne alle Brutalität.

Wie ohne Leidenschaft, so soll Stirner auch ohne Ehrgeiz gewesen sein und ohne Ehrgefühl. Nun, da die Ansichten der Menschen über Ehre nicht die seinen waren, so konnten es auch seine Gefühle nicht sein; und wenn sein Ehrgeiz auch nie nach kleinen Zielen gegeizt hat, so hat er ihm doch einmal in so erschöpfender Weise Genüge gethan, wie es nur Wenigen beschieden gewesen ist. Die Erfolge des Tages konnten ihm nichts sein und der eine, grosse bei der Nachwelt war ihm gewiss. Und das wird er gewusst haben.

Bedürfnisse hatte er fast keine. Mässig im Essen und Trinken lebte er in offenbarer Zufriedenheit in der Einfachheit, in der er erzogen war, und der einzige Luxus, den er sich gestattete, waren gute Cigarren. Denn er

rauchte viel, fast den ganzen Tag. Wie er „seine Sache auf Nichts gestellt hatte“, so hat er auch nie sein Herz so vollständig an Etwas gehängt, dass es sein Leben hätte vernichten oder auch nur bis zur Unerträglichkeit hätte belasten können: weder an einen Menschen, noch an die kleinen Dinge des täglichen Lebens. Und wenn er keinen Menschen direct glücklich gemacht hat, so hat er noch weit mehr auch niemals einen Menschen allein durch eigene Schuld auch nur für eine Stunde unglücklich gemacht. Man nannte in frühereren Zeiten einen solchen Menschen einen Weisen.

Ein Mensch, wie wenige, dazu geschaffen, ein Freier unter Freien und verdammt dazu, ein Glied in der Kette der Herren und Knechte zu sein! — Und doch ein Mensch, stolz und sicher wie wenig andere, diese Kette der Menschen von sich streifend, und unter ihnen gehend ohne Verachtung und Hass, aber auch ohne Mitleid und Liebe, und so die Nothwendigkeit des Lebens erfüllend, die er als solche erkannt.

Und so steht Stirner da, ohne inneren und äusseren Widerspruch, einfach, schlicht und gross, und nichts beunruhigt in seiner Erscheinung, es sei denn ihre Seltenheit. Alles lebt in dem Menschen, was in seinem Werke lebt: die unerschütterliche Erkenntniss dessen, was das Leben hält — die Erkenntniss der Selbstbewahrung!

Er ruft nicht nach lärmender Liebe und lauter Bewunderung. Aber wer die Freiheit liebt, wird auch den Menschen lieben müssen, der, ihre Gesetze befolgend und so sich selbst behauptend, so sympathisch vor uns steht, wie er uns erscheint unter den „Anderen“, zu denen wir ihm nun folgen.

Wann Stirner in den Kreis der „Freien“ trat, lässt sich mit Bestimmtheit kaum sagen: der Berechnung nach mag es Mitte oder Ende 1841 gewesen sein, denn er kannte Karl Marx nicht, der Berlin zu Anfang dieses Jahres verlassen hatte.

Jedenfalls war er schon bei den regelmässigen Zu-

sammenkünften bei Walburg in der Poststrasse und in der alten Post, um dann Jahre hindurch einer der regelmässigsten Besucher der Hippel'schen Tafelrunde zu bleiben.

Er gehörte durchaus zu dem engeren Kreise: mit den Bauers, besonders mit Bruno, mit Buhl, Meyen, Engels, Mussak und Andern war er gut befreundet und bekannt, und stand mit den meisten von ihnen auf Du und Du.

Besonders befreundet soll er mit C. F. Köppenn und mit Hermann Maron gewesen sein; ebenso mit Dr. Arthur Müller. Eigentlich intim war Stirner, wie bereits erörtert, mit keinem von Allen.

Auch auf welche Art und Weise er zuerst mit dem Kreise in Berührung kam, ist nicht mit Gewissheit zu sagen. Ob es durch Bruno Bauer selbst geschehen war, den er schon als Studenten kennen gelernt haben mochte, denn auch dieser hatte 1837 zu Füssen Hegels gesessen? — Ob seine ersten Arbeiten die nähere Bekanntschaft mit sich brachten, oder ob er vielmehr durch die scharfen Geister selbst erst dazu veranlasst wurde, die Feder zu ergreifen zur Mitarbeiterschaft an denselben Zeitungen? —

Genug, dass es der einzige Kreis geblieben, dem er sich je enger angeschlossen hat; in ihm fand er die Geselligkeit, die er brauchte, und auf Manche hat es den Eindruck gemacht, als ob er sich mehr dieser Geselligkeit, als einer inneren geistigen Gemeinschaft wegen zu ihm hingezogen fühlte. Die letztere Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlicheit, wenn wir uns erinnern, wie feinfühlig auch in Bezug auf Aeusserlichkeiten er war. Wie wir gesehen haben, war übrigens dieser Kreis, wie kein anderer, dazu angethan, ihm zwanglos alle jene Persönlichkeiten zu und wieder an ihm vorüber zu führen, an denen er ihrer Ansichten wegen das meiste Interesse nehmen musste.

So laut und lärmend es sonst bei Hippel zuging, so still und zurückhaltend verhielt sich Stirner. Ganz selten betheiligte er sich an den leidenschaftlichen Discussionen und nie verfiel er in die cynischen, sich selbst überbietenden Redensarten, mit denen sie so oft endeten. Nie hat Jemand ein

heftiges, rohes oder gar gemeines Wort von ihm gehört, wie sie bei Hippel grade keine Seltenheit waren. Ruhig, lächelnd, „behaglich“, wie ein „Genussmensch“ sass er da in dem ewig bewegten Kreise, warf ab und zu eine treffende Bemerkung oder ein Scherzwort, die bewiesen, wie genau er trotz alledem zuhörte, in die allgemeine Unterhaltung, und sah dem Rauch seiner Cigarre nach.

Dabei war er durchaus nicht eigentlich schweigsam. Im Gegentheil, er unterhielt sich gern mit seinem zufälligen Nachbar, und dieser hatte oft Gelegenheit innerlich das ausgebreitete, sichere Wissen, mit dem Stirner die verschiedensten Gebiete beherrschte, die das Gespräch betrat, als der Gelehrte ersten Ranges, für welchen er bei seinen näheren Bekannten galt, zu bewundern. Er soll ungern philosophiert haben, sagt der Eine; wenn er es that, geschah es sicherlich über Feuerbach, sagt der Andere.

Von sich sprach Stirner ungern, fast nie, und völlig fern lag ihm jede Art von Geschwätzigkeit. Die Meisten, die gar keinen Begriff von seiner eigentlichen Bedeutung hatten, hielten den „stillvergnügten“, einfachen, peinlich-bescheidenen Mann für einen harmlosen, wenig bedeutenden Menschen, ohne zu ahnen, was hinter ihm steckte, und sahen über ihn hinweg, bis er dann später die Aufmerksamkeit Aller in so hohem Grade auf sich ziehen sollte.

Bei den tollen Streichen der „Freien“ wird sein Name nie genannt, doch wird er auch ihnen mit derselben stillen Vergnügtheit zugesehen haben, wie dem ganzen Treiben, da er alles Andere, als ein Spassverderber war. Dagegen nahm er Theil an den sommerlichen Ausflügen, nach dem Spandauer Bock, nach Treptow, wohin es gerade ging.

Auch sonst war er keineswegs ungesellig und er verschmähte es nicht, bei dem einem oder dem andern seiner jugendlichen Bewunderer auf deren Studentenbuden eine Tasse selbstgemachten Kaffee zu trinken und Pfannkuchen dazu zu essen, wie wir ihn auch in der Sylvesternacht des Jahres 1847 einer Einladung des ungarischen Uebersetzers und Schriftstellers Kertbeny Folge leisten sehen, die zu einer „ziemlich

langen Débauche“ auf dessen Stube führte; und so mag er noch mancher anderen Einladung mit der bei ihm eigenen, grossen Liebenswürdigkeit, die er auch gegen alle seine Besucher hatte, gefolgt sein — immer ein unauffälliger, nie störender, gern gesehener Gast, der unumgänglich-heiter war und gern über einen guten Witz lachte, ohne selbst je den Mittelpunkt zu bilden und dies auch nur zu wünschen.

Bis 1846 war Stirner übrigens auch regelmässiger Kaffeegast in der berühmten „rothen Stube“ der Stehely'schen Conditorei am Gensdarmenmarkt, wo sich alles zu versammeln pflegte, was Berlin damals an unruhigen, aufgeregten, geistreichen Köpfen, vor allen unter den Zeitungscorrespondenten besass, und wo er viele traf, die er noch denselben Abend bei Hippel wiedersehen sollte.

Aber immer wieder von Neuem treffen wir ihn nur bei Hippel. Hier liegen die Fäden, die ihn an die Aussenwelt knüpften; hier haben ihn Alle gesehen, die sich seiner noch in späteren Jahren erinnerten; hier fand er die Menschen, die er „verbrauchte“, ohne ihnen wehe zu thun . . .

So war Max Stirner nach aussen in der Zeit, als ihn innerlich rastlos die Gedanken bewegten, mit denen er rang, bis er sie bezwungen und gebunden: zunächst nur in vorbereitenden Studien; und so war er später: immer sich selbst gleich.

An zwei Tageszeitungen hat Stirner zu Beginn der vierziger Jahre als Correspondent von Berlin aus mitgewirkt, und zwar an zweien, die in der Geschichte jener Zeit die grösste und vielbesprochenste Rolle gespielt haben.

Die eine war die am 1. Juni 1842 in Köln von dem jugendlichen Dr. Karl Marx und seinen Gefährten gegründete „Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“, das ausgesprochene und scharfbeobachtende Heerlager des jungen Radikalismus jener Tage, von dem aus her die unausgesetztesten Vorstösse gegen die Pläne der Reaction erfolgten, bis es deren Verfolgungen nicht länger Widerstand zu leisten

vermochte, und die Rheinische Zeitung am 31. März 1843, nach ein und einvierteljährigem Bestehen, einging, nachdem Marx schon kurz vorher „der jetzigen Censurverhältnisse wegen“ aus der Redaction ausgetreten war. Sie erstand erst im Revolutionsjahr als „Neue Rheinische Zeitung“ wieder, um, abermals unterdrückt, von Freiligrath in seinem berühmten Abschiedslied besungen zu werden: eine „stolze Rebellenleiche“ . . .

Unter welchem Zeichen der Correspondent Stirner schrieb, war nicht zu ermitteln. Nahe liegt die Vermuthung, dass es unter dem Zeichen ♏ geschah, und genährt wird sie dadurch, dass sich dieses Zeichen, das eine Zusammensetzung der Buchstaben M und S bedeuten kann, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung, an der Stirner ebenfalls und zu derselben Zeit als Correspondent thätig war, wiederfindet und gleichfalls als das Signum eines Berliner Berichterstatters.

Aber erschüttert wird die Annahme wieder durch die weit wichtigere Thatsache, dass — obwohl ein mit dem Zeichen versehener Artikel: „Das Verhältniss der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Unterthanen“, die Besprechung einer Schrift des Directors des statistischen Bureaus zu Berlin, J. G. Hoffmann, in den Nr. 200 und 207 vom 19. und 29. Juli 1842 wohl auf Stirner zu deuten wäre —, eine andere, noch längere und sich durch die Nr. 54 bis 64, vom 23. Februar bis 5. März 1843, hinziehende Betrachtung „Zur Geschichte der französischen Gesetzgebung“ im Anfang ebenso gezeichnet erscheint, aber am Schluss plötzlich die Initialen des Verfassers C.St., die keinenfalls auf Stirner gehen, trägt. Dieser letzte Artikel könnte seinem Inhalte nach übrigens nur mit grosser Vorsicht Stirner zugeschrieben werden.

Noch ein weiterer Umstand widerspricht der Annahme, das Zeichen ♏ bedingungslos auf Stirner zu deuten: nach ihm hätte er ebensowohl über Conzerte der Singakademie und Theatervorstellungen, so über den Dr. Wespe von Benedix, als über den Hamburger Brand und in einem langen Artikel über einen Sealsfield'schen Roman berichtet, und das alles ist mehr als unwahrscheinlich.

Ebenso stammt ein längerer, gleich gezeichneter Aufsatz „Über die periodische Litteratur im Grossherzogthum Hessen“ schwerlich aus Stirners Feder, ganz abgesehen davon, dass dieser Artikel von Hessen aus datirt ist und Stirner sich in Berlin befand.

Mit fast ebenso grosser Sicherheit, wenn man der Wiederholung des Zeichens in der Leipziger Allgemeinen keinen Werth beilegt und allein auf den Inhalt sieht, lässt sich das Zeichen ♍ auf Stirner deuten. Aber auch hier ist nichts, was unbedingt für ihn sprechen würde: es finden sich unter diesem Signum zahlreiche, meist kurze Berliner Correspondenzen über politische und Tagesereignisse, z. B. die berühmte, damals Aufsehen erregende Carricatur des deutschen Michel, (die nebenbei gesagt auch Stirner ganz aussergewöhnlich ergötzt hat), eine Besprechung der Buhl'schen Zeitschrift „Der Patriot“, ja eine Notiz über die „Freien“ selbst, aber unter ihnen allen keine, die nicht ebenso gut auf irgend einen anderen der geistreichen und scharfen Correspondenten des Hippel'schen Kreises oder der Stehely'schen rothen Kaffeestube gedeutet werden könnte. Endlich ist der oben erwähnte Artikel über die hessische Presse einmal sogar mit diesem letzeren Zeichen versehen, und wäre, wenn kein grobes Versehen angenommen wird, hiernach also der Schreiber aller unter beiden Zeichen erschienenen Beiträge eine und dieselbe Person.

Vorhanden ist noch die letzte Möglichkeit, dass die Berliner Correspondenten beider Zeitungen — rekrutirten sie sich doch meistens aus demselben Kreise — ihre Zeichen unter einander willkührlich wechselten. Das würde jede weitere Vermuthung endgiltig ausschliessen, auf wen der eine oder andere Artikel in jedem Falle gedeutet werden könnte. Sie darf in Bezug auf Stirner nicht gehegt werden, ohne die Gefahr, heillosen Irrthümern zu verfallen.

Die zweite Zeitung, an der Stirner als Correspondent thätig gewesen ist, war die Leipziger Allgemeine Zeitung. Im Jahre 1837 von Brockhaus gegründet „be-

mühte sie sich, den Gebildeten aller Parteien des Nordens einen Sprechsaal zu eröffnen." In Preussen mit Angst und Zittern, aber mit Begierde gelesen errang sie bald einen Einfluss ersten Ranges und übte eine bis dahin unerhörte Kritik an den dortigen Zuständen. Ihr Mitarbeiterkreis in Berlin setzte sich ebenfalls zum grössten Theil aus dem der „Rheinischen Zeitung" zusammen.

Wie schon erwähnt erscheint auch hier, und zwar am 22. Januar 1842 zum ersten Male bei einer Berliner Correspondenz, das Zeichen ♏ und wiederholt sich, ohne wie dort directe Widersprüche hervorzurufen, durch das ganze Jahr 1842 und die ersten Monate des folgenden, bis gegen Ende März, an dessen letztem Tage die „Leipziger Allgemeine" unterdrückt wurde, um am folgenden unter dem Namen der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" wieder zu erstehen. Die unter dem genannten Zeichen erschienenen und zweifellos ein und derselben Feder entstammenden Berichte beziehen sich in der Hauptsache auf neue Gesetze und Verordnungen, Ministerialrescripte, Censurerlasse und Ähnliches, und in ihrem meist rein referirendem Inhalte liegt nichts, was nicht ebenso auf Stirner wie gegen ihn gedeutet werden könnte. Auch an dieser Zeitung war die Zahl der Berliner Correspondenten, die alle unter den verschiedensten Zeichen schrieben, offenbar eine sehr grosse.

Der Name Stirner erscheint nie in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" und mit Sicherheit lässt sich keines dieser Zeichen ihm zuschreiben.

Ohne daher blossen Vermuthungen, die der thatsächlichen Bestätigung bedürfen würden, um zur Gewissheit erhoben werden zu können, mehr als den ihnen zustehenden Raum gegeben zu haben, verlassen wir den Correspondenten Stirner und wenden uns seinen weit wichtigeren, und in Erkenntniss ihrer grösseren Bedeutung von ihm auch gezeichneten, ersten litterarischen Arbeiten zu, die die Vorstufen bilden, auf denen wir hinaufsteigen mit ihm zu dem grossen Werke seines Lebens.

Die ersten litterarischen Arbeiten, mit denen Max Stirner an die Öffentlichkeit trat und die mit seinem „Spitznamen“ gezeichnet waren, erschienen in der „Rheinischen Zeitung“ vom Jahre 1842. Es sind im Ganzen drei, wenn wir einige kurze und unbedeutende Feuilleton-Artikel einstweilen ausser Acht lassen.

Der erste, zugleich umfangreichste und bedeutendste Beitrag aus Stirners Feder betitelt sich: „Das unwahre Princip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus“ und erschien in den Beiblättern zu den vier Nummern 100, 102, 104 und 109 vom 10., 12., 14. und 19. April. Es musste den Lehrer locken zunächst auf dem Gebiete, das seiner Erfahrung am nächsten lag, gleichsam probeweise, den Versuch zur Entwicklung seiner Ideen der persönlichen Selbstherrlichkeit des Individuums zu machen. „Die Schulfrage ist eine Lebensfrage.“ Sind wir Geschöpfe, die nur dressirt werden können, oder werden wir zu den Schöpfern unseres späteren Lebens herangebildet? — so fragend beginnt er seine Untersuchungen, die er an eine Schrift von Theodor Heinsius knüpft. Die beiden grossen, sich bitterlich befeindenden Parteien des Humanismus und Realismus sucht dieser in ihrem Erziehungsprincip zu versöhnen. Stirner behält die Namen bei, „so wenig zutreffend sie auch sind“ und betrachtet zunächst die Methoden beider Richtungen und ihre Ergebnisse.

Die alte, klassische Bildung der Humanisten, die bis in das vorige Jahrhundert reichte, und die neben ihr hergehende andere Bildung, die sich vor Allem auf die Kenntniss der Bibel stützt, waren im Grunde nur formelle, die ihre Säfte aus der Antike zogen und als Resultat eine leere Eleganz erzielten.

Der humanen gegenüber erhebt sich mit der Zeit der Aufklärung die Bildung des Realismus, und je mehr sich die Autoritätsherrschaft jener zurückgedrängt sah, wurde sie die allgemeine, gipfelnd in den Grundsätzen der Menschenrechte: der Gleichheit und der Freiheit. Wie die humane Bildung nicht über den Formalismus, so kam

die reale nicht über den „praktischen Menschen“ hinaus. Will der eine nicht das Schicksal der anderen, den Untergang, theilen, so müssen sie sich beide in dem Ziele der Geschmacksbildung vereinigen.

Aber auch dann noch werden Beide sterben. Dem werde die Erziehung anvertraut, die mehr sind als Beide, nicht dem Philosophen, mit dem die Reformationsperiode stirbt, sondern jenem neuen Princip, das den Willen aus dem Untergang des Wissens emporblühen lässt. Denn darauf kommt es allein an: dass das Wissen sich als Wille neu gestaltet. Auf die Epoche der Denk- wird die der Willens-Freiheit folgen und in ihr werden die persönlichen und freien Menschen der Zukunft erstehen, zu verständigen, nicht vernünftigen Menschen erzogen.

Was man heute noch will, das ist nicht Kraft der Opposition, sondern Unterwürfigkeit; „brauchbare Bürger“, nicht selbst sich bethätigende Individuen. Was bringt der Realismus heute noch hervor? — Zwar keine blossen Gelehrten mehr, sondern „höchst civilisirte, gebildete“ Subjecte — „lächelnde Sklavenbesitzer und selber — Sklaven“, — keine freien, sondern loyale Geister, Leute von Grundsätzen, keine „principiellen Menschen“.

Die ewigen Charaktere, die sich in ewiger Selbstverjüngung immer wieder neu erschaffen, werden erst kommen, wenn alle Erziehung nur auf das eine Ziel noch hinausläuft: Persönlichkeit!

Wenn nicht das Wissen mehr angebildet, sondern die Person zur Entfaltung ihrer selbst kommen, wenn nicht nur der Wissens-, sondern auch der Willenstrieb gepflegt, wenn das Kind die Hauptsache lernen wird: sich zu fühlen, dann werden wir das neue Ziel erreicht haben. Fürchtet man, dass mit diesem neuen Princip die Autorität zu Grunde gehen wird? — „Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine Autorität zu sein.“ Der in Frechheit ausartende Freimuth des Kindes wird sich an der Härte meiner eigenen Freiheit brechen.

„In dieser darum universellen Bildung, weil in ihr der

Niedrigste mit dem Höchsten zusammentrifft, begegnen wir erst der wahren Gleichheit Aller, der Gleichheit freier Personen: nur die Freiheit ist Gleichheit.“

Brauchen wir einen neuen Namen für das neue Princip? — Gut, so nennen wir die, die ihm folgen, Personalisten. Mit einem Worte nochmals, worauf es ankommt: „Das Wissen muss sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen, und als freie Person sich täglich neu zu schaffen.“

So schliesst die Untersuchung über „das unwahre Princip unserer Erziehung“, die wir kühnlich neben den „Einzigen“ stellen dürfen. Spricht doch hier schon mit vollster Deutlichkeit der grosse Denker, mit seiner unwiderstehlichen Klarheit und Kühnheit, in der ihm eigenen Sprache, der originelle Schöpfer ganz neuer Gesichtspunkte, die letzten Ziele auf einem Theil jenes unendlichen Gebietes aus, das er später in seiner ganzen Weite erschliessen sollte. Mit welcher souveränen Anmuth beherrscht er seinen Stoff, mit welcher Rücksichtslosigkeit schiebt er fort, was ihm im Wege steht, wie ist er schon ganz er selbst! Ja, fast noch wärmer und lockender klingt hier sein Ruf nach der Selbstherrlichkeit des Individuums, als später, wo eine starre Logik sich der Worte oft ausschliesslich bemächtigt zu haben scheint . . .

Die erste seiner Arbeiten, mit der wir ihn an die Öffentlichkeit treten sehen, wird immer eine seiner wichtigsten und segensreichsten bleiben. War es noch zu verwundern, dass ein Mann, der das Princip der Erziehung so tief und zugleich so originell erfasste, keinen Platz auf dem Katheder der dumpfen Schulstuben staatlicher Dressuranstalten finden konnte? —

Ein zweiter, wichtiger Beitrag Stirner's in der „Rheinischen Zeitung“ erschien in deren Beiblatt zu No. 165 vom 14. Juni und trägt den Titel: „Kunst und Religion.“ Er scheint durch das Erscheinen eines anonymen Werkes von Bruno Bauer, mit dem dieser seinen noch verhüllten Kampf gegen Hegel begann und das sich „Hegels Lehre von der

Religion und Kunst; von dem Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt", betitelt, veranlasst zu sein, wenn es auch nicht gesagt wird. Es ist keine sehr umfangreiche Arbeit, aber sie ist trotzdem von hoher Bedeutung.

Hegel, so sagt Stirner, behandelt mit Recht die Kunst vor der Religion. Denn mit der Verkörperung des Ideals — in und durch Wort, Bild und Anschauung von dem Künstler erreicht — vollzieht sich die Entzweiung des Menschen mit sich selbst: in ihm entsteht die Religion. Dieser religiöse Mensch verhält sich zu dem Ideal des Künstlers, wie zu seinem zweiten Ich, einem Object, mit dem sein Verstand in den Freuden und Leiden eines ewigen Kampfes liegt. Denn eine Verstandessache ist die Religion! — Wie das Genie des Künstlers sich nur in der Freiheit entfalten kann, so ist die Religion Jedem zugänglich. Auch ihre Liebe, das „eigenste Wesen der Religion", ist doch im Grunde nichts als Verstand: die Liebe des Kindes zu seinem „Gegenstande", der Mutter, z. B. beweist es. Ein Object ist aller Liebe unentbehrlich. Aber dieses Object muss ein Mysterium bleiben, das immer neu und reizvoll erscheinen muss, soll es nicht zerfliessen. Wie der Liebe so ergeht es dem Verstande: das Mysterium macht die Verstandes- zur Herzens-Sache.

Daher darf die Kunst, die Schöpferin dieses Objectes als Ideal, nicht hinter der Religion stehen. Denn die Religion trachtet das Object, das der Künstler durch die ganze Kraft und Fülle seines Inneren zu einer herrlichen Gestaltung „conzentrirt" hat, wieder zum Subject zu machen, den Gott mit den Menschen zu versöhnen, das Ideal herunterzuziehen zu sich. Es gelingt ihm nie. Es ist die Mühe einer ewigen Sehnsucht, die ihn foltert. — Jeder neue Genius der Kunst verschönt das alte Object zu frischer, neuer Bildung. Aber die Kunst verklärt es nicht nur, sondern entreisst es immer wieder der Religion, indem sie ihr Object zurückfordert, um es lachend immer wieder neu zu gestalten. Daher steht die Kunst immer auch am Ende jeder Religion — um immer wieder aufs Neue „Religion zu machen."

Von beiden, Kunst und Religion, ist die Philosophie getrennt: schafft die Eine von jenen beiden das Object und lebt die Andere nur in der Anlehnung an sich selbst, so legt sie, die Philosophie, auf beide „die zermalmende Hand und athmet die Freiheit.“ Mit sich selbst allein beschäftigt kümmert sie sich um kein Object. Sie sucht nur die Vernunft, d. h. sich selbst. Aber damit genug; denn nicht über Philosophie zu sprechen, hat er sich für diesmal vorgenommen, sagt Stirner.

Wir sehen in welchem unzertrennlichen Zusammenhange für ihn die Kunst und die Religion stehen: trotz dem gegenseitigen Kampfe erschafft die eine die andere in ihnen immer aufs Neue. Der Sieg der Philosophie, die Freiheit, bedeutet Stirner den Untergang beider.

Dass die Religion sich ihres Unterganges schon lange bewusst ist, beweist ihr nun schon so lange dauernder, verzweifelter Todeskampf; wie sehr sich die Kunst ermattet fühlt in dem nie endenden, ihre Kräfte verzehrenden Verhältniss, das zeigen ihre Versuche unserer letzten Zeit, sich selbst zu verjüngen, nur zu deutlich. Wenn sie sich befreit haben wird von dem Vampyr der Religion, wenn sie ihre Objecte nicht mehr ausser sich, sondern in sich sucht wenn die Kunst Leben wird, kann sie sich noch retten.

Stirner's grösste Gabe, alle Verhältnisse in den weitesten Perspectiven zu sehen und hinstellen zu können, das Grosse, worauf es ankommt, von dem Kleinen zu scheiden, und doch das Kleine zu gebrauchen, um das Grosse zu erreichen, zeigt sich vor Allem auch in dieser Arbeit, die zweifellos mehr Werth besitzt, als alles, was Hegel und Bruno Bauer zusammen über denselben Gegenstand gesagt haben. Denn ein Satz des Genies, der Welt und Menschen erfasst und sie über sie hinaushebt zu neuen Zielen, wiegt mehr als die tausendfache Mühe der Talente, die sich in ihnen zurecht und mit ihnen abzufinden suchen, ohne sich doch befreien zu können. —

Ein dritter Aufsatz Stirner's erschien in dem Beiblatt zu No. 207 vom 26. Juli. Es ist eine Besprechung der

„Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz.“ Schon vorher, am 12. Mai, in No. 132 hatte Stirner, als ihm die Vorrede des demnächst erscheinenden Werkes vorgelegen hatte, auf das kommende hingewiesen — mit warmen Worten und in feiner Art. Als dann das Werk erschienen war, besprach er es auf das Eingehendste. Er meint zwar, dass sein eigener Aufenthalt in Königsberg zu kurze Zeit gedauert habe und seither schon zu viele Jahre — Stirner kam, wie wir wissen, 1829 zuerst dorthin — verflossen seien, als dass er dem Verfasser mit einer Kritik folgen könne, aber er darf es doch getrost thun. Nach Wiedergabe einiger Stellen kommt er auf den Verfasser selbst zu sprechen. In einem glänzenden Vergleich, wie sie ihm stets in so reicher Fülle zu Gebote stehen, zeigt er ihm, wo er in unseren Tagen, „durch die ein Bruch gegangen“, stehen geblieben ist. Und er beweist es ihm dann aus seinem Buche selbst: ohne jede Schärfe, und bemüht, den Leser durch diese „Zugabe von bitteren Mandeln“ den Geschmack an der Lectüre zu erhöhen, nicht zu nehmen.

Aber Rosenkranz war trotzdem mit der Kritik nicht zufrieden. In seinem „Tagebuch“ meint er, dass der „von Gott emancipierte Phraseur“ durch den astralischen Magismus, wie die Böhmisten sagen, erfahren haben müsse, wie er seine Atheisterei für nichts weniger als Philosophie halte. Denn Stirner habe seine „Skizzen“ „weidlich vorgenommen“ und ihm mit scharfen Worten angekündigt, dass er nicht mehr zu den Vordermännern der Zeit gehöre. Rosenkranz scheint sich also doch getroffen gefühlt zu haben. —

Die übrigen, mit Stirner's Namen gezeichneten Beiträge sind, wie gesagt, ohne besondere Bedeutung, doch seien sie, da ihre Urheberschaft unleugbar ist, der Vollständigkeit halber hier noch genannt. Beide tragen keine Ueberschrift und stehen im Feuilleton. Der eine in No. 135 vom 15. Mai spricht über den Verlag des Lese-Cabinets und die Presserlaubniss — „ein Wort, das sich vielleicht am besten zur Bezeichnung unserer dermaligen Pressfreiheit eignet“ — und im Speciellen über ein „theologisches Votum“,

die „Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten betreffend.“ Stirner geht aber auf das Schriftchen deshalb vor Allem nicht näher ein, weil „es die Ungunst der Umstände nicht erlaubt“ und unterlässt es mit dem Verfasser zu streiten, wie er ebenso wenig die „Punkte der Uebereinstimmung“ hervorhebt, und schliesst mit der Bemerkung, dass sein kurzes Referat deshalb in „eine vaterländische Zeitung gehöre“, weil „es ein Zeugniss ablegt von der durch Allerhöchsten Willen verminderten Censur-Aengstlichkeit“. — Der zweite kleine Beitrag steht in der No. 158 vom 7. Juni und beschäftigt sich ebenfalls mit einer aus jenem Verlag hervorgegangenen Broschüre über „die juristische Fakultät der Universität zu Berlin“. Stirner freut sich über die guten Resultate der „Presserlaubniss“ und meint, dass wenn nur Andere dem guten Beispiel folgen wollten, man einige Hoffnung fassen dürfe, dass „die steifbeinige Hauptstadt sich von der schnellfüssigen Provinz nicht um ganze Siriusweiten überholen lassen“ werde, geht zwar ebenfalls nicht näher auf eine Kritik des Inhalts ein, nimmt aber mit dem Verfasser Stellung gegen Herrn von Savigny und gegen dessen Prinzip der „späteren Einübung“ in den juristischen Beruf, indem er sagt, dass diese sowohl, wie die vorhergegangene „historische“, oder besser „unphilosophische“ Rechtsschule gleich „mechanisch“ seien und deshalb sehr der vom Verfasser vorgeschlagenen Reform der Fakultät bedürften. —

Nur ein einziges Mal noch hat Stirner, ausser an den beiden genannten Zeitungen, an ein periodisches Organ seine Mitarbeiterschaft vergeben.

Ludwig Buhl gab im Jahre 1844 im Selbstverlage in Mannheim das „erste und einzige“ Heft einer „B e r l i n e r M o n a t s s c h r i f t“ heraus, einen kleinen Band von 330 Seiten. Die Entstehung dieses kleinen Unternehmens liefert einen so überaus charakteristischen Beitrag zur Geschichte der damaligen Press- und Censurverhältnisse, dass wir einen Augenblick bei ihr verweilen wollen.

Mitte 1843 hatten Verleger und Herausgeber des geplanten Unternehmens einmal den Prospect und drei für die

erste Nummer bestimmte Aufsätze, sodann nochmals drei der letzteren der Censur eingereicht, waren aber abschlägig beschieden, d. h. die Druckerlaubniss war ihnen verweigert worden. Auch die eingereichten Beschwerden wurden vom preussischen Ober-Censurgericht verworfen. Buhl liess darauf, wie erzählt, den „ersten und einzigen" Band in Mannheim bei Heinrich Hoff drucken und im Selbstverlage erscheinen. Ueber zwanzig Bogen stark unterlag er dort nicht der Censur. Er eröffnet ihn mit einem „Offenen Bekenntniss", in dem er erklärt, durchaus nicht sanguinisch in einer Illusion befangen gewesen zu sein über das Ergebniss seines Gesuches. „Wir wussten", so sagt er, „dass eine Gewalt, welche sich auf die Autorität stützt, einen Zersetzungsprocess aller bestehenden Verhältnisse nicht dulden werde. Gerade deshalb hatten wir es uns zur Aufgabe gemacht, die Stützen und die beschönigenden Vorwände der Gewalt: Staat, Gesetz, Recht, gesetzliche Ordnung, gesetzlichen Fortschritt, Religion, Nationalität, Patriotismus, und wie die Worte sonst heissen mögen, zu analysiren." Um dies aber, fährt er fort (er spricht hier von seinem Prospect) unter den Augen der Gewalt thun zu können, mussten wir freilich unser letztes Wort zurückhalten. „Durften wir auch nicht dem Staate als solchem zu Leibe gehen und ihn als Manifestation der Unfreiheit darstellen, so kamen wir doch zu demselben Resultate, wenn wir alle bestehenden Staatsformen und vorhandenen Verfassungen als dem Begriffe der wahren und allgemeinen Freiheit nicht entsprechend darstellten."

Zeigen diese Sätze, wie weit die Kritik damals schon vorgeschritten war — kühn wagte sie sich an den geheiligten Bestand des Staates selbst — so thut dies der „Prospectus" kaum minder, in dem es unter Anderem heisst: „Wir wollen die Grundlagen und die Voraussetzungen des Staates und den Begriff des Staats selbst untersuchen . . ." Es bleibt sehr bedauerlich, dass das Unternehmen nicht zu Stande gekommen ist, aber wir wollen uns doch freuen, dass wenigstens sein „erstes und einziges" Heft und mit ihm die beiden Beiträge Stirner's erhalten geblieben sind.

Der erste der beiden, mit „Stirner“ unterzeichnet, trägt die Ueberschrift: „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat“. Hören wir zunächst das Urtheil der Weisen vom Censurgericht über ihn. Nach ihm enthält er „am Eingange eine Vergleichung der in dem bekannten v. Stein'schen Sendschreiben entwickelten politischen Ideen über Freiheit und Gleichheit, mit den der französischen Revolution zu Grunde liegenden Gedanken. Dieser Einleitung folgt die eigene Ansicht des Verfassers von der reinen Freiheit und absoluten Selbstbestimmung. Am Schlusse erklärt er diese seine Theorie, nicht allein mit dem bestehenden Staatsprincip, sondern auch mit der Liebe und Treue, worauf es ruht, für unverträglich. Hiermit hat er sich selbst das Urtheil gesprochen. Die Tendenz des ganzen Aufsatzes ist nach Art. IV. 1. der gedachten Instruktion (der Censur-Instruktion) verwerflich. Auf diese Tendenz ist auch der Eingang des Aufsatzes berechnet, welcher an sich, mit Weglassung oder Aenderung mehrerer Stellen, zum Drucke würde verstattet werden können, aber in einem so unzertrennlichen Zusammenhange mit den daraus abgeleiteten Maximen steht, dass er nach dem sich hindurchziehenden Hauptsinne mit dem Ganzen das Schicksal theilen muss.“ Trauriges Schicksal allerdings, von solchen Köpfen beurtheilt und mundtodt gemacht zu werden! —

Obwohl uns das Censur-Gericht so gütig diesmal der Mühe der „Inhaltsangabe“ überhoben hat, sei unbescheidenerweise doch noch hinzugefügt, dass Stirner zunächst dem Sinne bewussten Sendschreibens auf den Grund geht. In zwei Punkten stimmt sein Verfasser Stein mit den Zielen der französischen Revolution in ihm überein: in der Lehre der Gleichheit, d. h. darin, Alle auf die gleiche Stufe der Unterthänigkeit zu bringen; und in der dem Freiheit, d. h. der Freiheit der Pflichterfüllung, der moralischen Freiheit, der bürgerlichen der Revolution.

Stirner betrachtet dann weiter den Mittelpunkt dieser letzteren: die Pflicht der Liebe. In der revolutionären, dem Princip der Selbstsucht entwachsenden Freiheit be-

stimmt sich der Mensch „rein aus sich", in der Liebe thut er dies nur um eines Anderen willen. Es ist ein Unterschied, ob man ein Liebevoller oder ein Vernünftiger ist. Der Sieg der Liebe ist die Willenlosigkeit. Die Lieblosen aber lehnen sich auf, sie sind die Unzufriedenen und verlachen das schöne Wort: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht . . .

Es ist nur ein Präludium zu einer grösseren Arbeit, die sich mit den Erscheinungen des Liebesstaates, der letzten und vollendetsten Form des Staates, beschäftigen sollte, das Stirner hier anstimmt. Aber das Leitmotiv klingt bereits hell und klar durch die wenigen Seiten. —

Der zweite Aufsatz Stirner's in der Buhl'schen Monatsschrift ist eine Besprechung des Werkes: Die Mysterien von Paris von Eugene Sue. Sie trägt die Unterschrift Max Schmidt und wir müssen diese auf eine irrthümliche Durcheinanderwerfung des Namens und des Pseudonyms zurückführen, um sie uns zu erklären. Dass der Artikel aber von Stirner herrührt, darüber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen.

Um zu verstehen, wie Stirner seine Aufmerksamkeit einem solchen Werke zuwenden konnte, muss man sich vergegenwärtigen, dass Sue's Roman zu jener Zeit auch in Deutschland das enormste Aufsehen erregte, in zahlreichen Uebersetzungen von Hand zu Hand ging und überall mit gleicher Gier verschlungen wurde. Unverständlich wie dieser Eindruck dem Geschlecht von heute, wo das längst vergessene, bestaubte, bändereiche Werk höchstens noch von Leihbibliotheks-Mardern wieder hervorgeholt wird und nur in den Gemüthern von Nähmamsells noch die alte Wirkung zu erzielen im Stande ist, wird er uns nur dadurch einigermassen erklärlich, wenn wir wissen, dass Sue in die schöne Litteratur mit seiner Sensationsgeschichte zum ersten Male das sociale Element trug, indem er die gefühlsredliche Armuth in einen so innigen Contact mit der bisher als höher betrachteten Art von Menschen brachte und ihr neben dieser einen solchen Platz einräumte, wie es bisher noch nie geschehen war.

So wurde das Buch zu jener Zeit fast überall völlig ernst genommen und man übersah seine schauderhaften Unmöglichkeiten mit der gleichen Begeisterung wie seine innere Hohlheit, und berauschte sich toll und voll an der allerdings ganz ungewöhnlichen Einbildungskraft des Franzosen.

Selbst in der Bauer'schen Allgemeinen Litteratur-Zeitung erschien aus der Feder Szeliga's ein bandwurmlanger Artikel, in dem ernstlich der Kritik unterzogen wurde, was in Wahrheit unter ihr war.

„Max Schmidts“, d. h. Stirner's Besprechung war wahrscheinlich schon früher geschrieben.

Sie zeigt uns Stirner von seiner geistreichsten Seite. Mit schneidendem Hohn geisselt er die verlogene Sentimentalität der Bourgeoisie, die — ein Thränchen des Mitleids im Auge — die Sünder zu bekehren, das Laster auf den Weg der Tugend zu bringen und Ausgestossene in die Arme der Gesellschaft wieder aufzunehmen sich heuchlerisch anschickt.

Habt Ihr aber wohl einmal, Ihr Guten, darüber nachgedacht, ob das Gute denn wirklich werth ist, dass man nach ihm strebe? — Ist es nicht vielleicht auch nur ein leerer Wahn, der nur in Eurer Einbildungskraft lebt?

So fragt Stirner und zeigt dann an den einzelnen Figuren des Romans, dessen Verfasser — „ohne jede tiefere und gewaltigere Einsicht in das Wesen der Gesellschaft“ — an jede von ihnen „allemal dasselbe Ellenmaass, nämlich das der Sittlichkeit,“ legt, wohin diese Bemühungen der Guten, die Bösen zum Guten zu bringen, führen. Es sind wahrhaft überraschende Resultate, zu denen wir gelangen.

Heilversuche, nicht an einem kranken, sondern an einem abgelebten Körper vorgenommen, sind alle diese Versuche Stirner, „Verbesserungen, wo nichts mehr zu verbessern ist.“ Müde und alt, nicht krank ist unsere Zeit, sagt er. Darum quält sie und Euch nicht länger und lasst sie sterben! —

So schliesst Stirner's erste litterarische Thätigkeit,

die seinem grossen Werke voraufging. Weder für die Hallischen und Deutschen Jahrbücher von Arnold Ruge, noch für Bauers Litteratur-Zeitung hat er Beiträge geliefert.

Nur einmal noch hat er die Feder zur Mitarbeiterschaft an einer Zeitung wieder aufgenommen, so viel wir wissen. Er that es, um im Drange der Selbstvertheidigung auf Angriffe zu antworten, die sich gegen die That seines Lebens richteten.

Doch dies gehört bereits in den Rahmen des nächsten Kapitels, das ausschliesslich der Betrachtung dieser That gewidmet sein wird.

Zuvor haben wir uns noch mit dem nach Aussen hin grössten Ereigniss in diesem Leben zu beschäftigen: mit Stirners zweiter Ehe, mit Marie Dähnhardt . . .

Es war wohl im Kreise der „Freien", wo Stirner des Oefteren mit einer jungen Dame zusammentraf, die er zuerst im Hause des späteren Begründers der National-Zeitung, Dr. Friedrich Zabel's, gesehen hatte, mit — Marie Dähnhardt.

Marie Wilhelmine Dähnhardt war am 1. Juni 1818 zu Gadebusch in der Nähe von Schwerin als die Tochter des Apothekers Helmuth Ludwig Dähnhardt und seiner Frau Maria, einer geborenen Brünger, geboren und am 7. Juni nach evangelisch-lutherischem Ritus getauft worden. Einer wohlhabenden bürgerlichen Familie entstammend hatte sie eine gute Erziehung genossen und war frühzeitig von dem Emanzipationsdrange jener Tage, der unter Anderem in Gutzkow's heute verschollenem, damals aber von den Frauen verschlungenem Buche „Wally, die Zweiflerin" einen seltsam-beredten Ausdruck fand und in Georges Sand das allerdings nie erreichte Vorbild sah, ergriffen worden.

So war sie, jedenfalls gegen den Willen ihrer Familie, schon frühzeitig nach Berlin gekommen, um hier ihr Leben

weitere Kreise ziehen zu lassen, als es ihr in den beschränkten Verhältnissen ihrer Heimath jemals möglich gewesen wäre.

Zwar lassen sich ihre ersten, genauen Spuren in Berlin erst in dem Jahre ihrer Heirath mit Stirner, 1843, feststellen, wo sie vom 21. Januar bis zum 4. April Alexanderstrasse 22 bei dem Lehrer der englischen Sprache, W. Turnbull, bei dem sie jedenfalls Unterricht nahm, und vom 30. August bis 21. October (in der Zwischenzeit war sie abwesend) Friedrichstrasse 189 bei dem Tapezierer F. Bodinus wohnte. Doch steht fest, dass sie schon zwanzigjährig, 1838, in Berlin und jedenfalls hier nicht fremd war. Ihr Vater war früh gestorben.

Marie Dähnhardts Verheirathung mit Max Stirner fand statt am 21. October 1843 und zwar in der Wohnung des Bräutigams: Neu Kölln am Wasser 23. Sie geschah „mit Einwilligung ihrer Mutter".

Nach Neu Kölln am Wasser war Stirner wenige Tage vorher, am 11. October, gezogen, indem er die fünf Jahre innegehabte Wohnung in der Neuen Friedrichstrasse 89, wo wir ihn zuletzt gesehen, und damit die Familie seiner ersten Frau, in der er fast ein Jahrzehnt gelebt, verlassen hatte.

Hier in dem Hause Neu Kölln am Wasser, dessen Besitzer Schöpke hiess, wohnten die jungen Eheleute während der Jahre ihres Zusammenseins.

Ueber die „Geschichte der Trauung" Stirners ist so viel geschrieben und geredet worden — weit mehr als über sein ganzes Leben zusammengenommen —, dass sie auch in dieser Geschichte seines Lebens nicht nur nicht übergangen werden darf, sondern ihr sogar ein eigener Platz angewiesen werden muss, indem versucht werden soll, sie, wie alles andere, in das richtige Licht zu rücken. Es ist nicht ganz leicht, da sich die Behauptungen und Erinnerungen scharf widersprechen. Denn wie es das Anecdotenhafte ist, das am längsten in dem Gedächtnisse der

meisten Menschen haftet, so nimmt es auch, von Mund zu Mund getragen, in jedem eine etwas veränderte Form an, um endlich als ein der einstigen Wirklichkeit fast Fremdes dazustehen. So ging es auch mit der Erzählung dieser Heirath, die so viel Staub aufwirbelte, so viel Empörung und so viel Lachen erregt hat.

Alles romantischen Beiwerks entkleidet wird sie — auch so noch interessant genug — in folgender Form stattgefunden haben:

Die Trauung wurde vollzogen durch den Oberconsistorialrath Marot von der Neuen Kirche in Berlin, eine stadtbekannte Persönlichkeit, der von Bruno Bauer seiner freieren Ansichten wegen gewählt worden war.

Auf dem Zimmer des Bräutigams nun versammelten sich am Morgen des 21. October, kurz vor dem Mittagessen, die Trauzeugen und Gäste; sie wurden nicht, wie erzählt wird, erst aus der Kneipe herbeigeholt. Keinenfalls waren sie in irgendwie feierlicher Stimmung.

Als Trauzeugen fungirten Bruno Bauer und Buhl; als Gäste waren, so weit bekannt, Wilhelm Jordan, der junge Dichter; Julius Faucher; ein Assessor Kochious (oder Kochius) und eine junge Engländerin, eine Freundin der Braut, anwesend; ausserdem sicherlich noch eine Anzahl anderer Freunde und Bekannte.

Buhl soll mit Mühe aus seinen Hemdsärmeln in seinen „schäbigen Alltagsrock“ hinein genöthigt sein, als der Pfarrer eintrat; auch wurden die Karten bei Seite gelegt, mit denen man gespielt hatte.

Die Braut liess auf sich warten. Als sie eintrat, muss Marot sehr erstaunt gewesen sein, sie in einfachem Kleide und ohne den bräutlichen Schmuck von „Myrthenkranz und Schleier“ zu finden. Auch seine Frage nach einer Bibel fand nicht die gewohnte Bereitwilligkeit — es war keine zur Hand.

Indessen nahm die kurze, unter solchen Umständen sehr beschleunigte Feier ihren Verlauf. Die Gäste sahen zum Fenster hinaus, statt der „dürren, nüchternen“, den Umständen angepassten Rede zu lauschen.

Als jedoch die Frage nach den Ringen gestellt wurde, stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus: Ringe waren, wahrscheinlich aus Vergesslichkeit, überhaupt nicht bestellt worden.

Da zog Bruno Bauer (nach Jordans Erinnerung soll es Stirner selbst gewesen sein, doch wird allgemein von Bauer gesprochen) seine längliche, gehäkelte Geldbörse, wie sie damals üblich war, aus der Tasche, schüttete den gewiss nur geringen Inhalt von Silber- und Kupfermünzen bedächtig auf die eine Seite und zog die beiden Messingringe ab, die er dem Prediger übergab, indem er meinte, dass sie „die Ehe ebenso gut, oder besser, zusammenhalten" könnten, wie goldene.

Und mit diesen Messingringen wurden Max Stirner und Marie Dähnhardt getraut . . .

Marot, zu dem Essen und der darauf folgenden Bowle eingeladen, dankte und ging, und die Hochzeit nahm den „fröhlichen Verlauf" anderer Hochzeiten, oder vielmehr einen noch fröhlicheren; die jungen Eheleute verschwanden nicht zu einer Hochzeitsreise, sondern blieben mit ihren ausgelassenen Gästen noch lange zusammen. —

Von den meisten zu einer „beabsichtigten Demonstration" aufgebauscht, von anderer Seite hinwieder als das natürliche Ergebniss des Augenblicks ohne jede besondere oder Neben-Absicht hingestellt, nahm die Geschichte des Ringewechsels bald die seltsamsten Formen an, pflanzte sich von Mund zu Mund, und während die Einen mit positiver Bestimmtheit von Gardinenringen sprachen, die verwandt worden seien, faselten Andere von einer unerhörten Beschimpfung heiliger Institutionen. In letzter Linie aber war die ganze Sache nichts als die völlige Gleichgültigkeit der betheiligten Personen bei einer äusserlichen Handlung, die in ihren Augen durchaus keine weittragende, innere Bedeutung besass, und die nur vollzogen wurde aus äusseren, schwer zu umgehenden Rücksichten.

Die Eheleute führten eine stille und unauffällige Ehe und lebten in der alten, gewohnten Weise fort.

Nachdem wir Stirner kennen gelernt haben, wird sich unser Interesse zunächst auf die junge Frau richten. Da sie die Aufmerksamkeit so Vieler auf sich gezogen hat, ist es nicht schwer Marie Dähnhardt's Bild zu zeichnen: ein in jeder Beziehung sympathisches Bild.

Eine schlanke, anmuthige Blondine von kleiner, voller Gestalt mit auffallend reichem Haarschmuck, den sie, um es mit dem Ausdruck der damaligen Zeit zu bezeichnen: à la neige — in geringelten, die Schläfen bedeckenden Locken — trug, mit zartem, rosig angehauchtem Teint, von raschem und energischem Wesen, „durchaus verständig", aber ohne besondere geistige Begabung, übte sie mehr durch ihre natürliche Frische, als durch eigentliche Schönheit — denn eine Schönheit war sie nicht — eine unverkennbare Anziehungskraft auf die Männner aus. Dieser Kraft war sie sich bewusst; wenigstens war sie es sich in Berlin geworden.

Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, wusste sich gut zu benehmen, auch in Gesellschaft, hielt sich immer ernst und verkehrte bei Hippel unter den „Freien", wo sie den Spitznamen Marius Daenhardius führte, so zwanglos, wie jeder andere Gast. Wenn es auch gar keinen Zweifel duldet, dass sie „Cigarren rauchte"; mit der langen Pfeife auf den Buden der Studenten gesehen wurde; Billard, und zwar ausgezeichnet, spielte, und das Münchener Bier, das damals in Berlin aufkam, ebenso gern und aus ebenso grossen Seideln wie die Männer trank, so ist es ebenso zweifellos, dass sie all' dieses nicht nur allein aus innerer Lust, sondern auch aus jenem Trieb heraus that, in dem sie, die im Grunde durchaus Bürgerliche und „Gesittete", sich zu emancipiren suchte.

Es ist oft, und nur zu erklärlicher Weise, behauptet worden, dass sie „ein solches Leben" nur ihrem Manne zu Liebe geführt habe. Es ist nicht wahr. Jener Drang, der sie nach Berlin geführt hatte, dem missverstehend sie sich immer mehr und mehr hingab, der sie in derselben Unbekümmertheit an den lauten Tisch der Männer

wie unter die jungen Studenten führte, der sie sogar an den spätabendlichen Ausflügen der Bande in die Bordelle der alten Königsmauer — wohin man natürlich nur ging, um dort so lange den grössten Ulk zu treiben, bis man hinausgeworfen wurde, — dieser Drang, der sie an diesen Ausflügen in Männerkleidern Theil nehmen liess, hatte sie schon ergriffen, als sie Stirner noch gar nicht kannte.

Dass ihr ursprüngliches Gelüst sie weiter trieb, als sie anfangs gewollt hatte, ja auch nur ahnen konnte, das war nicht dessen Verschuldung. Bei seinem ruhigen, passiven Wesen ist es ganz undenkbar, dass er sie je zu Etwas überredet oder gar verleitet hätte, was ihrem eigenen Wunsch und Willen zuwider gewesen wäre. Das soll noch weiterhin begründet werden.

Gewiss ist auch, dass sie ihren Mann von Anfang an nicht verstand. Wahrscheinlich erschienen ihr die lauten und lärmenden Kneipgenossen von Hippel, unter denen sie so unbefangen sass, noch ein Kind an Gemüthsart und der Unerfahrenheit, mit der sie die oft wüsten Reden, Anspiegelungen und Zoten anhörte, die sie nicht begriff und denen sie nur deshalb so ruhig zuhören konnte, wahrscheinlich erschienen ihr diese „Freien" um vieles freier, als der ruhige Mann, der sie thun und treiben liess, was sie wollte, und, ohne Menschenkenntniss, wie sie war, liess sie ihn später heimlich entgelten, was die Andern verschuldet, wenn von einem Verschulden auf irgend einer Seite überhaupt die Rede sein kann.

Vielleicht aber, und das erscheint nach Allem das Wahrscheinlichste, hat sie damals nie darüber nachgedacht, was die Einen beherrschte und den Andern bewegte, ist in dem fröhlichen Strome mitgeschwommen, wie ihre Jugend es ihr mit Recht gebot, und hat durch die trüben Schleier späterer Erlebnisse, die sich über diese Tage deckten, nicht mehr zu erkennen vermocht, was unter ihm — in den Knäuel ihrer Reue verwirrt — lag.

Freiwillig und gern ist sie in jenen Kreis gegangen, weil es ihr bei ihm gefiel; freiwillig hat sie sich, nicht

seinen Ton, dazu war sie zu geschmackvoll, aber seine freie und bei allen Ausschreitungen doch so schöne und theilweise grossartige, nur noch so wenig durchgebildete Lebensauffassung zu eigen gemacht. Stolz und nicht ohne Kühnheit ist sie somit nur ihren eigensten Neigungen gefolgt.

Und dass sie gethan hat, was sie wollte, und dass Stirner sie thun liess, was sie wollte, das mag sie in den Augen der Eheknechte natürlich so verabscheuungswürdig erscheinen lassen, wie sie es heute in ihren eigenen ist, aber es kann uns Beide nur lieber machen. Jede gegenseitige Bevormundung hätte übrigens so ganz und garnicht in das Wesen der Betheiligten gepasst, denen „die Ehe“ nur ein loses Band, dass rein äusserlich um sie geschlungen war, bedeutete. Und nicht an der „Untreue“ der Frau — wie lächerlich! — ist „diese Ehe zu Grunde gegangen“, sondern einzig und allein unter dem Druck der Verhältnisse, den er und sie leider nur allzubald empfanden.

Ihr guter Geschmack hat Marie Dähnhardt immer davor bewahrt, ihre Affairen, die sie allein und nur sie angingen und denen natürlich auch hier nicht nachgegangen wird, an die grosse Glocke zu hängen, und nach aussen hin war sie immer und für Alle die unnahbare Frau, an die sich kein Gedanke, geschweige denn ein Wunsch so leicht herangewagt hätte. Nur einmal soll es zu einer Szene gekommen sein: sie hatte anfänglich den zweideutigen Sinn einer Bemerkung nicht verstanden; als sie auf ihn aufmerksam gemacht wurde, soll ihre berechtigte Empörung zum vollen Durchbruch gekommen sein.

Allgemein geachtet und allgemein beliebt, wie Stirner selbst, war sie die unbestrittene weibliche Zierde des Kreises, wenn sie in ihm erschien. Denn sie war durchaus nicht die einzige Frau in ihm, wie wir wissen. Besonders befreundet soll sie unter den Frauen, die mit ihr dort verkehrten, mit der damals noch unverheiratheten Frau des Dr. Wiss, und ebenfalls gut bekannt mit Karoline Faucher gewesen sein.

Diese Jahre, die letzten seiner Lehrthätigkeit und etwa das erste seiner Ehe mit Marie Dähnhardt — also ungefähr von 1843 bis 1845 — dürfen als der Höhepunkt in Max Stirner's Leben betrachtet werden, wenn überhaupt eine solche rein auf die äusseren Thatsachen aufgebaute Annahme erlaubt ist.

Von seiner Thätigkeit in der Töchterschule der Mme. Gropius nicht allzusehr in Anspruch genommen, hat Stirner Musse genug übrig, um die letzte Hand an die Vollendung seines Lebenswerkes zu legen, das als Ganzes bereits dastand: Jeder, der weiss, was das heisst, wird gerade eine solche Zeit — noch unerfüllter Erwartung und Hoffnung und doch schon gethanener Arbeit — als die glücklichste im Leben des schaffenden Geistes bezeichnen.

Er hat ein junges Weib, das er, was auch gesagt werden mochte, liebte.

Offen stand ihm ein Kreis von Männern, die ihn — mehr und mehr von seiner Bedeutung überzeugt — ausnahmslos achteten, anregten, und stets gern in ihrer Mitte sahen.

Und er hatte — zum ersten Male in seinem Leben — Geld. Denn Marie Dähnhardt, die ihren Vater frühzeitig verloren, war im Besitz eines für damalige Begriffe stattlichen Vermögens. Es betrug zehntausend Thaler, nach anderen Angaben sogar dreissigtausend. Richtig ist wohl die erstere Zahl.

Der Mann wurde daher vielfach beneidet und leuchtend und wärmend stand die Sonne des Glücks an dem Himmel der jungen Eheleute, die nicht an Wolken und Wetter dachten und völlig sorglos und unbekümmert in den kurzen Tag hinein lebten, der ihnen beschieden war.

Doch Beide für eine kurze Spanne verlassend wenden wir uns jetzt zu dem Werke, das ihm, der es geschaffen, und ihr, der es gewidmet, nicht mehr, sondern uns Allen gehört.

Fünftes Kapitel.

Der Einzige und sein Eigenthum.

Der Einzige und sein Eigenthum.

1845.

Erscheinen. — Beschlagnahme und Freigabe. — Allgemeine Aufnahme und Erfolg. — Das Werk. — Versuch seiner Würdigung. — Die Kritik. — Stirner's Entgegnungen. — Das Verstandesthum und das Individuum. — Ausblick.

Im Kreise der „Freien" hatte sich im Laufe der Zeit das Gerücht verbreitet, dass Max Stirner an einem umfangreichen Werke arbeite, zu dem er „bereits Blatt auf Blatt gehäuft" und das immer noch, „das ganze eigenthümliche Gewebe seiner Gedanken in sich aufnehmend", anwachse.

Aber Niemand hätte etwas Näheres über dieses Werk zu sagen gewusst. Nie ging Stirner auf diesbezügliche Fragen ein, nie liess er irgend Jemand auch nur eine einzige Seite seiner Arbeit sehen oder gar lesen. Nur in sofern verrieth er das „Geheimniss seines Lebens" selbst, als er zuweilen auf sein Pult zu deuten pflegte, wo sein „Ich" verborgen liege.

Die Existenz des Werkes „konnte auch eine Fabel" sein, und wurde bereits von Manchen als eine solche betrachtet, als es plötzlich, in den ersten Tagen des November 1844, unter dem Titel: „Der Einzige und sein Eigenthum" an das Licht der Oeffentlichkeit trat.

Ursprünglich sollte dieser Titel — und die oben angeführte Bemerkung Stirner's spricht dafür — „Ich" lauten. Er wurde fallen gelassen, um über der zweiten Haupt-Abtheilung des Werkes zu stehen.

Als Autor nannte Stirner den Namen, unter dem er seine ersten Arbeiten geschrieben und den er im Kreise seiner Bekannten führte; als Verleger stand auf dem Titel-

blatte eine der angesehensten buchhändlerischen Firmen Deutschlands, Otto Wigand in Leipzig, der unerschrockene und weithin bekannte Verleger der meisten und bedeutendsten radikalen Erscheinungen jener Zeit, der Verleger der Ruge'schen Unternehmungen und der Feuerbach's, selbst innig mit Herz und Geist an den Kämpfen seiner Zeit betheiligt. Als Jahreszahl war 1845 angegeben. Stirner und Wigand verband ein freundschaftliches Verhältniss; dieser hielt grosse Stücke auf seinen neuen Autor und hat stets mit hoher Achtung von ihm gesprochen. Stirner war übrigens 1844 in Leipzig gewesen, wahrscheinlich um das Nähere über das Erscheinen seines Lebenswerkes mit Wigand zu besprechen.

Das Vertrauen, das dieser in das Werk setzte, bewies er am besten durch die durchaus gediegene Ausstattung, die er ihm angedeihen liess. Die erste Ausgabe des „Einzigen“ ist eines der bestgedrucktesten Werke seines Verlages: ein stattlicher Band von fast fünfhundert Seiten, auf bestem Papier splendid mit breitem Rande und in grosser klarer Schrift, fast fehlerfrei gedruckt, übertrifft die heute selten gewordene erste Ausgabe, deren damaliger Preis für das in hellen Umschlag broschirte Exemplar zwei und einen halben Thaler betrug, ihre beiden späteren in jeder Beziehung.

Das Buch trug die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt“. Das Liebchen war seit einem Jahre Stirner's Frau.

Es ist von jeher das Bestreben der Gewalt gewesen, ihr feindliche Gedanken zu unterdrücken und ihre Verbreitung zu hindern. Waren in Preussen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die Zügel einer frechen und unsinnigen Censur etwas weniger straff gehalten, so hatte die Herrlichkeit mit der Veröffentlichung des Herwegh-schen Briefes an den König bald ein Ende und es wurde schlimmer gewirthschaftet als vorher. Auch in Sachsen

begann seit dem Jahre 1843 eine Reaction sondergleichen. Zwar waren dort Schriften über zwanzig Bogen frei, d. h. sie brauchten nicht zur Censur vorgelegt zu werden. Aber um so näher lag dafür die Gefahr der Beschlagnahme und Confiscation, gegen die es keinen richterlichen Schutz gab.

Um dem wenigstens theilweise zu entgehen, nahmen die Leipziger Verleger ihre Zuflucht zu einem drastischen Mittel. Während auf der Kreisdirection das gleichzeitig mit der Ausgabe einzureichende Pflichtexemplar abgeliefert wurde, stand an der nächsten Strassenecke schon der mit den versandtfertigen Exemplaren beladene Wagen und sowie der Empfangsschein der Behörde in den Händen des Verlegers war ging es im Galopp von Sortimenter zu Sortimenter, sodass die Beamten, wenn sie das Buch eingesehen hatten und beschlagnehmen wollten, meist das Nachsehen hatten.

Auch dem Stirner'schen Werke ist es so ergangen. Die Kreisdirection in Leipzig verfügte sofort die Beschlagnahme und es sollen ihr noch 250 Exemplare in die Hände gefallen sein.

Aber die Beschlagnahme wurde schon wenige Tage später von dem Ministerium des Innern wieder aufgehoben: weil das Buch „zu absurd“ sei, um gefährlich zu sein. Die „sehr interessanten“ Entscheidungsgründe, die die Brockhaus'sche Allgemeine Presszeitung vom 8. November 1844 mitzutheilen versprach, sind leider nie veröffentlicht worden und die tiefe Weisheit der hochwohllöblichen Behörden wird nie in ihrer ganzen Grösse erfasst werden können. Genug, dass Stirner, der sich mit der Frage der Pressfreiheit so eingehend beschäftigt und sein Werk mit der vollen Vorsicht geschrieben hatte, den Staat zu „betrügen“, seine Absicht glänzend gelungen war. „Mag ein Volk der Pressfreiheit entbehren, Ich suche Mir eine List oder Gewalt aus, um zu drucken — die Druckerlaubniss hole Ich Mir nur von — Mir und meiner Kraft.“ Er hat sie sich geholt und während das harmloseste Geschreibsel in Acht und Bann gethan wurde durfte das radikalste und „gefährlichste“ Buch jener und jeder Zeit ungehindert von Hand zu Hand gehen — damals und so noch heute.

Ob sich je einer an dieser Thatsache innerlicher gaudirt hat, als der, der sein köstliches Gut, so kühn und klug zugleich, über die Grenze geschmuggelt, die die Willkühr dem freien Gedanken gezogen? —

Die allgemeine Aufnahme, die das Werk fand, war eine durchschlagende; heute würde man sie „sensationell" nennen.

Man beschäftigte sich sofort lebhaft mit der neuen Erscheinung, die so plötzlich aus völligem Dunkel heraus in das grelle Licht des lauten Tages trat. Zu Weihnachten 1844 war das Buch bereits in den meisten Händen, jedenfalls in den Händen derer, die dem radikalen Fortschritt ihrer Tage überhaupt Interesse entgegen brachten. Besonders die Jugend griff gierig nach der kühnen That.

Aber die Aufnahme war so verschieden, wie sie überhaupt nur sein konnte bei einem solchen Werke. War den Einen kein Ausdruck der Bewunderung zu gross, erwarteten sie von ihm den Anbruch einer neuen Zeit des Denkens und Lebens und nannten sie den Verfasser mit Recht ein Genie, so warfen die Andern das Buch hohnlachend von sich, empört über solchen „Unsinn", denn nur Unsinn konnte es sein, was so an den „Grundpfeilern alles sittlichen und sozialen Lebens" zu rütteln wagte. Die Meisten aber wussten nicht recht, was sie sagen sollten, und viele von ihnen schwiegen . . . Alle aber ahnten doch, dass sie hier vor einer aussergewöhnlichen Persönlichkeit standen.

Suchten die Einen, die Tiefbefangenen, die überhaupt nicht begreifen konnten, wie man es wagen könne, Begriffe, die „von Ewigkeit her" so fest standen, wie Recht, Pflicht, Sitte u. s. w., überhaupt einer menschlichen Kritik zu unterziehen, den, der sie nicht allein zu kritisiren, sondern sie zu vernichten sich unterfangen, als den „advocatus diaboli" zu kennzeichnen, so waren doch auch die Andern, die, welche diese Begriffe zwar nicht als für immer feststehende, aber doch immer den Untergrund unseres Handelns bildende be-

trachteten, fast nicht weniger entsetzt, diesen Grund plötzlich ihren Füssen entzogen zu sehen, und sie, die noch nicht wussten, wo nun stehen, konnten sich das Phänomen nur durch die Annahme erklären, dass der Verfasser sich mit ihnen einen Scherz habe machen wollen, und — sie wie sich selbst verspottend — nur gespielt habe.

Seht, so teuflisch kann ein Mensch sein! — schrieen jene; nein, so schlecht kann kein Mensch sein, trösteten diese. Die Einen fanden in dem ätzenden Spott Stirner's, die Andern in seiner heiteren Ironie die Bestätigung ihrer Annahme.

Aber auch die Liberalen wichen zurück. Die Politiker lachten: welcher vernünftige Mensch konnte bezweifeln, dass der „Staat“ nicht die „Ordnung“ sei, und seine Nothwendigkeit negiren?—; die Sozialen schimpften: das „Lumpenthum“ hatte sie empfindlich getroffen; die Humanen endlich geriethen in ernstliche Unruhe: sie hatten sich „den Menschen“ so schön, neu und herrlich, so gottähnlich, aufgebaut, und nun wurde ihr Kunststück so elend in Stücke geschlagen! Sie waren es vor Allem, die ihr letztes Ideal zu vertheidigen und zu retten suchten. Der Stolz der „Kritik“, der „kritischen“, der „absoluten“ Kritik war es in all' diesen Jahren gewesen, in rastlosem Vorwärtsschreiten einen Widerstand nach dem anderen zu überwinden; sich sagen zu lassen, dass sie so weit noch zurückgeblieben sei, das durfte sie nicht erlauben. So bäumte sie sich auf. — Aber die „Kritik“ war damals schon in das Stadium der Selbstzersetzung eingetreten. Ihre Kräfte waren erschöpft und ihre Arbeit, die vorbereitende Arbeit, gethan. Sie starb an dem Stosse, mit dem Stirner sie traf.

So war es nur natürlich, dass die Meinungen auch unter den „Freien“ sich sehr verschieden äusserten. Die Überraschung, den stillsten der Ihren plötzlich so laut und vernehmlich reden zu hören, war allgemein, und wenn auch die nächsten Bekannten, die bereits Stirner's erste Arbeiten verfolgt hatten, wussten, dass es sich nur um eine bedeutende That handeln konnte, so waren die andern, ferner Stehen-

den umsomehr überrascht in dem einfachen Mann, den sie bisher wohl oft übersehen haben mochten, den grossen und scharfen Geist zu finden, der aus seinem Buche sprach. So mögen Stirner und seine Ideen in dieser Zeit oft genug den Mittelpunkt des Kreises und seiner Unterhaltung gebildet haben. Stirner selbst blieb sich natürlich völlig gleich: der äussere Ruhm konnte ihn nicht stolzer machen, als er es innerlich gewesen war. Jedenfalls gehörte er jetzt zu den „Merkwürdigkeiten“ des Kreises, und wie er von nun an mit den Bauers und den anderen zusammengenannt wurde, so kam man jetzt auch zu Hippel, um „den Einzigen“ zu sehen und sich zu überzeugen, dass er „in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie er sich in seinem Buche hingestellt hatte.“

Bruno Bauer empfand es tief, dass Stirner „über ihn hinaus gegangen“ war — auf Pfaden, wo er ihm nicht zu folgen vermochte. Zwar hielt er seinen inneren Groll zurück und hat ihm auch nie öffentlichen Ausdruck gegeben, so wenig, wie er selbst je versucht hat, der Kritik Stirners zu begegnen, und ihr Verhältniss blieb äusserlich das gleiche freundschaftliche, wenn auch eine gewisse Entfremdung von Manchen beobachtet wurde, die jetzt mehr hervortrat, nachdem sie einen solchen scharfen Ausdruck gefunden hatte. Zu einer Trennung ist es indessen zwischen den Beiden nie gekommen.

Die Philosophie Stirners ist kein „System“, das eine „Schule“ gründen und durch sie ausgearbeitet und fester begründet werden könnte. Obwohl Stirner Lehrer war, verräth nicht ein Wort seines Buches den philosophischen Schulmeister. Jeder muss von ihm lernen, was er will und was er vermag; sein „Schüler“ in engerem Sinne wird er nie sein und wenn er es sein wollte, würde der unfreiwillige Lehrer ihn selbst in seine eigene Gedankenthätigkeit zurückstossen. Die Jugend wird sich von Stirner gewiss — und hoffentlich — immer anregen und zu selbstständigem Denken ermuthigen lassen. Aber der ganze Genuss des „Einzigen“ wird doch erst dem Manne zu Theil

werden, der gegen die Illusionen der Jugend die Wahrheiten des Lebens eingetauscht hat.

Seltsamerweise aber fand Stirner unter seinen Bewunderern keine eigentlichen Anhänger, um dies Wort zu gebrauchen. Im Grunde war Keiner da, der die ganze Bedeutung seiner That ihrem vollen Umfange nach begriffen hätte. So ist sie auch nur nach dieser und jener Richtung hin, nie aber ganz gewürdigt worden, und als sie anfing, vergessen zu werden, war Niemand, der ihren machtvollen Ruf ungebrochen durch die schweigenden, kommenden Jahrzehnte getragen hätte . . .

Und sie wurde schnell vergessen. Je mehr das Revolutionsjahr sich näherte, desto ausschliesslicher wandten sich alle Interessen hoffnungsvoll der gewaltsamen Lösung aller Zweifel zu und als das lärmvolle Waffengeklirr verrauscht war, hatte es die Stimmen verscheucht, die eben noch so lebendig gerufen, und es war still und blieb still auf lange hinaus.

So konnte auch der äussere Erfolg des Werkes kein grosser sein. Es ging nicht über die erste, wohl nicht über eintausend Exemplare starke Auflage hinaus und erreichte sogar diese wahrscheinlich erst nach und nach im Laufe der Jahrzehnte, in denen doch immer und wieder noch vereinzelte Hände nach dem vergessenen Buche langten.

So war die Aufnahme von Stirner's „Einzigem“ im Allgemeinen; wie sie bei der zeitgenössischen Kritik und bei einzelnen hervorragenden Zeitgenossen sich gestaltete, davon weiter unten noch mehr.

Es ist das Werk selbst, das nun vor Allem uns eingehender zu beschäftigen hat.

Was ist es? — Was giebt es? — Worin liegt seine Grösse, seine Bedeutung, seine Unsterblichkeit? — Mit einem Worte: worin besteht seine Macht — „über uns?“ —

Auf diese Fragen kann es natürlich einzig und allein

selbst die richtige Antwort geben. Nur sein gründliches und wiederholtes Studium vermag uns ihm näher zu bringen und durch Nichts kann diese Arbeit und soll dieser Genuss ersetzt werden.

Wie der unerschöpfliche Reichthum des „Einzigen und sein Eigenthum“ jeder Beschreibung spottet, so ist eine Wiedergabe seines Inhalts in systematischer Form deshalb allein schon unmöglich, weil Stirner trotz planvollster Anlage des Ganzen immer und immer wieder den Gang seiner Darlegungen selbst durchbricht, voraus- und zurückgreifend immer von Neuem die Gegenstände seiner Betrachtung in neues Licht rückt.

Er fühlt und weiss das selbst. Er sagt auch gleich zu Anfang an einer Stelle, dass „er nicht nach dem Schnürchen zu gehen gedenke.“

Wie er in der kurzen Einleitung schon mit einem kühnen Satze vor die verblüfften Leser springt: „Da bin ich!“ — so tritt nach wenigen Seiten schon, als er noch ganz in der Ergründung des Menschen der alten Zeit begriffen ist, der Egoist in seiner ganzen Grösse auf, und während „der Mensch“ sich noch nicht ganz in seiner völligen Hohlheit als das Gespenst der Vergangenheit aufgelöst hat, heischt er, der Egoist, bereits seine Macht, seine Eigenheit und steht bereits, wenn auch noch in unsicherer Form, da in seiner Einzigkeit.

Wiederum, während wir „den Menschen“ bereits besiegt glauben, und das „Ich“ in seiner Kraft und Herrlichkeit sich vor uns entwickelt, schleift Stirner noch wie Achill den Leichnam des Überwundenen durch die Gefilde seines Sieges und erst am Ende seines Zieles lässt der leibhaftige Triumphator von dem leben- und körperlosen Feinde.

Nicht dass Stirner sich wiederholte. Aber unerschöpflich wie die Natur selbst, die sich in scheinbaren Wiederholungen immer von Neuem gefällt und deren Gebilde sich doch nie ganz gleichen, ist sein Gebiet gross und weit, wie das ihre und findet seine Grenzen nur an sich selbst . . .

Dennoch durfte hier der Versuch nicht unterlassen werden, wenigstens in grossen und flüchtigen Zügen die leitenden Gedanken des Werkes zu erfassen und so wollen wir, bevor wir auf Sprache, Styl etc. des „Einzigen" eingehen und seine That zu würdigen versuchen, langsam Seite um Seite des Buches gemeinsam wenden, und unser Auge flüchtig auf den Höhepunkten ruhen lassen, bevor wir allein uns wieder in den Thälern und Tiefen seiner Weiten ergehen . . .

Dass wir Stirner möglichst mit seinen eigenen Worten reden lassen, bedarf keiner Erwähnung.

* * *

Alles soll meine Sache sein, nur meine Sache nie: „Pfui über den Egoisten."

Aber an Gott, an der Menscheit, an dem Sultan, die alle ihre Sache auf Nichts, als sich selbst gestellt, an diesen grossen Egoisten will Ich lernen: Mir geht Nichts über Mich.

Wie jene, so hab' auch Ich meine Sache auf Nichts gestellt! . . .

In zwei grosse Abtheilungen ist das Werk getheilt: „Der Mensch" ist die erste genannt; „Ich" die zweite. —

Den „Menschen" hatte die rastlose Kritik jener Zeit aus dem Schutt der Vergangenheit als höchstes und letztes Ideal heraufbefördert: für den Einen, Feuerbach, war er das höchste Wesen geworden; für den Andern, Bruno Bauer, ein nun erst Gefundener. Sehen wir uns beide, das höchste Wesen und den neuen Fund, genauer an, sagt Stirner kühl. **Der Mensch** — was war und ist er? — Und was ist er Mir? —

Stirner überschaut zunächst kurz das Leben eines Menschen: ein Menschenleben von seinem Beginn an bis zu seiner Reife. Er zeigt den Kampf des Kindes, des Realisten, sich zu gewinnen und zu behaupten, bis es, in den Dingen dieser Welt zuerst befangen, ihm gelang, hinter sie zu kommen;

das Ringen des Jünglings, des Idealisten, mit der Vernunft, um den reinen Gedanken zu finden — seine erste Selbstfindung: den Geist, und dessen langsame Überwindung; endlich den Sieg des Mannes, des Egoisten, des Interesses über das Ideal, der sich selbst in zweiter Selbstfindung leibhaftig entdeckt und Eigner des Gedankens und der Welt wird, indem er sich über Alles setzt. —

Die Lebensgeschichte dieses einzelnen Menschen wird übertragen auf die Geschichte der „Voreltern", die als Menschen der alten und neuen Zeit in grossen Bildern an uns vorüberziehen: die Alten — die Kinder, die Realisten, die Heiden; die Neuen — die Schwärmer, die Idealisten, die Christen; und die Freien, nicht die Männer, die Egoisten, sondern nur die Neueren und Neuesten unter den Neuen, und wie diese noch tief befangen in den Vorurtheilen des Christentums. —

Das Wesen des Geistes lebt in der knappen Schilderung der Alten wieder vor uns auf: der Sieg der Sophisten über die Gewalt des Bestehenden in der Höhe des perikleischen Jahrhunderts, errungen mit der Waffe des Verstandes; der Kampf des Ethikers Sokrates gegen die Sophisten für die Bildung des Herzens, der sein Ende erst erreicht am Todestage der alten Welt; die Lebensweisheit der Stoiker und der Römer; die Hedone der Epikuräer; der vollständige Bruch mit der Welt durch die Skeptiker . . . Und das Resultat dieser ganzen Riesenarbeit der Alten? — Dass der Mensch sich als Geist weiss. Mit ihm, mit der Welt des Geistes, beginnt das Christenthum, treten die Neuen auf den Plan.

Ursprünglich getrennt durch die tiefste Kluft haben die Alten selbst über den Abgrund innerlichster Verschiedenheit den Neuen die Brücke gebaut und aus der Wahrheit, die sie suchten und fanden, selbst eine Lüge gemacht. Aber immerhin haben sie, die Heiden, der Welt der Dinge noch gewappnet gegenübergestanden und ihr, dieser Weltordnung, den Menschen mehr und mehr zu sich selbst hin zu entziehen gesucht. Um diesen, ihren grössten Sieg der Welt-

überwindung, wurden sie von den Neuen betrogen. Denn ihnen, den Neuen, ist die Welt nichts mehr, der Geist aber: Gott, der Weltüberwinder, Alles. Hinter ihn, wie die Alten hinter die Welt, zu kommen, ist der Kampf der nächsten zwei Jahrtausende: der Kampf der Gottesgelahrtheit.

Ihr Kampf nahm einen ähnlichen Gang wie der der Alten: nach einer langen Gefangenschaft erhob sich der Verstand in dem vorreformatorischen Jahrhundert und man liess sein Spiel gewähren, bis er es endlich in der Reformation mit dem Herzen selbst begann, das seitdem — immer „unchristlicher" geworden — nicht mehr den Menschen, sondern nur noch den Geist zu lieben vermag.

„Was ist nun der Geist? — Er ist der Schöpfer einer geistigen Welt." — Aus dem Nichts hervorgegangen ist er selbst seine erste Schöpfung, wie der Denkende sich mit seinem ersten Gedanken selbst erschafft, und Du machst ihn zum Mittelpunkte, wie es andrerseits der Egoist mit sich selbst macht. „Du lebst nicht Dir, sondern Deinem Geiste, Deinen Ideen . . ." Der Geist ist Dein Gott.

Ich aber und der Geist liegen in einem ewigen Zwiespalt. Er haust im Jenseits; Ich auf der Erde. Vergeblich die Himmlischkeit zum Diesseits herunterzuzwingen! — Denn: „Ich bin weder Gott, noch der Mensch, weder das höchste Wesen, noch mein Wesen . . ."

Nach dieser Abschweifung in der Ergründung des Geistes geht die Darstellung der Neuen über zu der eingehenden Betrachtung der von ihm Besessenen.

Der Geist gleicht jenem Gespenst, das zwar Keiner selbst gesehen, von dem ihm aber so unzählige Male die glaubwürdigsten Zeugen („die Grossmutter") berichtet. Die ganze Welt, die Dich umgiebt, ist erfüllt von den Gespenstern Deiner Einbildung. Die Heiligkeit der Wahrheit, die Dich selbst heiligt, ist Dir im Grunde eine Fremdheit, Dir nicht eigen. „Fremdheit ist ein Kennzeichen des „Heiligen" ". — Für den aber, der an kein höchstes Wesen, weder an das Gottes, noch an das des Menschen, glaubt, sind der Atheist,

der Menschenverehrer, und der Christ, der Gottesanbeter gleich fromm.

Die Wirklichkeit des Spukes (das „Dasein Gottes“ in jeder Form) zu beweisen, das war Jahrtausende lang die Aufgabe, die sich der Mensch stellte: die grässliche Tortur der Danaiden, das Unbegreifliche in allen Erscheinungen zu benennen. So ist der Mensch sich selbst ein unheimliches Gespenst geworden und aus allen Ecken taucht er selbst und sein — Geist, d. h. die Schöpfung seines Geistes, spukend hervor.

Aber es spukt in Wahrheit nur in Deinem Kopfe: dort sitzt der Sparren, der Dich quält. In so viele Köpfe hat er sich festgebohrt, dass fast die ganze Menschenwelt als ein grosses Narrenhaus erscheint, in dem die Wahnsinnigen den tollen Tanz um ihre fixen Ideen vollführen, während die dumme Menge ihnen zujauchzt. „Die „fixe Idee“, das ist ihnen das wahrhaft Heilige“, und ihr Fanatismus verfolgt die Ketzer, die nicht an ihre sittlichen Gebote glauben. An die Stelle Gottes haben sie die Sittlichkeit und die Gesetzlichkeit gesetzt, und alle Oppositionen der Neuzeit sind fruchtlos, weil sie nicht wagen, den Boden dieser „bürgerlichen Sittlichkeit“ zu verlassen. Vom Fluche der Halbheit gelähmt schwanken die Liberalen zwischen ihrem freien Willen und dem sittlichen.

Der Sieg der Sittlichkeit bedeutet nichts anderes als einen Herrenwechsel: aus dem „heiligen“ Wandel ist der „menschliche“ geworden. Die sittliche Liebe liebt nicht diesen oder jenen Menschen, um seiner selbst willen, sondern den Menschen, um des Menschen, um Gottes willen.

Selbstaufopferung, Selbstverleugnung, Uneigennützigkeit — alle diese formellen Seiten des Sparrens zeigen uns in dem steten Kampf unserer eigenen Gefühle gegen die uns eingegebenen; statt uns „anregen“ zu lassen, lassen wir uns mit ihnen vollstopfen und mit heiliger Scheu erscheinen wir vor den Schranken unserer Mündigkeit . . .

Die Hierarchie des Geistes währt bis auf den heutigen

Tag. „Hierarchie ist Gedankenherrschaft, Herrschaft des Geistes“.

Ein Streifzug in das Gebiet der Anthropologie eröffnet dies letzte Kapitel in der Auflösung des Geistes: die bereits geschilderten Zeiten des Alterthums, die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen, und die des Christenthums, die Zeit der Abhängigkeit von Gedanken, werden in Parallele gestellt mit der Epoche der Negerhaftigkeit und des Mongolenthums, des eingefleischten Chinesenthums. Wann werden beide überwunden durch die Kaukasier, die den Himmel des Geistes erstürmen und vernichten — deren Selbstfindung mit der Sterblichkeit des Geistes Wirklichkeit wird? . . .

Denn durch Mich, den Egoisten, wird die Auflösung des Geistes in sein Nichts erfolgen! —

Nach einer Abschweifung auf die Heiligkeit der Sittlichkeit und die ohnmächtige und demüthige Scheu vor ihr wird die Hierarchie als Gedanken- und Geistes-Herrschaft, die in ihrer höchsten Despotie zugleich den Triumph der Philosophie („Höheres kann die Philosophie nicht mehr leisten“) bedeutet, geschildert und ihre Macht, wie die ihrer Pfaffen, an der „fixen Idee“ des Philanthropismus in seinen vielerlei missverstandenen Aeusserungen, sowie an der Moral in ihrer Erziehung zur „Menschenfurcht“ gezeigt. — Wahrheit und Zweifel in der Geschichte der Philosophie und Religion — so könnten allenfalls die nächsten Ausführungen gekennzeichnet werden, wenn sie nicht alsbald wieder in die erneuten Zersetzungen der Begriffe, in die die neuere Zeit die existirenden Objecte trotz ihrer Behauptung verwandelt, es zur Freiheit gebracht zu haben, verliefe. — Protestantismus und Katholizismus werden in ihrer Wesenheit charakterisirt: die Unverantwortlichkeit des letzteren, die Geistesjüngerschaft des ersteren erwiesen.

Machtlos steht der Mensch vor dem Unbezwinglichen, ohnmächtig vor seinem Schicksal.

Die Weltweisheit der Alten, die Gottesgelahrtheit der Neuen suchte ihm zu entgehen, indem jene die Welt zu

überwinden, diese den Geist zu unterwerfen bestrebt waren . . .

Das Erstere gelang, als Ich „Mich dazu erhob, der Eigner der Welt zu werden“: die Welt war weltlos geworden, das erste Eigenthum erworben; das letztere — welch' langer und fruchtloser Kampf bis heute! — Wohl haben wir in zwei Jahrtausenden „manches Stück Heiligkeit losgerissen und unter die Füsse getreten“, aber der Gegner erscheint immer wieder in anderer und neuer Gestalt. Aus dem heiligen Geiste ist die „absolute Idee“ geworden, und die Begriffsverwirrung wird schlimmer und schlimmer. „Noch ein Schritt und die Welt des Heiligen hat gesiegt!“

Wie kannst Du es zu Deinem Eigenen machen? — Verzehre es! — „Verdaue die Hostie und Du bist sie los!“ —

Konnte der Werdegang der Alten in kurzen und klaren Zügen hingestellt werden, so erforderte die Betrachtung der Neuen in ihrem verworrenen und widerspruchsvollen Ringen mit dem Geiste den weitaus grösseren Raum. —

Nicht die entlegene Weltweisheit der Alten, nicht die Gotteswelt des Christenthums, der Kampf seiner eigenen Zeit ruft Stirner zur Antheilnahme in den Freien, denen deshalb auch eine besondere Abtheilung gewidmet ist.

Er nennt sie die Freien, weil sie sich selbst so nannten; aber „er giebt sie nur als eine Uebersetzung der Liberalen.“ Unter dem Begriff des Liberalismus sammelte sich in jener Zeit Alles, was auf den Gebieten des radicalen Gedankens die letzten Grenzen erreicht zu haben glaubte. Es musste Stirner, der von seiner Höhe aus diese Gebiete tief in dem Flachlande des Christenthums liegen sah, vor Allem reizen, ihnen, seinen Zeitgenossen, zu zeigen, wie tief sie noch in den Fesseln des Geistes befangen waren, denen sie sich völlig entrungen zu haben glaubten. An sie, die vorgeschrittenste Kritik seiner Zeit, knüpft er seine Kritik . . . Ihr Sieg, mit dem sie prunken, ist ihm nur eine neue Niederlage vor dem alten Feinde und er nimmt den Kampf da auf, wo sie sich aus ihm zurückziehen. Er beginnt, wo Jene enden.

In die drei Formen des politischen, sozialen und humanen Liberalismus ergoss sich die fortschrittliche Bewegung des Anfangs der vierziger Jahre. Heute würde man ihre Vertreter nennen: Freisinnige, Sozialisten und — Ethiker, und wenn auch die ersteren nichts mehr von dem Zielbewusstsein und wenig mehr von dem Muthe jener haben; die zweiten mit dem ungeheuren Aufschwung und Anwachsen der sozialen Bewegung sich hier zu einer politischen Partei versteinerten, dort in ewig wogender Fluth neue Ufer suchen; und die dritten, nicht nur unter dem genannten, sondern so manchem anderen Namen mit heilloser Selbstvergnüglichkeit in den seichten Wassern der unmöglichsten Menschenbeglückungstheorien plätschern, so sind sie im Grunde doch ganz dieselben geblieben und Stirner's Kritik trifft sie heute, wie damals, mit gleicher Schärfe.

Der politische Liberalismus ist das Schlachtfeld des Bürgerthums, wie es sich im Kampfe gegen die privilegirten Stände seit der französischen Revolution entwickelt hat. Mit dem Erwachen der „Menschenwürde“ beginnt die politische Epoche in dem Leben der Völker. Der „gute Bürger“ wird das höchste Ideal. „Der wahre Mensch ist die Nation . . .“ Von dem Staate empfangen wir unsere Menschenrechte. Staatsinteresse — höchstes Interesse; Staatsdienst — höchste Ehre! — Das „allgemeine Interesse Aller bei allgemeiner Gleichheit Aller“ — das ist die erste Forderung des Staates, nach dem Alles schreit. Einen unpersönlichen Herrscher sucht die Bourgeoisie und findet ihn in der — Majorität.

Daran, dass die Unterthanen bluten müssen, merken sie erst, dass sie Eigenthümer sind; aus den Vorrechten der privilegirten Stände werden ihre „Rechte“. „Die Bourgeoisie ist der Adel des Verdienstes“; die „gute Gesinnung“ ihre Ehrenkrone. Die „Diener“ des Staates sind die — Freien: der gute Bürger geniesst die langentbehrte „politische Freiheit.“

Er wacht über die „individuelle Freiheit“ — über

die Unabhängigkeit vor einem persönlichen Gebieter, denn die Gesetzlichkeit ist die unveräusserliche Macht des Staates.

Der Irrthum einer Zeit ist stets der Nutzen der Einen, der Schaden der Anderen. In dem Bürgerstaate ist der Kapitalist der Geltende; sein Geld giebt ihm seine Geltung: die Arbeit seines Kapitals und die der — unterthänigen Arbeiter.

Alles habe Ich durch die Gnade des Staates; Nichts ohne seine Bewilligung. Aber was ist Mir der Staatsschutz, dem Nichtsbesitzenden? — Der Schutz der Privilegien, die Mich ausbeuten. Der Arbeiter kann seine Arbeit nicht nach ihrem vollen Werthe verwerthen. Warum? — Weil der Staat auf der Sklaverei der Arbeit beruht. „Wird die Arbeit frei, so ist der Staat verloren."

So und mit einem Hinweis auf die ungeheure Macht, die die Arbeiter, noch sich selbst nicht bewusst, in den Händen haben, gleitet die Betrachtung des politischen über in die des sozialen Liberalismus.

Sind die Personen im politischen Liberalismus gleich geworden, so ist es doch nicht ihr Eigenthum. Wie dort keiner mehr befehlen sollte, so soll hier keiner mehr „haben". An die Stelle des Staates tritt die Gesellschaft. Wer ist die Gesellschaft? — Alle. Die „Nation" der Politiker ist der „Geist" der Sozialen.

Die Gesellschaft ist nicht leibhaftig. Dennoch gehört ihr das persönliche Eigenthum. Vor ihr, der höchsten Eigenthümerin, werden wir Alle — Lumpen. Wir sind Alle für einander da; arbeiten wir daher — Alle für Einen, Einer für Alle. „Das Arbeiterthum ist unsere Würde und unsere — Gleichheit." Wir sind keine Christen mehr und empfinden daher unser Elend; die Lehre des Weltgenusses, das Glück der Bourgeoisie, empört uns. Hinunter mit ihm in die sechs Arbeitstage der Woche; am Sonntag magst Du Mich und will ich Dich meinen Bruder nennen.

Die Konkurrenz, das Glückspiel um die Güter, verschwindet. Der Kommunismus hebt sie auf: Jeder ist Arbeiter und Allen gehört Alles. Im Bürgerthum wurden

die Güter freigestellt; im Kommunismus werden sie uns aufgezwungen.

Zu zeigen, dass der Erwerb dieser Güter uns noch nicht zum Menschen macht, das ist die Aufgabe, die dem humanen Liberalismus noch übrig bleibt.

Der „humane“ mag er heissen, während er selbst sich der „kritische“ nennt, weil er über das Princip des Liberalismus, den Menschen, nicht hinaus geht, weil der Kritiker immer ein Liberaler bleibt. „Humanus heisst der Heilige.“

Der Arbeiter thut Alles für seine Wohlfahrt; der Bürger hat den Menschen nur als „freigeboren“ erklärt — beide benützen, die Einen die Gesellschaft, die Andern den Staat für ihre egoistischen Zwecke und thun Nichts für die Menschheit.

Aber erst das menschliche Interesse verleiht Mir Werth bei dem Humanen; nur meine „gänzliche Uninteressirtheit“ macht Mich ihm zum Menschen. Staat und Gesellschaft negirend behält er doch beide und erstrebt sie in der „menschlichen Gesellschaft.“

Statt sich zu sagen: „Ich bin Mensch!“ — sucht er nach ihm, dem Menschen — der Leibhaftige nach wesenlosen Ideen.

Er verachtet das Packesel-Bewusstsein, die Massenarbeit der Arbeiter, und die „Herrenlosigkeit des Menschen“ in dem Bewusstsein der Bürger; er kennt allein das menschliche Bewusstsein. Er verlangt das letzte Princip: den Menschen, ausgedehnt auf Alle zu sehen.

Der ganze Streit der Liberalen unter sich war bisher ein Streit um das Maass der Freiheit: um weniger, mehr, um die „ganze“ Freiheit, der Gemässigten bis zu den Maasslosen, und so wurde die Zwietracht nie zum offenen Kampfe.

Ihrer Aller Todfeind aber, und ihr einziger, das bin Ich, der Egoist, der Unmensch. Dem Staate des Bürgerthums, der Lumpengesellschaft der Arbeiter, dem Idealzustand der Menschheit entziehe Ich Mich. Die „Freiheit“

der Einen ist nicht Meine Freiheit; die Wohlfahrt der Anderen nicht Meine Wohlfahrt; das Menschenrecht ist nicht Mein Recht. In ihrer Herren-, Besitz- und Gottlosigkeit ersteht der Herr als Staat, der Besitz als Arbeit und Gott als Mensch wieder — neue Knechtschaft, neue Sorge, neuer Glaube! — Denn die Ziele des Liberalismus heissen: „vernünftige Ordnung", „sittliches Verhalten", „beschränkte Freiheit"; nicht Anarchie, Gesetzlosigkeit, Eigenheit.

Sein Gewinn aber ist trotzdem Mein: von der Kritik habe Ich gelernt, Mich nur wohl zu fühlen im Auflösen, und „was der Mensch gewonnen zu haben scheint", das habe Ich gewonnen. —

Die Beurtheilung des Liberalismus war abgeschlossen, Stirners Werk aber noch nicht erschienen, als die „Kritik" einen weiteren Schritt vorwärts that und ihn veranlasste, seinen Betrachtungen eine Anmerkung anzuhängen, um sich in ihr auch noch mit dem letzten Funde zu beschäftigen.

Der Staat, auch als freier Staat, wird völlig aufgegeben, da er die Aufgaben der menschlichen Gesellschaft nicht erfüllen kann. „Die Masse, ein geistiges Wesen" — ist der neueste Gegenstand der kritischen Kritik geworden. Sie, die von der Aufklärungszeit getäuschte, grenzenlos verstimmte Menge, kann durch die Voraussetzung des Kritikers, den Menschen, nicht mehr befriedigt werden. Trotz seiner Angst vor dem Dogma bleibt der Kritiker auf dem Boden der Dogmatiker: dem der Gedanken. Gebunden an seine Aufgabe, ist er unfähig „die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens" zu erkennen und bleibt in der Welt der Gedanken befangen: in der religiösen Welt.

Ich aber werde auch an dem Reiche der Gedanken zum Verbrecher und mit Willkür und Frechheit will Ich seine Formen besiegen: die freche Willkür des Staates stürzen und Mich über ihn setzen.

Auch die letzte Auflösung der Kritik, in der die alten Voraussetzungen der Vergangenheit nur zergehen können,

wenn sie in ihr vernichtet werden, ohne sogleich neue zu schaffen, lasse Ich Mir zu Gute kommen. — —

*

Der neue Fund des Menschen hat sich als ein neuer Gott herausgestellt. „An dem Eingange der neuen Zeit steht der Gottmensch.“ Der Mensch hat den Menschen getötet, um alleiniger Gott zu werden. „Das Jenseits ausser uns ist vernichtet; das Jenseits in uns ein neuer Himmel geworden.“

Gott und der Mensch müssen an dem Gottmenschen sterben, damit Wir leben können.

Wer wird an dem Ausgange der neuen Zeit stehen? — so heisst jetzt die Frage; und die Antwort, die wir bereits kennen, lautet: **Ich.**

Im Besitz meiner Eigenheit bin Ich Eigner meiner Macht, meines Verkehrs, meines Selbstgenusses, und Ich bin in ihr, wenn Ich Mich als Einzigen weiss! . . .

Was ist meine Eigenheit? — Ist sie die Freiheit, die Lehre des Christenthums, der „liebliche Traum“, die Sehnsucht Aller? — Nein: „Frei bin Ich von dem, was Ich los bin, Eigner von dem, dessen Ich mächtig bin . . .“ „Eigenheit, das ist mein ganzes Wesen und Dasein, das bin Ich selbst.“ Wenn meine Freiheit meine Gewalt wird, dann erst wird sie vollkommen. Jede andere Freiheit aber kann nur der Drang nach einer bestimmten Freiheit sein und wird immer die Absicht einer neuen Herrschaft in sich schliessen. „Die Freiheit kann nur die ganze Freiheit sein; ein Stück Freiheit ist nicht die Freiheit“. Erschöpft die Forderungen der Freiheit, so Ihr sie einmal wollt. Bin Ich von Allem, was Ich nicht bin, befreit, so bleibe Ich allein übrig. Aber nicht nur frei will Ich werden von dem, was Mich drückt; Eigner will Ich sein meiner Macht. „Der Eigene ist der geborene Freie von Haus aus; der Freie ist nur der Freiheitssüchtige.“ Nur die Freiheit, die Du Dir nimmst, kann zu deiner Selbstbefreiung führen. Mein Eigennutz, der Mich eine Sache um ihrer Zweckdienlichkeit begeh-

ren lässt, leitet Mich in das Reich meiner Eigenheit, die so wenig einen fremden Maassstab kennt, wie sie eine Idee ist. Denn sie ist „nur eine Beschreibung des — Eigners.“

Die letzte Consequenz des Christenthums hat sich vollzogen: der Liberalismus hat den wahren Menschen proclamirt und die christliche hat sich in die menschliche Religion verwandelt. So ist sie die Religion des „freien Staates“ geworden, der sich durch sie gegen den Unmenschen, den Egoisten, schützt.

Anstatt Gott ist der Mensch Herr, Mittler und Geist geworden; von ihm, den Menschen erhalte Ich mein „Recht“, er zieht Mir die Grenzen meines Verkehrs, er giebt Mir meinen Werth. „Die Macht ist des Menschen; die Welt ist des Menschen; Ich bin des Menschen.“

Ich aber antworte auf die Frage: Wer ist nun der Mensch? — „Ich bin es!“ — Der Staat und Ich sind Feinde. Ich verlache seine Forderung, der Mensch nach seinem Sinne zu sein. Ich, der Entheiliger, lehne Mich auf gegen den Menschen!

Meine Macht, die mein Eigenthum ist, durch die Ich mein Eigenthum bin, giebt Mir Eigenthum. Denn Ich selbst bin meine Macht.

„Das Recht ist der Herrscherwille der Gesellschaft.“ Alles bestehende Recht ist gegebenes Recht. Ich soll es verehren in jeder Form, wo ich es finde, und Mich ihm unterordnen. Aber was ist Mir das Gesellschaftsrecht, das Recht „Aller“, was kümmert Mich die Rechtsgleichheit, der Rechtsstreit, was sind Mir die angeborenen Rechte? —

Das Recht wird Wort im Gesetze. Der herrschende Wille ist der Erhalter der Staaten; mein eigener Wille (mein „Eigenwille“) stürzt sie. Jeder Staat ist eine Despotie: alles Recht und alle Gewalt sollen der Gesammtheit des Volkes gehören.

Ich aber lasse Mich nicht binden, denn Ich erkenne keine Pflicht an, mag der Staat bei Mir auch Verbrechen nennen, was er bei sich selbst „Recht“ nennt.

Mein Verhältniss zum Staat ist nicht das Verhalten

eines Ich's zum anderen Ich. Es ist das Verhältniss des Sünders zum Heiligen. Der Heilige aber ist eine fixe Idee und aus ihr entstehen die Verbrechen.

„Der letzte und entschiedenste Gegensatz" aber, „der des Einzigen zum Einzigen", er verschwindet „in der vollkommenen Geschiedenheit oder Einzigkeit."

Was ist nun mein Recht? — Mein Recht ist, was Mir recht ist, wozu Ich Mich berechtige. So weit meine Macht geht, so weit reicht mein Recht.

„Recht ist ein Sparren, ertheilt von einem Spuk; Macht — das bin Ich selbst, Ich bin der Mächtige und Eigner der Macht. . ." —

Auf meine Macht über die Welt geht mein Verkehr mit ihr hinaus.

Fast die Hälfte seines Buches widmet Stirner diesem Kapitel: der Vernichtung jener fremden Mächte, die das Ich in den verschiedensten Formen zu unterdrücken und zu vernichten suchen, in erster Linie; und der Darlegung der Beziehungen unseres Verkehrs unter einander, wie sie sich aus dem Widerstreit und der Harmonie unserer Interessen ergeben, in zweiter.

Das Volk — die Menschheit und die Familie („das Völkchen im Volk") lebt von Mir, dem Egoisten. Aber seine Freiheit ist nicht meine Freiheit; das Gemeinwohl nicht mein Wohl. Nur die menschliche Forderung kann es erfüllen, nicht die meines Interesses. Aber das Volk ist Mir nicht heilig. „Alles Heilige ist ein Band, eine Fessel." Ich, der Einzelne, denke nur an meine Verwerthung. „Der Untergang der Völker und der Menschheit wird Mich zum Aufgange einladen."

Zwei Gesellschaften hat das Christenvolk hervorgebracht: den Staat und die Kirche. Sie bilden eine Gesellschaft und sie fordern die Gemeinschaft. Was aber ist die Gemeinschaft der Familie anders, als das engere Gefängniss in dem weiteren? — Der Staat ist die erweiterte Familie. „Frei" aber „bin Ich in keinem Staate". Nicht die freie Thätigkeit der Einzelnen ist sein Ziel; er kennt nur die Maschinenarbeit.

Der Staatsgläubige ist der wahre Politiker; in seiner Partei liegt sein Gesichtskreis eingeschlossen. Er, der „gute Bürger“, verkörpert den „ergebenen Sinn für Gesetzlichkeit“ und willig beugt er sich ihren Strafen. Aber wie z. B. die Kirchenstrafe gefallen ist, so müssen alle Strafen fallen.

Wer der Familie, der Partei, der Nation nicht dient, der „lebt und dient“ doch der „Menschheit“. „Volk heisst der Bürger, Staat der Geist jener herrschenden Person, die seither Mich unterdrückt hat.

Ich aber bin Eigner der Menschheit, bin die Menschheit und thue Nichts für das Wohl einer andern Menschheit.“

Das Eigenthum der Menschheit ist das meinige. Ich respektire ihr Eigenthum nicht.

Die Armuth entsteht daraus, dass Ich Mich nicht so verwerthen kann, wie Ich will. Der Staat ist es, der Mich hindert, in ein direktes Verhältniss zu den Anderen zu treten. Von der Gnade des Rechts lebt mein Privateigenthum; nur in den von ihm vorgeschriebenen Grenzen darf ich konkurriren; nur das Austauschmittel, das Geld, das er Mir vorschreibt, darf Ich gebrauchen. Die Formen des Staates mögen wechseln, seine Absicht bleibt immer dieselbe.

Mein Eigenthum aber ist das, „wozu Ich Mich — ermächtige.“ Entscheide die Gewalt, — ich will „Alles von der meinen erwarten“.

Ihr ködert Mich nicht mit der Liebe; Ihr fangt Mich nicht mit dem Versprechen der Gütergemeinschaft. Die Eigenthumsfrage wird nur gelöst werden durch den Krieg Aller gegen Alle. Und „was der Sklave thun wird, sobald er seine Fesseln zerbrochen hat, das muss man — erwarten!“

Was sprecht Ihr, Ihr Bürgerlichen, von der Freiheit der Konkurrenz, solange Mir die Sache zur Konkurrenz fehlt? — Bleibt Mir vom Leibe, Ihr Volksbeglücker, mit Eurer Vertheilung! — Ich nehme Mir, was Ich brauche, und Ich brauche so viel, als im Bereiche meiner Macht liegt.

So ist auch mein Wort mein eigen und wo Mir die Press-

erlaubniss fehlt, nehme Ich Mir die „Pressfreiheit“. Die Presse ist dann Mein Eigenthum, wenn Ich Mich unverantwortlich fühle denen gegenüber, die Mir die Pressfreiheit geben oder nehmen wollen.

Ich kenne kein „Gebot der Liebe“. Wie jedes meiner Gefühle, so ist sie mein Eigenthum. Ich gebe sie, ich verschenke sie, ich verschwende sie, weil sie Mich glücklich macht. Erwerbt sie, wenn Ihr glaubt ein Recht darauf zu haben. Ich lasse Mir das Maass meiner Empfindungen nicht vorschreiben und die Ziele meiner Gefühle nicht bestimmen. Wir und die Welt haben zu einander nur eine Beziehung: die der Brauchbarkeit. „Ja, Ich benutze die Welt und die Menschen!“

Ich werde ein Vertrauen, das Ich freiwillig hervorgerufen habe, nicht täuschen; aber Ich frage, ob „Ich dem Vertrauenden das Recht zum Vertrauen gegeben habe.“ Will er mich binden, so wird er erfahren, dass Ich seine Bande zu sprengen wissen werde. An und für sich ist der Eid so wenig heilig, als die Lüge verächtlich ist.

Die Gesellschaft ist unser Naturzustand. Die Auflösung der Gesellschaft aber ist der Verkehr oder Verein. Es kommt darauf an, ob „durch eine Gesellschaft meine Freiheit oder meine Eigenheit beschränkt wird.“ Die Schmälerung der ersteren empört Mich wenig; aber die Eigenheit will Ich Mir nicht nehmen lassen.

Aus der Gemeinschaft der Menschen entstehen die Gesetze der Gesellschaft. Der Kommunismus ist die Gemeinschaftlichkeit in der Gleichheit. „Ich aber will lieber auf den Eigennutz der Menschen angewiesen sein, als auf ihre Barmherzigkeit . . .“

Nicht nach Gemeinschaftlichkeit, sondern nach Einseitigkeit trachte Ich. In dem Vereine machst Du Dich geltend; in der Gesellschaft wirst Du verwendet. Du oder die Gesellschaft, Eigner oder Lump, Egoist oder Sozialer!

Ueber der Pforte unserer Zeit steht: „Verwerthe Dich!“

Richte Dich auf gegen die Einrichtungen, die Dir deine Eigenheit gefährden; nicht Revolution, sondern Empörung! —

Ich habe gegen Andere keine Pflicht, Ich demüthige Mich vor keiner Macht mehr.

Den Sittlichen und Humanen bleiben ihre Forderungen der Welt gegenüber pia desideria; mein Verkehr mit ihr aber besteht darin, dass Ich sie geniesse. Ich verbrauche sie zu — meinem Selbstgenuss.

Die bisherige Welt sann und sorgte für's Leben; wir suchen nach dem Genuss des Lebens. Welch' ungeheurer Abstand: Mich suchen, und Mich haben und geniessen!

Jahrtausende der Sehnsucht und Hoffnung liegen hinter uns; vor uns liegt die Zeit des Genusses.

Aus der Rohheit der ersten Menschenopfer ist die Selbst-Opferung des Lebens zu Gunsten einer Aufgabe, eines Berufes geworden. Daher gehört unser Leben nicht mehr uns und der Selbstmord ist ein Verbrechen an der Sittlichkeit. — Die Menschlichkeit ist der Beruf des Liberalen.

Aber der Mensch hat keinen Beruf, er hat nur Kräfte die sich äussern und „was er werden kann, das wird er auch“. Denn seine Kräfte äussern sich von selbst, und sie zu gebrauchen ist nicht seine Aufgabe, sondern seine „allzeit wirkliche vorhandene That“.

Die Menschen sind, wie sie sein sollen und können, und der Kluge nimmt sie so, wie sie sind, statt wie sein sollen.

So lange die Pfaffen- und Schulmeisterzeit der Welt dauert, so lange herrscht der Gedanke gegen den Egoismus. „Die bisherige Geschichte ist die Geschichte des geistigen Menschen“. Die Jahrhunderte haben ihn zur Bildung dressirt. Ich benutze ihre Erfahrungen. Aber — „Ich will noch mehr“.

„Was ein Mensch ist, das macht er aus den Dingen“. Entweder Ich verliere Mich an das Geschöpf meines Willens (mein Urtheil), oder Ich bleibe der Schöpfer (der stets neu Urtheilende.)

Das freie Denken ist nicht mein Denken. Das freie Denken leitet Mich; Ich aber leite mein eigenes Denken. Die freie Sinnlichkeit verzehrt Mich; die eigene Sinnlichkeit befriedige Ich nach meinem Gefallen.

Was kann Mir Gedankenfreiheit sein? — Ein leeres Wort. — Die Gedanken, Eure und meine, sind Mir Kreaturen.

Die Sprache ist der grösste Tyrann: sie ist der Anführer jenes Heeres von „fixen Ideen“, die gegen uns zu Felde ziehen. Die Sprache, wie der Gedanke muss Dein Eigenthum werden.

Was sind Wahrheiten? — Für den Gläubigen sind sie ausgemachte Thatsachen. „Wahrheiten sind Phrasen, Redensarten, Worte; in Zusammenhang gebracht bilden sie die Logik, die Wissenschaft, die Philosophie.“ So lange währt die Herrschaft der Gedanken, die Hierarchie, als die Pfaffen (in jeder Gestalt) das Wort führen, so lange man noch an Principien glaubt, so lange man noch — kritisirt. Denn das Geheimniss der Kritik ist immer irgend eine „Wahrheit“.

Meine Kritik aber ist nicht dienstbar, sondern meine eigene Kritik. Denn mein Denken ist ohne „Voraussetzung“; „vor meinem Denken bin — Ich.“ Daher ist das gesetzte Denken die Voraussetzung, welche Ich für mein Denken bin, selbst und Ich somit der Eigner des Denkens, das Denken mein Eigenthum.

Ich bin das Maass von Allem, nicht der Mensch. — Die Wahrheit hat ihren Werth nicht in sich, sondern in Mir. Für sich ist sie werthlos und, wie der Gedanke, eine Kreatur. „Die Wahrheiten unter Mir sind Mir lieb.“ Wahrheiten über Mir kenne Ich nicht. „Wahr ist, was mein ist; unwahr das, dem Ich eigen bin.“ Wahr ist der Verein, unwahr der Staat und die Gesellschaft.

Und so ist es mit der Idee. Ihre Realität „besteht erst darin, dass Ich, der Leibhaftige, sie habe“. Die Kritik schlägt nur eine Idee durch die andere. Am Anfang, wie am Ende des Christenthums gilt der Krieg dem Egoismus und nicht Ich, sondern die Idee, das Allgemeine „soll Ich zur Geltung bringen.“ Der Krieg muss auswüthen.

Unbewusst streben wir Alle der Eigenheit zu. Aber ein unbewusstes] Thun ist ein halbes und immer wieder fallt Ihr als Diener in die Hände eines neuen Glaubens.

Ich aber sehe lächelnd der Schlacht zu. Eigner von Allem „lasse ich meinen Humor mit den grossen Gedanken, den erhabenen Gefühlen, dem heiligen Glauben spielen.“

Denn Ich weiss, dass wir allzumal vollkommen sind. Von Narren, die sich einbilden, Sünder zu sein, wimmelt die Erde. Aber nur von den Träumen ihrer kranken Einbildung leben die Sünder; das gesunde Auge hat nie einen Sünder gesehen. „Du, der Du die Menschen zu lieben wähnst, wirfst sie in den Koth der Sünde.“

Ich aber lasse Mir meinen Selbstgenuss nicht verleiden: wie Ich keinem höheren Wesen mehr diene, so diene Ich auch keinem Menschen mehr, sondern einzig nur noch Mir. So „bin Ich der That und dem Sein nach nicht nur, sondern auch für mein Bewusstsein der — Einzige.“

Denn Ich bin kein Ich neben anderer Ichen. Alles an Mir ist einzig und nur als dieses Ich bethätige und entwickele Ich Mich, nehme Ich Mir Alles zu eigen . . .

Das ist mein Verkehr mit der Welt! —

Die letzten, wenigen Seiten des Buches gehören noch dem Einzigen. Noch einmal werden vorchristliche und christliche Zeit in ihren letzten Zielen — der Heiligkeit und der Leibhaftigkeit — zusammengefasst, noch einmal der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Realen und dem Idealen betont, noch einmal gezeigt, wie beide auf entgegengesetzten Wegen doch auf das Eine: das Göttliche hinauskommen, das am Ende des Cyklus christlicher Anschauungen „der Mensch“ heisst — „der Mensch“ als Ich der Weltgeschichte beschliesst ihn. Mit der Spannung zwischen Existenz und Beruf ist ihr Bann gebrochen.

Denn der Einzelne ist eine Weltgeschichte für sich; er erkennt keinen Beruf an; er lebt unbekümmert um das Wohl und Wehe der Menschheit.

Kein Name nennt Mich recht; kein Begriff drückt Mich aus; Ich bin vollkommen.

„Eigner bin Ich Meiner Gewalt, wenn Ich Mich als Einzigen weiss“. Alles was über Mir ist, Gott oder Mensch, schwindet vor diesem Bewusstsein. Auf Mich, den Einzigen,

„den vergänglichen, sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt“, stell' Ich meine Sache . . .

So schliesst das Buch.

Und noch einmal, wie am Anfang, jauchzt am Schlusse des Einzigen seliges Lachen:

„Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!“

So spricht Max Stirner zu uns. —

Wie antworten wir ihm?

Der Versuch einer Würdigung seiner That kann kaum besser ausfallen, wie der seine Worte wiederzugeben; dennoch muss es unternommen werden, wenigstens anzudeuten, was diese That zu einer so unvergleichlichen macht.

Die Bedeutung des „Einzigen“ ist heute wie vor fünfzig Jahren mehr geahnt und empfunden, als erkannt. Wie könnte es anders sein in Zeiten, wo zwar Alles schwankt, woran wir uns bisher geklammert, wo wir zwar eifrig bemüht sind, an Stelle der alten Werthe neue zu setzen, wo der alte, abgestandene Wein immer wieder in neue Schläuche umgegossen wird, statt fortgeschüttet zu werden, und wo wir doch noch so wenig von der völligen Werthlosigkeit der meisten Werthe überzeugt sind!

Wir sind ein Geschlecht zwischen Nacht und Tag. Halberwacht reiben wir uns noch die schlaftrunkenen Augen und wagen noch nicht in das Licht zu blicken.

Wir können uns nicht trennen von den alten Wohnungen unserer Begriffe, ob sie uns über dem Kopfe zusammenbrechen; wir sind zu feig, um die alte Heimath zu verlassen und uns dem Meere des Selbstbewusstseins anzuvertrauen, das allein uns zu den anderen Ufern tragen kann; wir haben noch kein rechtes Vertrauen in die Zukunft, obschon, oder vielmehr: weil wir kein Vertrauen mehr in uns selbst haben.

Wir glauben nicht mehr an Gott, gewiss nicht mehr. Wir sind Atheisten geworden, aber wir sind „fromme Leute“ geblieben. Wir beten nicht mehr vor dem Popanz der

Kirche; wir knieen vor den Heiligthümern unseres Innern.

Wir berauschen uns nach wie vor und unser Jammer des Erwachens ist der gleiche. Nur erwachen wir öfter und unser Zustand ist ein Taumeln zwischen Trunkenheit und Zweifel, nicht mehr der heilige, ewige Rausch der ersten, „wahren“ Christen.

Da tritt dieser Mann zwischen uns.

Er erscheint nicht mit der Herablassung des Priesters: er steht nicht in dem Dienste Gottes, noch in dem irgend einer Idee; nicht mit der Geschäftigkeit des Lehrers: er überlässt es uns, das, was er sagt, zu glauben oder zu verwerfen; nicht mit der Sorge des Arztes: er lässt uns leben und sterben, denn er weiss, dass unsere Einbildung unsere Krankheit ist. Er kommt auch nicht als der Philosoph, der uns in dem Netze eines neuen Systems der Speculation zu fangen sucht; er verschmäht seine Sprache, seine hässliche, dunkle und unverständliche Sprache, dieses Privilegium, dessen alle Jene sich bedienen, die nur unter einander reden wollen; er schafft sich seine eigene Sprache, denn er weiss, dass alle Erkenntniss auch verständlich sein kann, wenn sie nur verständlich sein will.

Er spricht nicht von uns; kaum, dass er zu uns spricht.

Er spricht von sich und immer nur von sich, und wir sehen, wie dieses sein Ich eine Fessel nach der andern von sich streift, bis es auch der letzten ledig in stolzer Selbstherrlichkeit als sein eigener Herr dasteht: unbesiegbar auf dem Platze, den es sich endlich erobert.

Nicht mehr und nicht weniger als die Souveränitäts-Erklärung des Individuums, seine Unvergleichlichkeit und seine Einzigkeit ist es, was Stirner verkündet. Bisher war nur von seinen Rechten und Pflichten, und wo beide beginnen und enden, gesprochen; er aber spricht es dieser ledig und jener mächtig. Wir haben uns zu entscheiden. Und da wir nicht in die Nacht zurück können, müssen wir hinein in den Tag.

Denn wir wissen jetzt, dass wir allesammt Egoisten sind. Wenn wir unsere Thaten betrachten, so sehen wir,

dass die einen uns schon weiter, viel weiter geführt haben, als unser Bewusstsein es sich noch eingestehen will, während die anderen uns verstrickt haben in den unlöslichsten Zwiespalt. Wir werden fernerhin vergebens versuchen, uns und die Anderen weiter über die Gründe unserer Handlungen zu täuschen. Nun wir sie erkannt haben, was bleibt uns Anderes übrig, als uns nach ihnen zu richten? —

Der Erfolg wird uns lehren, was wir Stirner zu verdanken haben, wenn es uns das Beispiel Jener noch nicht gezeigt hat, die ihr Leben bereits so gelebt.

Es ist unsere letzte Erkenntniss. Sträuben wir uns nicht länger gegen sie.

Denn der Tag kommt wahrlich nicht zu früh nach dieser allzulangen Nacht! . . . . .

Er hat den gebeugten Nacken gehoben und in die gelähmte Hand ein Schwert gedrückt: er hat uns den Glauben genommen und die Gewissheit gegeben.

Er hat uns wieder an unsere wahren Interessen erinnert, an unsere profanen, persönlichen, eigenen Sonder-Interessen und uns gezeigt, wie gerade ihre Befolgung, statt den idealen, heiligen, fremden Interessen, dên Interessen Aller uns zu opfern uns das Glück des Lebens wiederbringt, das wir verloren zu haben scheinen.

Indem er den Staat der Politiker, die Gesellschaft der Sozialen, die Menschheit der Humanen zergliederte und sie als die Schranken unserer Eigenheit uns zum Bewusstsein bringt, hat er der Autorität den Todesstoss versetzt — mit dem Herrscherwillen der Majorität, der Gesammtheit, auch dessen Privilegium gebrochen und an die Stelle des Bürgers, des Arbeiters, des Menschen tritt das Ich, an Stelle des geistigen Vernichters der leibhaftige Schöpfer!

Aber das nicht allein: indem er den anderen Theil seiner Arbeit in eingehendster Untersuchung den Bedingungen widmet, unter denen sich dieses Ich zu seiner Einzigkeit zu entwickeln allein im Stande ist, zeigt er es in seiner Macht, seinem Verkehr, seinem Selbstgenuss —: die Mittel seiner Kraft und seinen endlichen Sieg.

Und an die Stelle unseres müden, zerquälten, sich selbst zermarternden Geschlechts tritt jenes stolze, freie der „Einzigen“, dem die Zukunft gehört.

Er that, was er gethan, für sich, weil es ihm Freude machte.

Er fordert keinen Dank und wir schulden ihm Nichts.

Er hat uns nur erinnert an unsere Schuld gegen uns selbst! —

Das ist es, was er gethan; wie er es gethan, ist nicht minder bewunderungswürdig.

Wenn Ursprünglichkeit und Kraft die Kennzeichen des wahren Genies sind, so war Max Stirner zweifellos ein Genie ersten Ranges. Er sieht die Welt und ihre Menschen ganz mit seinen eigenen Augen und Alles steht vor ihm da in dem scharfen Lichte der Wirklichkeit. Nichts vermag seinen Blick zu stören oder zu täuschen: nicht die Nacht der Vergangenheit, nicht das Gedränge der Wünsche seiner eigenen Zeit. Es ist ein völlig originales Werk, das seine, und es giebt keines, das mit grösserer Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit geschrieben worden wäre, wie der „Einzige und sein Eigenthum“. Da ist Nichts, aber auch Nichts, was Stirner als feststehend und gegeben annimmt, es sei denn das eigene Ich. Nichts verblüfft ihn, Nichts verwirrt ihn, Nichts „imponirt“ ihm von vornherein. So scheint er das rechte Kind jener kritischen Zeit, nur so unendlich ihr voraus, dass er da anfängt, wo die Anderen aufhören. Diese Unbefangenheit giebt seinen Worten jene selbstverständliche Sicherheit, die auf die Einen so verblüffend, auf die Andern so sieghaft wirkt. —

Unvergleichlich ist ferner die Logik des Denkers. Die starre Folgerichtigkeit seiner Schlüsse schrickt vor keiner, auch der letzten Consequenz nicht zurück. Er erlaubt dem Leser nicht, seine Gedanken bis zum Ende ihres Gebietes zu führen; er thut es selbst. Begriffe, die bisher unanfechtbar erschienen, löst er einen nach dem andern auf

und lässt sie in sich zerfallen. Er spürt dem Sinne der Worte nach, bis er den rechten erfasst, der nur zu oft in völligem Widerspruch steht zu dem, der ihnen bisher gegeben wurde. Er entkleidet die grossen ihres Pompes und zeigt sie in ihrer Hohlheit und er bringt die missachteten, durch den Sprachgebrauch verfehmten, wieder zu Ehren. So lehrt er uns erst ihren richtigen Gebrauch.

Dass ihm bisher kein einziger innerer Widerspruch nachgewiesen werden konnte, will wenig bedeuten. Aber auch die Zukuuft wird Nichts Anderes zu thun haben, als weiter auszubauen, was er dahingestellt hat für alle kommenden Zeiten. Neue Aussichten werden sich in Fülle eröffnen. Den Streit aber hat er beendet.

In seiner göttlichen Unbekümmertheit und seiner rücksichtslosen Logik erscheint sein Werk so ganz die That eines Mannes, „gethan", wie einer der schärfsten Denker unserer Tage von dem eigenen sagt, „nicht um Andern, sondern um in erster Linie dem Schöpfer selbst zu gefallen . . ." Da Stirner seinem Willen gemäss nicht leben konnte, wurde sein Widerwille geweckt und schuf das Werk seines Lebens, über das er die ganze Freiheit seines Wesens goss, während sich rings um ihn herum Alles in tobendem Geschrei und unduldsamem Fanatismus ermüdete.

Denn immer sind Ruhe, Selbstbeherrschung, Ueberlegenheit, Heiterkeit, Ironie und Weitherzigkeit die besten Kennzeichen des wirklich Freien, wie Hast, Unsicherheit, Entrüstung, Pathos, rechthaberische Hartnäckigkeit und Kleinlichkeitskrämerei die sind des Eiferers um die Gewalt. —

Die frühlingsfrische L u s t a m K a m p f e durchweht dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Der ebenbürtige Gegner seines Gegners zu sein, einen leibhaftigen Feind sich gegenüber zu haben, den er in's Auge fassen und greifen kann, der „selbst voll Muth, auch seinen Muth" entflammt, Mann gegen Mann zu stehen im Kampfe, das ist es, was Stirner sich wünscht!

Aber auch da, wo sich der Feind ihm scheu entzieht,

wo statt seiner die Gespenster des Wahns und der Einbildung, die Schatten der Vergangenheit, auftauchen, geht er den Fliehenden nach bis in die äussersten Schlupfwinkel und ruht nicht eher, bis er sie an das Licht des Tages gebracht und als die spukenden Phantome unserer Besessenheit entlarvt hat.

Flitter und Schmutz — er streift sie beide fort; der eine bethört ihn nicht, vor dem andern ekelt er sich nicht; und der Flitter des Geistes und der Schmutz des Lumpenthums schwinden vor dem Bewusstsein seiner Einzigkeit. —

Sein Muth ist unvergleichlich und vor keinem Gegner schreckt er zurück. Er erkennt keine Autorität über sich. Denn Nichts ist ihm heilig. Er ist mehr als der Spötter und mehr als der Kritiker. Er ist der grosse Lacher. Und sein Lachen heisst Befreiung.

Dieser Muth ist immer der gleiche. Die alten, scheinbar in dem Boden der Jahrtausende so festgewurzelten und für die „Ewigkeit des Menschengeschlechtes“ feststehenden Begriffe greift er gleich muthig an, wie die neuentstandenen Schlagworte seiner Zeit, die er als die „Ideale der Zukunft“, einer neuen Zeit, anpackt, und beide, die alten wie die neuen, sind Moder und Spreu, wenn er sie berührt.

Sie Alle, die er angreift, streiten unter einer Fahne, einem Zeichen, einem Glauben. Er aber kämpft ganz allein und er steht und fällt mit seinem Ich — das glänzendste Beispiel für die Wahrheit des Ibsen'schen Wortes: „Der stärkste Mensch ist der, welcher allein steht“ . . .

Aber so gross wie sein Muth ist seine Vorsicht. Er weiss, dass die gefesselte Hand nicht streiten und die gelähmte Zunge nicht reden kann. Er liefert sich nicht selbst in die Hände der Feinde. Er kennt die tölpelhafte Dummheit der herrschenden Gewalt, die in ihrer gottähnlichen Allmacht Jagd auf die Fliegen macht, deren Summen ihren Schlaf stört und den Fuchs nicht gewahrt, der sich in ihre Burg schleicht. Stirner weiss, er braucht nur „Preussen“ zu sagen und die That seines Lebens ist vernichtet; er sagt „China und Japan“ und jedes Kind weiss,

was er meint. Selbst die dänischen Stände und den nachbarlichen „Selbstherrscher aller Reussen“ nennt er nur mit . . . . . .; und einmal spricht er von einem „gewissen“ Staate. Gewiss, es ist ein kindisches Spiel: aber die Gewalt ist der Blinde und er — lacht sie aus. Als er aber einmal glaubt, die haschenden Hände möchten ihn doch erreichen, lässt er das Spiel fallen und verwahrt sich ausdrücklich gegen eine Kriminalklage: er hat das Wort „Empörung“ nur wegen seines etymologischen Sinnes gewählt, und nicht in dem „vom Strafgesetz verpönten, beschränkten“ gebraucht. —

Die Rüstung des Denkers ist untadelhaft. Er bringt zur Lösung seiner Aufgabe ein Wissen mit, das ihn nie im Stich lässt. Mühelos greift er aus der Geschichte der Vergangenheit sich die Beispiele heraus, die er braucht. Die Bibel, deren gründlichster Kenner Stirner offenbar war, liefert ihm immer auf's Neue die nothwendigen Belege. Wie tief er die Geschichte des Menschengeschlechts in ihrem inneren Zusammenhange erfasst hat, davon würde allein jene wunderbare Darstellung der Menschen der alten und neuen Zeit Zeugniss ablegen, wenn nicht fast jede Seite seines Buches davon spräche.

Stirner soll — im Gegensatz zu Bruno Bauer — wenig gelesen haben. Es erscheint das zweifelhaft, wenn wir die verhältnissmässig grosse Anzahl der Werke seiner Zeit übersehen, die er heranzieht, um an ihren Ideen Kritik zu üben. Denn nicht nur die wichtigsten Erscheinungen seiner Zeit, die Feuerbach und Bauer, nicht nur Proudhon's erste Schriften, die ihm so viel Angriffspunkte bieten, sondern auch flüchtige Erscheinungen des Tages, heute völlig vergessen, werden citirt. Diese Citate aber sind nie aus der Erinnerung niedergeschrieben, sondern stets in sorgfältigster Weise mit den eigenen Worten ihrer Urheber gegeben und belegt.

Aber nicht nur Vergangenheit und Gegenwart der Geschichte, auch das tägliche Leben bietet ihm wiederholt Anlass, in seine bunte Fülle zu greifen, um an alltäglichen,

aber oft desto überzeugenderen Beispielen die Untrüglichkeit seiner Behauptungen zu erweisen. —

Indessen nicht der Reichthum seines Wissens, die Sorgfalt seiner Anwendung und sein Geist, sondern was unerlernbar und möglich nur dem Genie: mit dem Instinct der Intuition das Bild der Menschenwelt so zu erfassen, dass das Wichtige sich von dem Unwichtigen scheidet, das ist es, was Max Stirner und seine That zu einer so einzigen macht. Wie er es vermag, mit wenigen Strichen die Umrisse eines einzigen Menschenlebens zu geben, so dass es greifbar dasteht in seiner ganzen Entwickelung vom Kinde zum Manne, so zeigt er in dem Fluthen der grossen Menschenströme über die Erde den Gang der Ideen durch die Jahrtausende und ihr Kommen und Gehen, und was sie treibt und woran sie zerschellen, wird uns verständlich erst durch ihn. Chaotische Massen gewinnen unter seiner bildenden Hand Gestalt und wir erkennen sie in ihrer wirklichen Form.

Mit derselben Sicherheit, wie durch die Nebel der Vergangenheit, führt er uns durch die Brandung unserer eigenen, kampfdurchtosten Zeit. Denn nicht das Ferne und nicht das Nahe verwirrt seinen Blick, und unermüdet leitet er uns durch das Gestrüpp aller Irrthümer, bis wir mit der hohen und stolzen Gestalt seines Eigners den sicheren Grund der Zukunft betreten. —

Völlig originell, wie Stirner's Gedanken, sind auch Sprache und Styl seines Buches. Er hat es — „das mühsame Werk der besten Jahre seines Lebens" — selbst einmal „den theilweise unbeholfenen Ausdruk dessen, was er wollte" genannt. „So sehr", sagt er von sich weiter, „hatte er mit einer Sprache zu kämpfen, die von Philosophen verderbt, von Staats-, Religions- und anderen Gläubigen gemissbraucht, und einer grenzenlosen Begriffsverwirrung fähig gemacht worden war." Diese Sprache ist dennoch von einem grossen Zauber. Sie ist nicht weich und schmiegsam, denn sie will nicht locken und verführen; sie ist nicht dunkel und schwer, denn sie will nicht ver-

blüffen und einschüchtern. Aber sie ist mehr als alles dies: in ihrer kristallreinen Klarheit ist sie wahrhaftig, lebendig und jeden Ausdrucks fähig. Sie kennt keine Phrase, keinen Widerspruch und keine Halbheit. Sie begnügt sich nie mit Andeutungen und in Allem, was sie sagt, geht sie auf das Ziel los, bis sie es erreicht hat.

Man hat gesagt, der Styl Stirner's ermüde durch seine Wiederholungen. In Wahrheit wiederholt sich Stirner nie. Indem er immer von Neuem an das Object seiner Betrachtung prüfend herantritt, verlässt er es nicht eher, als bis er es von allen Seiten gesehen und ergründet hat, und wahrhaft erstaunlich ist die Vielseitigkeit, in der sein unbestechlicher Blick die Dinge und Menschen sieht. Ganz abgesehen davon, dass Wahrheiten nie oft genug wiederholt werden können, liegt gerade in dem Begegnen aller Einwände, der Berücksichtigung aller verschiedenen Angriffe auf die Souveränität des Ich der grosse Wert seines Werkes. Wo es ihm nöthig erscheint, legt er selbst die etymologische Wurzel des zu ergründenden Begriffes (z. B. des Staates, der Gesellschaft u. s. w.) blos. Er liebt es ausserordentlich, dem Sinn des Wortes nachzuspüren und oft enthüllt er durch die Art, wie er es gebraucht, seine Doppel-Deutigkeit in höchst geistreicher Weise, einer Weise, die eine Uebersetzung seiner Sätze in eine andere Sprache nicht selten als eine Unmöglichkeit erscheinen lässt. Er bevorzugt ferner die scharfen Gegenüberstellungen der Gegensätze, um ihre ganze Unversöhnlichkeit zu beweisen und alle Halben und alle Versöhner — die schlimmsten Feinde jeden Fortschritts — werden ihn daher nach wie vor der „Extremität“ beschuldigen.

Da man seinem Style, diesem scharfen, präcisen, unzweideutigen Style, keine Glätte vorwerfen konnte, hat man gesagt, er sei kalt. Der Vorwurf fällt auf die zurück, die ihn erheben: jene, die sich einzig an dem künstlichen Feuer der Begeisterung, nie an der reinen Flamme des Lebens selbst erwärmen können. Denn wie auf dem Grunde dieses Buches ein unermesslicher Zorn lodert, so durchglüht

seine Sprache die Wärme des Lebens. Es ist wahr, dass sie zuweilen schwerfällig und breit wird und nach wiederholtem Anlauf erst bewältigt, was sie sich zu überwinden vorgenommen, aber es ist nicht Stirner's Schuld, wenn sie sich durch das Dickicht fremder und verworrener Begriffe und dürrer Abstractionen, durch die Dialektik des Hegelthums und den Jargon des Liberalismus jener Tage hindurchzuarbeiten hat. Wie athmet sie nicht befreit auf, wenn sie wieder ganz der Ausdruck der eigenen Gedanken ihres Meisters wird, mit welcher Leichtigkeit folgt sie ihnen nicht — vom überlegenen Spott bis zu ätzendem Hohn, vom heiteren Lachen bis zum bittersten Ernst! Sie erschwert nicht unnütz die Wucht ihrer Gedanken und selten nur steigert sie sich zum Pathos der Erhabenheit. Wo sie aber leidenschaftlich wird, ergreift sie um so machtvoller und schafft die eines ersten Künstler würdigen Schilderungen, zu denen neben jener der in unbefriedigter Sehnsucht dahinsiechenden Unschuld auch die Zeilen gehören, die Stirner schrieb, während die Glocken seinem Ohr zu läuten beginnen, die „die Feier des tausendjährigen Bestands unseres lieben Deutschlands einklingelten" . . . Dieses Buch soll kalt sein? — Welche Verachtung spricht nicht aus der Verdammung der „wahren Jugendverführer", Jener, die das Unkraut der Selbstverachtung und Gottesverehrung emsig aussäen, die jungen Herzen verschlämmen und die jungen Köpfe verdummen!" Und welche Bitterkeit nicht, welch' eiserner Stolz aus der Beschreibung des grossen Narrenhauses der Welt und des tollen Gebahrens ihrer Insassen, ihrer Rachsucht, ihrer Feigheit?! —

Diese Sprache, so reich bewegt und von einer so unerschöpflichen Ausdrucksfähigkeit, ist aber auch von einer durchsichtigen Klarheit. Sie macht die Lectüre des „Einzigen und sein Eigenthum" Jedem möglich, der überhaupt zu denken versteht. Die Zunft-Philosophen lehnen es deshalb allein schon ab. Aber das ist ja völlig gleichgültig. Wenn die Wissenschaft frei geworden sein wird, wie es die Kunst, die es sein will, heute ist, erst dann wird Max Stirner auch

dort den Platz einnehmen, der ihm gebührt. Unterdessen wird sein Buch durch tausend und abertausend Hände gegangen sein, die die Saat seiner Gedanken verstreuen über die Erde.

Es ist kein Buch, das sich in einem Zuge lesen lässt. Es ist auch kein Buch, in dem man nur blättern darf. Es will immer wieder von Neuem ergriffen sein, um immer wieder aus der Hand gelegt zu werden, damit die erregten Gedanken sich sänftigen, die empörten Gefühle sich klären. Bei jeder neuen Annäherung aber wird sein Eindruck nachhaltiger, sein Zauber intensiver auf uns wirken. So wird es uns begleiten durch das Leben und wie wir dieses nie ganz zu Ende leben können, so werden wir jenes nie ganz erschöpfen können . . .

Denn dieses Buch ist das Leben selbst.

Die Kritik stand dem „Einzigen und sein Eigenthum“ rathlos gegenüber.

Wohl fühlte sie, dass sie nicht umhin konnte, sich mit einem Werke zu beschäftigen, das die Gemüther in so verschiedene Bewegung versetzte. Aber theils entzog sie sich ihrer Verpflichtung, theils suchte sie sich ihrer zu entledigen. Die Gründe lagen nahe — in ihrer eigenen Ohnmacht.

Daher ist die Zahl der eingehenden und ernsthaft zu nehmenden Besprechungen eine verhältnissmässig sehr geringe; dennoch ist sie natürlich zu gross, als dass hier auch nur auf eine einzige näher eingegangen werden könnte, selbst wenn sie es verdiente.

Eine kurze, wenn auch natürlich nicht vollständige Uebersicht ist indessen nöthig, um einigermassen das oben gegebene Bild der allgemeinen Aufnahme zu verdeutlichen.

Die wichtigsten Besprechungen waren zweifellos diejenigen, die Stirner selbst für solche hielt, indem er ihnen selbst antwortete; ihnen wird daher gleich das Interesse, das sie beanspruchen dürfen, geschenkt werden.

Was zunächst hier die grossen Tageszeitungen — so

weit sie daraufhin durchgesehen werden konnten — betrifft, so schwiegen sie das Werk vollständig tot. Sie hatten Wichtigeres zu thun, als einer bedeutenden Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zu schenken, die vielleicht einen Raum erfordert hätte, der doch viel besser und — leichter mit irgend einer Klatschgeschichte oder der Breittretung eines Tages-Interesses zu füllen war. Die Zeit der Hallischen und Deutschen Jahrbücher war vorbei und was wichtig und ernst war wurde immer mehr in den stets enger werdenden Raum des Feuilletons gedrängt.

Etwas weniger ablehnend verhielten sich die Zeitschriften und Revuen. Die „Blätter für litterarische Unterhaltung" von 1846, die übrigens alles besprachen, suchten in einem langen Artikel hinter den „Einzigen" zu kommen. Er ist ihnen der „Excess einer sterbenden Schulphilosophie"; seine Auffassung vom Geiste ist eine durchaus falsche, nämlich eine materialistische; er ist „der einsame Prophet" und nirgends spiegelt sich die Auflösung des Hegelthums in seiner schulmässigen Form besser und deutlicher als hier.

Die Leipziger „Grenzboten" beschäftigten sich wiederholt mit Stirner. Das erste Mal in einer Besprechung, die gleich nach Erscheinen seines Buches geschrieben war. Ihr Verfasser, ein gewisser W. Friedensburg, meint, dass die „allerneueste Theorie kaum ein anderes Interesse im Menschen zuliesse, als das der gedankenlosesten Blasirtheit, wie sie eben im heutigen Ballet ihren Ausdruck gefunden hat." Aber er wird sich wohl hüten, sich mit den Stirner'schen Werke noch ernstlicher, als er es schon gethan hat, zu beschäftigen. „Wer garantirt mir denn, dass dieses Ich nicht sein Kurzweil mit mir treibt und eine höhnische Lache über den Narren aufschlägt, welcher das Hergebrachte für baaren Ernst des Wahrheitssinnes nimmt!"

Ein paar Jahre später wird der „Einzige" ein dithyrambisch ausgeführter Stossseufzer einer schönen Seele genannt, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und der zwecknützlichen Arbeit ennuyirt! — Früher war dieser „schönen Seele" jedoch noch eine Zukunft

prophezeit worden und die Hoffnung ausgesprochen, dass Stirner „nach seiner verunglückten Emeute gegen den Liberalismus zur alten Fahne zurückkehren“ werde. Als ob er jemals bei dieser Fahne gestanden hätte!

Von der theologischen Seite aus antwortete Hengstenberg in seiner bekannten „Evangelischen Kirchenzeitung“ Ende 1846. Es geschah bei Erscheinen des Buches: „Das Verstandesthum und das Individuum“. Stirner wird als abgethan betrachtet, sein Buch nur gestreift.

Vielfach war in der „Wigand'schen Vierteljahrsschrift“ und den ihr folgenden „Epigonen“ von dem „Einzigen“ die Rede, abgesehen von den Artikeln, auf die Stirner selbst dort geantwortet hat und von denen weiter unten die Rede sein wird. Im dritten Bande der erstgenannten Zeitschrift wird „dem ebenbürtigen Gegner“ in einer anonymen „Charakteristik Ludwig Feuerbach's“ ein Abschnitt: „Feuerbach und der Einzige“ gewidmet; im vierten der „Epigonen“ findet sich eine „Auflösung des Einzigen durch den Menschen“ aus der Feder der Frau von Arnim, der Bettina.

Unvergessen soll auch die eingehende Besprechung in der „Revue des deux Mondes“ von 1847 bleiben. Sie ist betitelt: „De la crise actuelle de la Philosophie Hégélienne. Les partis extrêmes en Allemagne“ und ihr Verfasser ist der gründliche Kenner deutscher Verhältnisse, M. Saint-René Taillandier. Sie ist Ruge und Stirner gemeinschaftlich gewidmet. Ihr Verfasser meint mit Recht, die Uebersetzung des Titels müsse nicht „l'individu et sa propriété“, sondern „l'unique et sa propriété“ heissen. Er stellt sich ganz auf Stirner's Seite und einige Stellen wenigstens seiner merkwürdigen Arbeit wollen wir, in der deutschen Uebersetzung des auf der Brigittenau mit Robert Blum erschossenen Jellinek, wiedergeben: „Seht nur, welche Schärfe, welche unzerstörbare Sicherheit bei Max Stirner! Ihn erschüttert in der gewaltigen Ideenverbindung Nichts. Der Glückliche! er hat keinen Gewissenszweifel, keine Unruhe, keinen Schmerz. Nie unterstüzte einen Dialektiker besser seine natürliche Starrheit. Seine Feder zittert nicht; sie ist elegant ohne

Ziererei, geschmackvoll ohne Vorurtheil. Wo ein anderer bewegt wäre, da lächelt er ungezwungen. Der Atheismus ist ihm verdächtig als zu religiös; den Atheismus durch den Egoismus ergänzen, diese Aufgabe löst er, und mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Seelenruhe löst er sie!" Und weiter: „Dass eine Feder sich fand, die solche Dinge schrieb, die sie so kaltblütig, mit solch korrekter Eleganz schrieb, ist ein unbegreifliches Geheimniss. Man muss das Buch selbst gelesen haben, um überzeugt zu sein, dass es existirt." Und: „Wie soll man einem französischen Leser diese Begeisterung um Nichts begreiflich machen?"

Der Franzose würdigt dann das Werk eingehend auf seine Weise und wenn sich auch im Laufe der Untersuchung herausstellt, dass er durchaus nicht so ganz auf der Seite Stirner's steht, wie es im Anfang den Anschein hatte, und er gleich leidenschaftliche Worte gegen diese „dumme Sucht sich selbst zu entäussern" schleudert, als er vorher für seine Würdigung aufgewandt hat, so bleibt es immerhin bemerkenswerth, dass ein Ausländer es war, der das erste und fast einzige Wort warmer Bewunderung für die That fand und ihrer Kühnheit und Grösse gerecht zu werden versuchte.

War so die Zahl der selbstständigen Artikel, die sich mit dem „Einzigen" beschäftigten, eine ausserordentlich geringe — die privilegirte Philosophie und ihre Organe schwiegen natürlich die ganze Bewegung grundsätzlich tot —, so fand es Erwähnung in fast jeder Betrachtung der „kritischen" Philosophie jener Jahre.

Wer auf einen Artikel über die „Nachhegelianer" trifft, darf gewiss sein, nach Strauss und Feuerbach Bruno Bauer und nach Bauer Stirner genannt zu finden: bald mit einem höhnischen Wort abgethan, seltener, viel seltener, wie in dem sechsten Bande der Brockhaus'schen „Gegenwart" von 1851 in einem anonymen Artikel: „Die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode" mit dem ernsten Bestreben, ihm gerecht zu werden. Dort, hinter alle seine Opfer, hat man den grossen Vernichter eingeschachtelt, froh für diesen unbändigen Geist einen Platz gefunden zu haben und in dieser Ecke steht Stirner

noch heute —: mit „seiner Schrift, die als das Aeusserste gelten kann, was der philosophische Radikalismus jener Zeit an kühner und geistreicher Negation hervorgebracht hat“, wie in wahrhaft merkwürdiger, wörtlicher Uebereinstimmung die gründlichen Alleswisser unserer grossen Konversations-Lexiken einander nachschreibend melden.

Die direkten Opfer selbst schwiegen theils, theils suchten sie sich zu vertheidigen. Von Seiten der „Kritik“ geschah es durch den Mund Szeliga's, der Stirner antwortete, während Bruno Bauer selbst in seinen Schriften nie auch nur den Namen Stirner's nannte; Bauer wandte sich übrigens in jenen Jahren bereits von der „souveränen, absoluten“ Kritik ab und seinen Geschichts-Forschungen zu. Wie Feuerbach sich stellte, werden wir gleich sehen. — Die Sozialisten und Kommunisten liessen sich zu keiner gründlichen Entgegnung herbei. Zwar unternahmen Marx und Engels eine solche sofort, aber ihre Arbeit „gegen die Ausläufer der Hegelschen Schule“ — nach einer Mittheilung von Engels „so dick wie der „Einzige“ selbst“ — ist leider nie erschienen und das der Durchsicht vor dem Drucke bedürftige Manuscript — „so weit die Mäuse es nicht gefressen haben“ — bis heute ungedruckt geblieben. — Ruge, der so leicht beeinflussbare, der nach Erscheinen des „Einzigen“, wie sein Briefwechsel bezeugt, es von wärmster Anerkennung Stirner's („das erste leserliche philosophische Buch in Deutschland“, „man müsste es souteniren und propagiren“) zur Begeisterung für die Kritik seines gehässigsten Gegners, Kuno Fischer, brachte, suchte sich in seinen „Zwei Jahren in Paris“ mit ihm auseinanderzusetzen, wo er seinem Buche, dem „kühnen Morgenrufe in dem Lager der schlafenden Theoretiker“, in der Betrachtung „unserer letzten zehn Jahre“ („Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt“) einen beträchtlichen Raum gönnt.

In der Geschichte der Philosophie — der allgemeinen, wie der deutschen — hat Stirner's Werk — wenn auch durchaus nicht immer, und selbstverständlich weder an der ihm gebührenden Stelle: als Anfang einer neuen Zeitepoche;

noch in dem ihm zukommenden Raum: als eine neue Denkart und Denkweise, die nicht von den Begriffen her zu dem Subjecte sich neigt, um es sich zu unterwerfen, sondern von diesem aus die Objecte ergreift, um sie sich unterthänig zu machen — in der Geschichte der Philosophie, in der Geschichte des geistigen Lebens unseres Jahrhunderts, wird Stirner widerwillig ein kleiner Platz gegönnt.

Denn alle Geschichtsschreibung ist heute kaum noch mehr als eine Beschreibung des Erfolges, als der er sich spiegelt in den Augen der Mehrheit der Menschen.

Indessen würde ein weiteres Eingehen auf die Stellungnahme jener Kritik, wie sie nach und aus der geschilderten zeitgenössischen sich entwickelte, uns weit über die Grenzen unserer Arbeit führen.

Zweimal hat Stirner selbst auf Kritiken seines Werkes geantwortet. Diese Entgegnungen Stirner's, von höchstem Interesse und grösster Wichtigkeit, sind zugleich die letzte Aeusserung seiner Lebensbetrachtung und die letzten, wenigstens die letzten bekannten, Beiträge für Zeitschriften, die er geliefert.

Die erste Entgegnung wendet sich gegen die drei bedeutendsten und wichtigsten Besprechungen, die dem „Einzigen" schon im Jahre 1845 zu Theil wurden und von drei Seiten kamen, die von Stirner selbst auf das schärfste angegriffen worden waren: von der sozialistischen Seite her antwortete Moses Hess, der Kommunist; die Kritik gab ihre Antwort durch Szeliga; der dritte, der sich zu einer Antwort herbeiliess, war kein Anderer, als Feuerbach selbst. Diese Kritiken sind wohl überhaupt die bemerkenswerthesten, die Stirner je zu Theil geworden sind. Seine Wahl in Bezug auf diese drei ergab sich von selbst und wurde ihm Anlass, noch einmal nach allen Seiten hin seine vernichtenden Stösse zu führen. — Die zweite Entgegnung Stirner's erfolgte viel später und richtete sich gegen die Besprechung eines jungen Mannes, der in unerhörter Prätension und Dreistig-

keit sich an sein Werk herangewagt hatte und dessen Schülerarbeit der Vergessenheit nur durch Stirner's Antwort wieder entrissen wird. —

Stirner's erste Entgegnung auf die Kritik des „Einzigen" findet sich auf fast fünfzig Seiten des dritten Bandes von „Wigand's Vierteljahrsschrift" vom Jahre 1845. Ihr Titel ist: Recensenten Stirner's und die Initialen der Unterschrift M. St. dulden keinen Zweifel über den Verfasser.

Die Kritik von Szeliga: „Der Einzige und sein Eigenthum" war im Märzhefte der „Norddeutschen Blätter", von den Bauer's, Fränkel, L. Köppen und ihm selbst herausgegebenen „Beiträgen zum Feldzuge der Kritik" erschienen. Szeliga (sein wirklicher Name lautete anders) war ein junger Offizier, nach Edgar Bauer's Beschreibung „eine militärische Erscheinung, exact im Denken und Sprechen, streberisch, soldatisch hingeneigt zur Kritik, nicht im Geringsten revolutionär oder oppositionell, mit praktisch-engem Gesichtskreis und von der Philosophie nur das Eine verlangend, dass sie ihn von allen bürgerlichen Rücksichten befreie . . ." Er verkehrte, wohl seiner Stellung wegen, nicht unter den „Freien" bei Hippel, gehörte aber zu dem Bauer'schen Kreise in Charlottenburg und wurde der „heiligen Familie" beigezählt, wie er auch in der Bauer'schen Litteraturzeitung mit einer langathmigen, bereits erwähnten Kritik der Mysterien von Paris debutirt hatte. Die eifrige Beschäftigung seiner Mussestunden mit philosophischen Tagesfragen zeitigte noch mehrere Broschüren, z. B. über die Universalreform des Egoismus u. A. — Seine Kritik des Stirner'schen Werkes, über das er bereits in engerem Kreise einen Vortrag gehalten hatte, ist ausserordentlich eingehend. Es ist der Kritiker der Bauer'schen Schule, der hier seine Waffe schwingt. „Der Einzige", sagt er, „giebt der Kritik", der es so wenig um den Sturz des Einen wie um die Erhebung des Andern zu thun ist, „die Gelegenheit zu einer neuen That der Selbstvervollkommnung". Nach einer genauen Betrachtung des „Lebenslaufes des Einzigen" wird dieser für das „Gespenst aller Gespenster" erklärt, und in weit-

schweifiger Weise die Stellung der Kritik zu diesem Gespenste behandelt. Wie bei dieser, so wird auch bei den folgenden Besprechungen die Betrachtung der Stirner'schen Entgegnungen Gelegenheit geben, auf ihre wichtigsten Punkte einzugehen, die von Stirner selbst als solche erkannt und widerlegt wurden.

Die zweite Kritik des „Einzigen" von Bedeutung erfolgte von sozialistischer Seite durch Moses Hess und wurde in Form einer zu Darmstadt erschienenen Broschüre von achtundzwanzig Seiten gegeben, die sich „Die letzten Philosophen" betitelte. Hess war einer der thätigsten Streiter in der damals noch so jugendlichen Bewegung des Sozialismus. Wie Stirner ein früherer Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung" hatte er sich, durch und durch Kommunist, an den Herwegh'schen „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" mit Beiträgen betheiligt und hielt damals, 1845, gerade dem Kapitalismus seinen „Gesellschaftsspiegel" vor, „notorisch der Mittelpunkt der damaligen rheinländischen sozialistischen Bewegung". — Die „letzten Philosophen" sind ihm Bruno Bauer und Stirner, der „Einsame" und der „Einzige"; doch wendet er sich fast ausschliesslich mit seiner Kritik gegen den letzteren. Mit der seit ihm bis zur Läppischkeit von den Sozialisten gegen jeden freiheitlichen Denker wiederholten Verdächtigung, dass „man meinen könnte, die in jüngster Zeit von den deutschen Philosophen veröffentlichten Schriften seien auf Anstiften der Reaction herausgegeben", beginnt er seine Einleitung. Zwar bricht er ihr gleich selbst die Spitze ab, indem er erklärt, dass weder Bruno Bauer noch Stirner „sich je von aussen" bestimmen liessen, aber indem „die innere dem Leben abgezogene Entwickelung dieser Philosophie in diesen „Unsinn" auslaufen musste", wie er meint, lässt er den Vorwurf der inneren Reaction bestehen, überzeugt auch damit noch in den Augen seiner Masse den beabsichtigten Erfolg zu erzielen.

Nachdem er sodann einen Blick auf den Dualismus der christlichen Philosophie, den „Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis" geworfen hat, findet er in dem christlichen

Staate derselben die moderne, christliche Kirche, den diesseitigen Himmel, in den Staatsbürgern dagegen nicht die wirklichen Menschen, sondern nur ihre Geister. Denn die Leiber dieser Geister sind in der bürgerlichen Gesellschaft. Zwar hat Deutschland noch nicht diesen modernen, freien Staat erreicht, der den Gegensatz zwischen den Einzelnen und der Gattung wieder vollendet hat, aber seine letzten Philosophen haben es doch zu der theoretischen Wirklichkeit dieser modernen Kirche gebracht und ihre Widersprüche untereinander betreffen nur das Verhältniss des Staates zur bürgerlichen Gesellschaft. So kommt Hess zu den consequenten Theoretikern der philosophischen Schule, den beiden genannten. Bauer wirft er vor, dass seine Kritik nichts anderes, als die hohe Staatspolizei sei, um den Pöbel im Zaume zu halten; Stirner selbst will er sich ganz besonders vornehmen. Welcher Art und wie belanglos seine Einwände gegen diesen letzteren sind, werden wir aus dessen Entgegnung ersehen.

Der Dritte in dem unfreiwilligen Bunde ist Ludwig Feuerbach selbst. Er hatte seine kurzen Entgegnung an Stirner: „Ueber das „Wesen des Christenthums" in Bezug auf den „Einzigen und sein Eigenthum"" in dem zweiten Bande von „Wigands Vierteljahrsschrift" von 1845 veröffentlicht, und nahm sie bald darauf unverändert in den ersten Band seiner „Sämmtlichen Werke" auf, die „Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums", wo er sie mit der Fussnote begleitete: dass er hier wie anderwärts nur seine Schrift als Schrift im Auge habe, zu der er selbst in einem höchst kritischen Verhältniss stehe, und dass er es nur mit deren Gegenstand, Wesen und Geist zu thun habe, während er die Beschäftigung mit ihrem Buchstaben den Kindern Gottes oder des Teufels überlasse. . .

Mehr, als alle anderen Kritiken, mussten Stirner und müssen uns diese leider nur sehr kurzen, aphoristisch gehaltenen und auf wenige Seiten zusammengedrängten Antworten Feuerbachs interessieren, in denen der Einsiedler

von Bruckberg die hageldicht gerade auf ihn gefallenen Schläge Stirners abzuwehren suchte.

Feuerbach war voll höchster Bewunderung für die That seines Gegners gewesen und hat ihr vollsten Ausdruck gegeben. Fast sofort nach ihrem Erscheinen hatte er sich mit ihr bekannt gemacht und schon „im Spätjahr“ 1844 schrieb er seinem Bruder: „Es ist ein höchst geistreiches und geniales Werk und hat die Wahrheit des Egoismus — aber excentrisch, einseitig, unwahr fixirt — für sich. Seine Polemik gegen die Antropologie, namentlich gegen mich, beruht auf purem Unverstand oder Leichtsinn. Ich gebe ihm Recht, bis auf Eines: im Wesen trifft er mich nicht. Er ist gleichwohl der genialste und freieste Schriftsteller, den ich kennen gelernt.“ Geht schon aus diesen wenigen Zeilen die ganze, innere Unsicherheit Feuerbachs seinem Gegner gegenüber hervor — seine Ehrlichkeit liegt in beständigem Kampfe mit der verletzten Eitelkeit — so beweist diese Unsicherheit durchaus die Art und Weise, in der er glaubte mit „dem genialsten und freiesten Schriftsteller, den er kennt“ fertig werden zu können. Er dachte zunächst, wie sein jüngster Biograph, Wilhelm Bolin, mittheilt an ein „offenes Sendschreiben“, zu dem er auch den Anfang entwarf, der noch erhalten ist und der lautet: „„Unaussprechlich“ und „unvergleichlich“ liebenswürdiger Egoist! — Wie Ihre Schrift überhaupt, so ist auch insbesondere Ihr Urtheil über mich wahrhaft „unvergleichlich“ und „einzig“. Zwar habe ich auch dieses, wenngleich noch so originelle Urtheil längst vorausgesehen und zu Freunden gesagt: ich werde noch so verkannt werden, dass man mich, dermalen den „fanatischen, leidenschaftlichen“ Feind des Christenthums, sogar unter die Apologeten desselben rechnen wird; aber dass dies so bald, dass es jetzt schon geschehen würde, das hat mich — ich gestehe es — überrascht. Das ist „einzig“ und „unvergleichlich“ wie Sie selbst. So wenig ich nun auch Zeit und Lust habe, Urtheile, die nicht mich selbst, sondern nur meinen Schatten treffen, zu widerlegen, so mache ich doch bei dem „Einzigen“, dem „Unvergleichlichen“ eine Ausnahme.“

Glücklicherweise gab Feuerbach es auf, Stirner in diesem Style weiter zu apostrophiren, blieb aber leider bei seinen kurzen „Erläuterungen", statt sich zu einer gründlichen Antwort Muth und Zeit zu nehmen. In einem weiteren Briefe an seinen Bruder vom 13. December 1844 versucht er noch einmal eine Selbstentschuldigung und tröstet sich mit der albernen, aber für seinen ethischen Hochmuth sehr bezeichnenden Annahme, dass „Stirner's Angriffe eine gewisse Eitelkeit verrathen, als wolle er sich auf Kosten meines Namens einen Namen machen". So lässt er denn grossmüthig dem armen Namenlosen die „kindische Freude eines momentanen Triumphes". In Wahrheit scheint der kluge Mann geahnt zu haben, dass ihm in Stirner ein furchtbarer Gegner entstanden war, dessen Sieg über ihn nichts anderes als seine eigene völlige Vernichtung bedeutete, und zog es desshalb vor, weiteren Schlachten aus dem Wege zu gehen, um den Ruhm des Siegers nicht durch neue Niederlagen unfreiwillig mitverkünden zu helfen. Aus ähnlichen Gründen unterliess er denn wohl auch, seine Bemerkungen in der Wigand'schen Vierteljahresschrift mit seinem Namen zu zeichnen, der das allgemeinste Interesse auf die von allen Seiten erwartete Controverse gelenkt hätte. — Mag an dieser Stelle übrigens gesagt sein, dass Feuerbach und Stirner nie persönlich zusammengetroffen sind: Feuerbach ist nie nach Berlin, und Stirner nie mehr von dort fort gekommen, nachdem ein Zusammentreffen für Beide von Interesse gewesen wäre.

Feuerbach, Hess und Szeliga antwortete Stirner, wie gesagt, gemeinsam. Er muss seine Entgegnung: „Recensenten Stirner's" sofort nach Erscheinen der betreffenden Kritiken und fast im Fluge geschrieben haben. Auch er spricht, wie Feuerbach, von sich in der dritten Person.

Nach der kurzen Charakterisierung der Verfasser: Hess als Sozialisten, Szeliga als Kritiker und den Anonymus als — Feuerbach geht er zunächst auf den Punkt ein, in dem alle drei übereinstimmen, auf den „Einzigen" und den „Egoisten".

Nach ihnen erscheint der „Einzige" als „das Gespenst der Gespenster", als das „heilige Individuum, das man sich

aus dem Kopfe schlagen müsse", und als der blasse „Renommist".

Zugegeben, dass der „Einzige" eine Phrase ist, eine Aussage, die nichts aussagt, so ist er doch gegenüber den heiligen und erhabenen Phrasen wie der Mensch, der Geist, das wahre Individuum u. s. w. nur die „leere, anspruchslose und gemeine Phrase." Er, der Einzige, dessen Inhalt kein Gedankeninhalt ist, ist darum auch unsagbar und „weil unsagbar die vollständige, und zugleich — keine Phrase." Dass Hess selbst aber der Phraseninhalt, Feuerbach mit seinem gedachten Einzigen im Himmel (Gott) die Phrase ohne Phraseneigner und Hess, dieser einzige Hess, selbst nur eine Renommage ist, das haben die drei nicht begriffen.

Auch ihre Charakteristiken des Egoisten sind höchst populär und allzu einfach. Die von ihnen gewählten Beispiele werden ihrer Heiligkeit entkleidet: das rührende Beispiel Feuerbach's, der die Hetäre der Geliebten gegenüberstellt; dasjenige Szeliga's vom reichen Mädchen und der keifenden Frau; und der von Stirner für Hess gebrauchte des Europäers und des Crocodills — sie alle geben Anlass, das Wesen des eigenen Interesses gegenüber dem heiligen Interesse nochmals von allen Seiten zu betrachten. Die Heiligkeit der Geschlechtsverbindung, der Stolz des Verdienstes, die Arbeit, und die Liebesgebote der Menschlichkeit geben Veranlassung zu ebenso tiefen, wie schlagenden Ergründungen; sie zeigen von Neuem, wie unsinnig es ist, in einfache Verkehrsverhältnisse die Heiligkeit hineinzutragen, die sie länger bestehen lässt, als das Interesse es erfordert („das Interesse der Personen aneinander hört auf, aber die uninteressante Verbindung bleibt bestehen; wie thöricht ist es, das absolute, das allgemein Interessante über das persönliche, eigene Interresse zu stellen"); und wie fruchtlos die Befolgung„ höherer" Gebote ist, anstatt es dem Einzelnen zu überlassen, zu thun, was ihm am nützlichsten erscheint.

Mit der feinen Bemerkung, dass keiner der drei ihm den grössten Abschnitt seines Werkes, den, in dem er den Verkehr des Egoisten mit der Welt und seinen Verein so

ausführlich behandelt, „zu Gute kommen lässt," d. h. jeder diesen Theil ignorirt, schliesst Stirner seine allgemeine Antwort und widmet zum Schlusse noch jedem Einzelnen für sich einige Worte. Er geht in ihnen über die herben und plumpen Angriffe der Entrüstung gegen den Egoismus hinweg.

Szeliga macht er klar, dass es ihm garnicht eingefallen ist, die „reine" Kritik zu üben: dass es nicht die „reine", sondern eine durchaus interessirte Kritik ist, die er vollzogen hat.

Feuerbach ist auf den Punkt, auf den es ankommt, überhaupt nicht eingegangen, darauf: „dass das Wesen des Menschen nicht Feuerbach's, oder Stirner's, oder irgend eines Menschen Wesen ist . . ." Er ahnt ihn nicht einmal. „Er bleibt bei seinen Kategorien von Gattung und Individuum, Ich und Du, Mensch und menschlichen Wesen in völliger Unbekümmertheit stehen", sagt Stirner. Die sonstigen Entgegnungen an Feuerbach spotten ebenso sehr einer Wiedergabe in der hier erforderlichen Kürze, wie Feuerbach's „Erläuterungen" selbst; beide müssen, um überhaupt verstanden zu werden, in ihrer Vollständigkeit gelesen und geprüft werden. Daher nur so viel, dass Feuerbach's Einwände Schritt für Schritt zurückweichen müssen vor der unerbittlichen Logik, mit der Stirner jeden einzelnen von ihnen widerlegt.

Hess beweist Stirner zum Schluss, dass er als Mensch gar nicht vollkommener sein könne, als er ist: die ganze Gattung Mensch ist in ihm, in Hess, enthalten und ihm fehlt nichts von dem, was den Menschen zum Menschen macht. Er zeigt ihm weiter, wie wenig er noch den mit sich einigen Egoisten verstanden hat, wie absurd es ist, anzunehmen, dass ihm irgendwie an der bürgerlichen Gesellschaft gelegen sein könne. Einer Reihe von Einwürfen wird dann zu begegnen gesucht, über andere mit berechtigtem Spott hinweggegangen, so über die Bemerkung, welche Stirner's Opposition gegen den Staat die „ganz gewöhnliche Opposition des freisinnigen Bourgeois" nennt; das „sieht unstreitig Jeder augenblicklich ein, der Stirner's Buch nicht gelesen

hat." Endlich erläutert Stirner für Hess noch an einigen einfachen, nächstliegenden Beispielen seinen „Verein von Egoisten" — (Hess nennt ihn, es kommt ihm nicht so genau darauf an, „egoistischer Verein"). Nicht das ist Stirner ein Verein von Egoisten, in dem die Einen sich auf Kosten der Anderen betrügen lassen, sondern in dem das Interesse des Einen, wenn auch nur flüchtig, vorübergehend, sich mit den Interessen der Anderen berührt und darum das zusammen schliessende Motiv ist.

Zum Schluss erinnert Stirner seine drei Kritiker noch an eine Stelle aus Feuerbach's kleiner Schrift: „Kritik des Anti-Hegels". Da sich die verschollene Abhandlung nur in den wenigsten Händen befinden dürfte, sei sie hier citirt. Feuerbach spricht in ihr von der von jeher den philosophischen Systemen widerfahrenen doppelten Art der Kritik: der Kritik der Erkenntniss und der Kritik des Missverstands. Ueber letztere sagt er an der oben gemeinten Stelle: „Der Kritiker sondert hier nicht die Philosophie von dem Philosophen; er identificirt sich nicht mit seinem Wesen, macht sich nicht zu seinem andern Ich . . . Er hat stets andere Dinge in seinem Kopf, als sein Gegner; er kann seine Ideen sich nicht assimiliren und folglich nicht mit seinem Verstande zusammenreimen; sie bewegen sich in dem leeren Raume seines eigenen Selbstes wie epikuräische Atome durcheinander, und sein Verstand ist der Zufall, der sie durch besondere äusserlich angebrachte Häkchen zu einem scheinbaren Ganzen zusammenbringt. Der einzige gültige, der objective Maassstab, die Idee des Systems, welche die allgegenwärtige Seele, die selbst in den grössten Widersprüchen noch gegenwärtige Einheit desselben ist, ist ihm entweder gar nicht oder nur in einer selbstgemachten, schlechten Copie Gegenstand. Er befindet sich daher auf dem Gebiete seines Gegners in ein weltfremdes Land versetzt, wo ihm nothwendig alles so wunderlich, so „neuholländisch" vorkommt, dass „ihm Sehen und Hören vergeht", dass er selber nicht mehr weiss, ob er wacht oder träumt und vielleicht bisweilen, jedoch gewiss nur in den

flüchtigen Momenten seiner intervalla lucida, sogar an der Identität seiner Person und der Richtigkeit seines Verstandes zweifelt. Die edelsten harmonisch verbundenen Gestalten tanzen in den abenteuerlichsten Verschlingungen als ungereimte, fratzenhafte Figuren vor seinen betroffenen Augen vorüber, die erhabensten Aussprüche der Vernunft klingen wie sinnlose Kindermärchen an seinen Ohren vorbei. In seinem Kopfe findet er wohl auch den philosophischen Ideen analoge Vorstellungen oder Begriffe vor, und besitzt an ihnen einige nothdürftige Anhaltspunkte, aber nur zu dem Zwecke, um damit den Philosophen als einen Verbrecher am gemeinen Menschenverstande an das Kreuz zu schlagen. Denn diese Begriffe kennt er nur in einem ganz beschränkten Maasse und hält dieses Maass für das Gesetz ihrer Gültigkeit; werden sie über diese enge Gränze ausgedehnt, so verliert er sie aus dem Gesichte; sie versteigen sich für ihn in den blauen Dunst des Unerreichbaren als Phantasmen, die jedoch der Philosoph vermittelst eines geheimen, bis jetzt indess noch unerklärten Kunstgriffs, gleichsam als das Second Sight seiner Vernunft, hypostasirt . . ."

Wie so ganz passen diese Feuerbach'schen Worte auf die meisten, allermeisten Kritiker Stirner's, der fast nur diese, die Kritik des Missverstands, kennen lernen sollte!

Feuerbach aber hätte wohl nie gedacht, dass er selbst von einem Anderen an seine eigenen Worte gemahnt werden sollte, als er sie schrieb. —

Die Hoffnungen, denen Stirner Ausdruck giebt: bei späteren Gelegenheiten sich noch eingehender über einige der behandelten Fragen, wie die bürgerliche Gesellschaft, die Heiligkeit der Arbeit u. s. w. auszulassen, zeigen, wie ernstlich er daran dachte, der sozialen Frage noch sein weiteres Interesse zuzuwenden. Sie sind indessen unerfüllt geblieben. —

Nur einmal noch, zum zweiten und letzten Male antwortete Stirner auf eine Kritik seines Werkes. Es geschah fast zwei Jahre später. Wigand hatte seiner „Vierteljahrs-

schrift", die nach kurzem Bestehen unterdrückt worden war, die „Epigonen" folgen lassen. Hier, in dem vierten Bande von 1847, nachdem in den vorhergehenden Bänden vielfach von seinem Buche die Rede gewesen war, veröffentlichte Stirner unter dem Pseudonym G. Edward eine Entgegnung an Kuno Fischer.

Dieser, damals ein junger Hallenser Student von zwanzig Jahren, hatte kurz vorher in der „Leipziger Revue" einen langen Artikel: „Moderne Sophisten" erscheinen lassen, in dem er die ganze moderne Schule der Philosophie einer ebenso unverfrorenen, wie oberflächlichen, aber nicht geistlosen Kritik unterzogen. Da die Zeitschrift sofort wieder eingegangen war liess er seinen Aufsatz in dem fünften Bande der „Epigonen", auf Wunsch Wigands, nochmals abdrucken, aus Rücksicht auf seine Gegner, wie er sagte, die ihn zu einem corpus delicti gemacht hätten.

Unterdessen hatte ihm Stirner geantwortet. Sein Manuskript muss Fischer vorgelegen haben, denn zugleich mit seiner Entgegnung erschien eine Antwort Fischer's. Beide tragen den gemeinschaftlichen Titel: „Die philosophischen Reactionäre"; die Auslassungen Stirner's den Untertitel: „Die modernen Sophisten. Von Kuno Fischer;" die Antwort Fischer's den: „Ein Apologet der Sophistik und ein „philosophischer Reactionär.""

Bei genauer Betrachtung der Antwort von G. Edward möchte es zuweilen den Anschein haben, als rühre dieselbe überhaupt nicht aus Stirner's Feder her. Nicht etwa weil der Verfasser, wie natürlich, von Stirner als einer dritten Person spricht, sondern weil der Styl der kurzen Arbeit nicht immer die sonst unverkennbaren Eigenschaften der Stirner'schen Schreibweise aufweist. Aber Fischer nimmt mit solcher Bestimmtheit Stirner als den Verfasser an und dieser hat selbst so wenig den Versuch gemacht, seiner Annahme zu widersprechen, dass wir bei aller Vorsicht wohl berechtigt sind, den in so vielen Einzelheiten ausserordentlich bedeutenden Aufsatz als eine Arbeit Stirners zu be-

trachten, die jedenfalls unter seinem directen Einfluss und nicht ohne sein Zuthun entstanden ist.

„Die modernen Sophisten“ von Kuno Fischer beginnen mit einer Betrachtung über „das Princip der Sophistik,“ um von ihr zu „den philosophischen Voraussetzungen der modernen Sophistik“, wie sie ihm in Hegel („der Manifestation des absoluten Geistes in der theoretischen und practischen Energie des Menschen“), Strauss (der pantheistischen Anerkennung des absoluten Geistes), Bauer (der Verflüchtigung alles Objectiven in die reine Willkür) und Feuerbach (dem Standpunkt des realen Humanismus) erscheinen, überzugehen. Die „moderne Sophistik“ sieht er zunächst in Stirner: „dem absoluten Egoismus oder dem geistigen Thierreich.“ Ihm ist der grösste Theil der Abhandlung gewidmet. Stirner ist der Pietist und Dogmatiker des Egoismus, der überall Gespenster sieht; der Einzige „die dogmatische, die zum Princip gewordene Willkür, eine Monomanie, die sich auf Gespensterglauben gründet.“ Wir werden gleich sehen, wie Stirner ihm darauf antwortet. — Der letzte Theil des Aufsatzes beschäftigt sich mit zwei Büchern, von denen Fischer behauptet, dass die Sophistik in ihnen noch über Stirner hinausgeht, von dem Egoismus zum Individuum und von diesem zur Ironie. Auch von ihnen wird gleich noch die Rede sein. Zum Schluss wird der Gegensatz gegen die moderne Sophistik gekennzeichnet: der Humanismus, die „freie Menschheit“ . . .

Stirner in seiner Entgegnung — wenn sie, wie gesagt, von ihm selbst herrührt — spottet zunächst über die erstaunliche Behendigkeit, mit der von Fischer „die mühsame Titanenarbeit der modernen Kritik“ abgefertigt wird. Wie sie überhaupt weit persönlicher gehalten ist, als die frühere Entgegnung, so ist sie zugleich reich an witzigen und treffenden Einfällen. Nach der Fischer'schen Schablone kann jeder Denker ein Sophist genannt werden: so oder so betrachtet ist er entweder ein „Philosoph“ oder ein — „Sophist“. Die nächsten Ausführungen können wiederum

nur in ihrer unverkürzten Form verstanden und mit wenigen Worten gar nicht wiedergegeben werden. Die von Fischer als feststehend gebrauchten Begriffe, z. B. die der „objectiven Mächte der Welt“, des „Gedankens“, der „sittlichen Welt“ werden von neuen Seiten beleuchtet. Seiner Schilderung der Sophistik in der Geschichte wird nachgegangen: den Jesuiten, den Romantikern (den „particularen“ Subjecten), der „reinen Kritik“. Der Widerspruch zwischen Interesse und Princip wird berührt. Der Behauptung, dass Stirner's Egoismus sich als Consequenz des Bauer'schen Selbstbewusstseins entwickelt hätte, wird mit der Thatsache begegnet, dass Stirner sein Werk bereits vollendet hatte, als Bauer noch in der Arbeit seiner Bibelkritik steckte, und dass Stirner desshalb auch der Proclamation der „absoluten Kritik“ nur in einem Nachtrage gedenken konnte. Von Stirners Polemik mit Feuerbach scheint Fischer nichts zu wissen. Wenn sie ihm bekannt wäre könnte er in dem „Egoismus“ Stirners nicht das „Soll“ eines „kategorischen Imperativs“, ein Dogma, sehen. Denn grade Stirner setzt dem „Soll“ des „Menschen-Seins“, dem Humanismus, dem Unmenschen den Egoisten, entgegen, dessen „Ataraxie“, dessen Unnachgiebigkeit, dessen Terrorismus gegen alles Menschliche. Wie plump das Missverständniss aber, dass Stirner desshalb alle Gemeinschaft mit Menschen aufgeben, allen Eigenschaften ihrer Organisationen durch blosses Wegläugnen sich entziehen wolle! —

Mit einem Hinweis auf die gewaltige Folgerung des Stirner'schen Werkes und einem geistreichen Vergleich schliesst die Entgegnung, die, wenn sie nicht von Stirner selbst geschrieben wurde, von einem Manne herrührt, der sich rühmen darf, tiefer, als die meisten, schon damals das Wesen seiner Lehre erfasst zu haben. Wenn er am Schluss Kuno Fischer mit einem Manne vergleicht, dessen Handlungen darauf hinauslaufen, à tout prix berühmt zu werden, so hat er auch darin Recht behalten.

Schon die gleichzeitige Antwort Fischers an ihn war ein neuer Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des „Einzigen“, kam ebenfalls im Wigand’schen Verlage ein anonymes Werk: „Das Verstandesthum und das Individuum“ heraus, dem bald darauf ein zweites, weniger umfangreiches folgte, das den Titel trug: „Liebesbriefe ohne Liebe“ und dessen Verfasser sich Karl Bürger nannte. In Wirklichkeit war der Autor beider ein junger Philosoph, der eine Zeitlang Mitglied des Hippelschen Kreises und später ebenso der Dessauer Kellergegesellschaft gewesen war und dessen wirklicher Name Dr. Karl Schmidt aus Dessau war. Er kehrte indessen später zu seiner Theologie zurück, schrieb zahlreiche pädagogische Werke und machte sich besonders durch seine mehrbändige „Geschichte der Pädagogik“ bekannt.

Es sind die beiden eben genannten Schriften, in denen Kuno Fischer so scharfsinnig den Uebergang vom „geistigen“ zum „natürlichen Thierreich“ und zur „Ironie“ erblickt. Nicht so sehr desshalb, als vielmehr weil man in der That öfters geglaubt hat, in den abstrusen, in grösster Eile zusammengeschriebenen Producten eine letzte Fortführung Stirner’s sehen und ihn mit ihnen lächerlich machen zu dürfen, durften sie hier nicht übergangen werden. Da aber Stirner selbst hofft, dass sein Gegner „so honett sein werde, ihm nicht zuzumuthen“, in dem „Verstandesthum“ mehr als eine Seite zu lesen, so wollen auch wir uns mit dieser einen Seite begnügen lassen.

In sie zusammengefasst dürfte als das Bestreben des Autors sich ergeben, zu zeigen, was „die alleinige Wahrheit sein würde, wenn man einmal blosser Verstand wäre.“ Aeusserlich in Anlehnung an den„ Einzigen“ angelegt scheint „das Verstandesthum und das Individuum“ in der Behauptung zu gipfeln: „Das Individuum denkt die atomistischen, einzelnen Dinge nicht, sondern stiert, schaut, fasst sie an.“ — Die „Liebesbriefe ohne Liebe“ sind eine ziemlich geistlose Parodie auf Schlegel’s Lucinde; bei ihnen dürfen wir auch auf die eine Seite verzichten.

Es war im Jahre 1846, als Stirner von einem jungen Dichter besucht wurde, den sein Werk mit grosser Aufregung — „wiewohl im gegensätzlichen, gegnerischen Sinne“ — erfüllt hatte, und der ihn aufsuchte, um ihm als dem ersten eine eben vollendete Dichtung zu unterbreiten. Der junge Dichter hiess Alfred Meissner und sein Werk „Ziska“. Die Antwort Stirner's, die Meissner selbst erzählt, ist eine der ganz wenigen persönlichen Aeusserungen aus seinem Munde, die uns erhalten geblieben sind. Doch nicht deshalb allein sei sie hier wiedergegeben.

Stirner gab das Manuskript mit den Worten zurück: „Sie hätten den „Ziska“ zu einem komischen Heldengedicht gestalten sollen. Zu einer Art Batrachomyomachie! Die Mythen der christlichen Kirche sind dem Schicksal verfallen, wie die heidnischen. Die Gegensätze von Papstthum und Protestantismus haben sich so total überlebt, dass ein Gedicht mit diesem Inhalte nur etwa Theologen noch interressieren könnte. Feindschaft gegen die Kirche sollte es nicht mehr geben. Sie ist uns völlig gleichgültig geworden; gegen überwundene Standpunkte kämpft man nicht mehr. Ja, ich fühle es klar: ein komisches Heldengedicht hätte das werden sollen . . .“

Diese Antwort ist so charakteristisch für den, der sie gab, dass sie hier zum Ausgangspunkt für einen letzten Ausblick auf den Einfluss und die Tragweite des „Einzigen und sein Eigenthum“ in die Zukunft genommen werden mag. Denn so geringfügig sie an und für sich ist, kennzeichnet sie doch den Standpunkt, den Stirner in seinem Kampfe einnahm. Nicht den äusseren Formen der christlichen Weltanschauung, der vermoderten und in sich selbst zerfallenden Kirche der Gegenwart, gilt dieser Kampf, sondern jenem Geiste, der in immer neuen Formen immer neue Zwingburgen der Gewalt erbaut, dem Geist des Christenthums, der wie ein trüber Dunst über der Vergangenheit liegt.

Diesen Geist seiner Heiligkeit entkleidet und als das wesenlose Gespenst unserer Einbildung entlarvt zu haben

ist Stirner's That. Während die radicalsten Köpfe seiner Zeit, die Strauss, Feuerbach, Bauer noch furchtsam-kritisch an den Begriffen der Heiligkeit tasteten, löst er sie auf und lässt sie zerfallen in sich selbst.

Er überwindet das Christenthum in seinen letzten Consequenzen. Es ist vernichtet. Es liegt hinter uns mit seiner jahrtausendlangen Erniedrigung, seinem Schmutze der Brüderlichkeit, seinen zahllosen Gräueln, mit denen es die Geschichte besudelt, seiner Lüge, seiner Selbstentäusserung von jedem Stolze, jeder Eigenheit, jeder echten Freude und Schönheit, und wenn es auch in seinen letzten Wirkungen heute noch herrscht — Stirner hat es dennoch von uns genommen, wie einen Fluch!

So steht er an der Grenzscheide zweier Welten und eine neue Epoche im Leben des Menschengeschlechtes beginnt mit ihm: die Epoche der Freiheit!

Noch haben wir für sie keinen besseren Namen gefunden, als den der Anarchie: der durch das wechselseitige Interesse bedingten Ordnung statt der bisherigen Ordnungslosigkeit der Gewalt; der ausschliesslichen Souveränität des Individuums über seine Persönlichkeit, statt seiner Unterwerfung; der Selbstverantwortlichkeit seiner Handlungen statt seiner Unmündigkeit — seiner Einzigkeit! — Denn auf dem Grunde christlicher Weltanschauung ruhen die Stützen aller jener Begriffe, die die Gewalt halten; als Stirner ihnen den Boden entzog, mussten sie fallen und mit ihnen fällt, was sie getragen ...

So gewaltig wird dieser, verhältnissmässig ebenso schnelle als sichere, unblutige Umschwung aller Lebensverhältnisse sein, dass sein unsterbliches Buch in seiner Tragweite einst nur mit dem der Bibel verglichen werden wird.

Wie dieses „heilige" Buch an dem Anfang der christlichen Zeitrechnung steht, um zwei Jahrtausende lang seine verheerenden Wirkungen fast bis in den letzten Winkel der menschenbewohnten Erde zu tragen, so steht das unheilige des ersten, sich selbstbewussten Egoisten an dem Eingang dieser neuen Zeit, in deren ersten Zeichen wir leben, um

einen Einfluss zu üben, ebenso segensreich, wie der des „Buches der Bücher“ verderblich war.

Und wollen wir noch einmal sagen, was es ist, wie könnten wir es besser als mit den eigenen Worten seines Schöpfers? — Das ist es: „Ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes — Verbrechen“: begangen an der Heiligkeit jeder Autorität! — Und mit Max Stirner fragen wir, dem Ausbruch des von ihm heraufbeschworenen, reinigenden und befreienden Gewitters entgegenjauchzend: „Grollt es nicht in fernen Donnern, und siehst Du nicht, wie der Himmel ahnungsvoll schweigt und sich trübt? . . .“



Phot. F. Albert Schwartz, Berlin.

MAX STIRNERS STERBEHAUS

in Berlin NW., Philippstrasse 19.

Sechstes Kapitel.

Das letzte Jahrzehnt.

Das letzte Jahrzehnt.

1845—1856.

Langsamer Abstieg. — Die Nationalökonomen der Franzosen und Engländer. — Letzte Versuche: die Milchwirthschaft und Dahrlehensgesuch. — Marie Dähnhardt's Trennung. — Ihr späteres Leben. — Zurück zu Stirner. — Bei Hippel in der Dorotheenstrasse. — Die Geschichte der Reaction. — Zunehmende Vereinsamung und Noth. — Tod und Begräbniss. — Nachkommenschaft. — Die Ueberlebenden und ihr Schicksal. — Schlussbetrachtung. — Abschied.

Wir haben den Menschen Johann Caspar Schmidt auf der Höhe seines Lebens verlassen in dem Augenblick, da er als der Denker Max Stirner mit seinem einzigen Werke die Augen der Menschen mit so verschiedenem Ausdruck, bewundernd, empört, zweifelnd auf sich gerichtet sah, und kehren nun zu ihm zurück, um mit ihm von dem Gipfel langsam hinunterzusteigen in zehn Jahre der Enttäuschung und Bitterkeit, völliger Verlassenheit und grossen Elends . . .

Die Ehe Stirner's mit Marie Dähnhardt schien nach Aussen hin gefesteter, als sie es innerlich war. Ohne Leidenschaft, wie sie geschlossen war, nährte sie keine sich stets erneuernde Liebe und war, nach den eigenen Worten der Frau, „mehr ein Zusammenleben in demselben Hause, als eine Ehe."

Der Mann sass tagsüber in stiller Arbeit auf seinem Zimmer, die Frau beschäftigte sich für sich und nur Abends waren sie zusammen in der Gesellschaft bei Hippel und anderswo.

In bürgerlichen Kreisen verkehrten sie nicht; Theater und Conzerte wurden fast nie besucht. Es war das denkbar einfachste Leben, das sie in der Wohnung in Neu Kölln am Wasser führten.

Die Ehe blieb kinderlos. Sie war jedenfalls auch in dieser Beziehung eine grosse Enttäuschung für die junge Frau, die in der — auch in diesem Punkte mannigfach missdeuteten — eigenthümlichen Zurückhaltung, die Stirner's ganzes Wesen charakterisirt, nicht die erhoffte Befriedigung fand.

Dazu kam noch ein anderer, schwerwiegender, schliesslich ausschlaggebender Umstand: das Vermögen, das die Frau in die Ehe gebracht hatte, schmolz rasch, nur allzu rasch dahin . . .

Die Schuld hieran schiebt die Frau heute ausschliesslich und einzig ihrem einstigen Gatten zu. Mit dürren Worten beschuldigt sie ihn direct ihr Vermögen „verspielt und verschwimelt“ (ein specifisch norddeutscher Ausdruck, für den in anderen Gegenden Deutschlands das Wort „verjuckt“ wohl das passendste Synonym ist) zu haben. Noch heute, nach so langen Jahren, stimmt es sie „sehr traurig“ und macht es ihr Blut kochen, zu denken, „dass ein Mann von Bildung und Erziehung Vortheil aus der Lage eines schwachen Weibes ziehen konnte, indem er ihr Vertrauen betrog, mit dem sie ihm alle ihre Mittel anvertraut“ hatte.

So, sagt sie, erkaltete sie und verlor die Achtung vor ihm.

Herb und unversöhnt, wie sie klingen, sind diese Worte mitgetheilt und kein Versuch soll gemacht werden, sie irgendwie zu beschönigen.

Ebenso aber soll auch der einfachsten Gerechtigkeit Genüge gethan werden, indem darauf hingewiesen wird: dass diese Worte aus dem Munde einer alten Frau kommen, die die Anschauungen ihrer Jugend völlig verworfen hat und durch kein äusseres und inneres Band mehr an die Tage geknüpft ist, an die sie sich nicht einmal mehr erinnern will;

dass sie auf die directe Frage, wie Stirner es bei ihrem einfachen Eheleben fertig gebracht habe, eine verhältnissmässig so hohe Summe in so kurzer Zeit durchzubringen, die Antwort — ausser in der oben gegebenen Form — versagt hat;

und dass sie selbst, zweifellos aus freiem Willen, im Jahre 1844 schon an Bruno Bauer für die Buchhandlung des Bruders Egbert in Charlottenburg die nicht unerhebliche Summe von 2000 Thalern geliehen hat, die jener übrigens, der strenge Charakter, der er war, mit peinlichster

Gewissenhaftigkeit viele Jahre lang — es soll 25 Jahre gedauert haben — in monatlichen Raten, erst in solchen von 3—5, dann bis 50 Thalern, zurückgezahlt hat — ein Beweis dafür, dass auch sie über ihr Vermögen verfügte, wie es ihr gut dünkte.

Ebenso darf, da keine Erklärung gegeben wurde, wohl die erlaubt sein, dass beide Eheleute sorglos und unbekümmert in den Tag hinein lebten und es ist bekannt, dass eine Summe Geldes am schnellsten in den Händen Derer zusammenschmilzt, die nie „Geld in den Fingern“ gehabt haben und sich über die Unerschöpflichkeit einer solchen Summe meist in dem beklagenswerthesten Irrthum befinden.

Keinenfalls war Stirner lässig und träge.

Er hatte seine Stelle an der Töchterschule der Mme. Gropius noch ein ganzes Jahr nach seiner Verheirathung mit Marie Dähnhardt inne; ausserdem muss er in diesem Jahre noch sehr viel mit der letzten Vollendung seines Werkes zu thun gehabt haben.

Nun sollte es erscheinen. Da entschloss er sich zu der Aufgabe seiner Stellung und meldete seinen Austritt bei den Fräulein Zepp, die damals die Schule übernommen hatten, auf den 1. October 1844 an. Da diese den Grund nicht ahnten, waren sie sehr überrascht; auch verloren sie ungern die tüchtige und beliebte Kraft.

Marie Dähnhardt hatte ihren Mann gebeten, zu bleiben, da es doch eine „kleine Hülfe“ bei ihren Einnahmen bedeuten würde. „Er war zu stolz und träge, für sie zu arbeiten,‘ sagt sie.

Aber Stirner blieb bei seinem Entschluss. Das Erscheinen seines Werkes hätte ihn doch, wie er wusste, in unentwirrbare Conflicte mit seiner Stellung gebracht, und ausserdem wollte er seine Person keinerlei Missdeutungen aussetzen.

Es ist einer der weitverbreitetsten und lächerlichsten Irrthümer, die über Stirners Leben verbreitet sind, dass er „seiner Stellung als Gymnasiallehrer seines Buches wegen“ enthoben worden sei, da die Behörden einem

„solchen Mann“ die Erziehung der Jugend nicht länger anvertrauen wollten.

Das Alles ist natürlich baarer Unsinn. Erstens war Stirner nie Gymnasiallehrer und konnte daher auch nicht „gemassregelt“ werden, sondern die Fräulein Zepp konnten ihm höchstens kündigen. Und zweitens kam Stirner, wie wir gesehen, dem vor, indem er es selbst that und zwar noch vor Erscheinen seines Buches. Als es vier Wochen später an die Oeffentlichkeit trat, war er ein von keinem andern Menschen direkt abhängender Mann.

Um jedoch auf Marie Dähnhardts Vorwurf noch einmal zurück zu kommen: Sorglosigkeit, Unachtsamkeit, Unkenntniss und Leichtsinn — alles das zugegeben, daran hat nie Jemand geglaubt, dass Stirner sich mit der „jungen und reichen Mecklenburgerin“ nur desshalb verheirathet habe, um in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen und es dann zu verthun. Und daran wenigstens glaubt auch sie selbst sogar heute noch nicht. Dass aber auch dieser Vorwurf, falls er die geringste Begründung für sich gehabt hätte, begierig aufgegriffen und weiterverbreitet wäre, das beweist die von irgend einem trüben Kopfe ersonnene und fortgesponnene Behauptung, dass es dem „Entdecker des alleinseligmachenden Egoismus“ eine diabolische Freude gewesen wäre, sein junges Weib in den ruchlosen Kreis der „Freien“ zu führen, um sie so körperlich und seelisch inficiren und verderben zu lassen. Konnte diese Verläumdung glücklicherweise an anderer Stelle in ihrer ganzen blödsinnigen Absurdität als die Ausgeburt einer ungeheuerlichen Verständnisslosigkeit bewiesen werden, so fehlen für den Vorwurf, dass das Vermögen seiner Frau allein oder doch hauptsächlich durch Stirner's Schuld, und nicht auch durch ihre eigene Unvorsichtigkeit, verloren gegangen sei, leider die ausschlaggebenden Beweise.

Lässig und faul war Stirner damals nicht.

Sofort nach der Aufgabe seiner Stelle und der Vollen-

dung seines Werkes sah er sich nach neuem Erwerb um. Er ging an ein Unternehmen, das ihn lange und viel an seine Studirstube gefesselt haben muss. Ein Bekannter aus dieser Zeit spricht von seinem „stupenden Fleisse".

Es sind „Die Nationaloekonomen der Franzosen und Engländer", mit denen wir Stirner zunächst beschäftigt sehen.

Er hatte, wahrscheinlich schon 1844 während des Druckes des „Einzigen", mit seinem Verleger Otto Wigand die Herausgabe dieses gross angelegten Sammelwerkes besprochen und dessen Zustimmung zu seinem Plane gefunden. Stirner wollte die Hauptwerke, um die es sich handelte, selbst übersetzen und mit Anmerkungen versehen.

Er, der in seinem „Einzigen" gezeigt hatte, dass er wie kaum Einer vor ihm so tief in die Lebensbedingungen der Gesellschaft hineingesehen hatte, musste wie kein Anderer von der Wichtigkeit der aufstrebenden, jüngsten aller Wissenschaften, der Volkswirthschaft, überzeugt sein und es musste ihn reizen, ihre grundlegenden Werke seinem Volke auf's Neue zuzuführen und näher zu bringen.

So hatte er, offenbar schon vor 1845, mit der Uebersetzung des berühmten Lehrbuches des Jean Baptiste Say, dem „Handbuch der praktischen politischen Oekonomie", dessen vier Bände in rascher Aufeinanderfolge in diesem und dem folgenden Jahre gedruckt wurden und zunächst in Lieferungen erschienen, begonnen. Aber die geplanten Anmerkungen blieben aus und Stirner erklärt dies am Schluss des Werkes selbst so: „Als die Uebersetzung des Say begonnen wurde, war es selbst meine Absicht, sie am Schlusse mit Anmerkungen zu versehen. Indessen stellte sich mehr und mehr heraus, dass Say und Smith zu untrennbar sind, als dass Jener ein abgesondertes Geleit von Anmerkungen erhalten dürfte, ehe dem Leser Gelegenheit worden, auch die letzteren kennen zu lernen. Auch will ich gerne gestehen, dass mir diese Betrachtung sehr gelegen kam, da es mir unlieb sein würde, wenn ich die bisher niedergeschriebenen Bemerkungen in ihrer dermaligen Gestalt schon veröffent-

lichen müsste. Es wird also vorerst die Uebersetzung des Adam Smith folgen.“ Auch diese Uebersetzung, die „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichthums“ erschien so schnell, ebenfalls in vier Bänden und zugleich in Lieferungen, dass sie schon 1847 abgeschlossen vorlag. Aber auch in ihr finden sich nur die Anmerkungen, die Mc. Culloch, Blanqui und Andere den Smith'schen Darlegungen angefügt haben. Die des Uebersetzers fehlen auch diesmal, ohne dass dieser es für nöthig hält, sich zu entschuldigen. Ihr Fehlen ist jedenfalls ein unersetzlicher Verlust und lebhaft zu bedauern, mag auch nur der kleinste Theil von ihnen zu Stande gekommen sein.

Mit dem Werke Smith hört die Herausgeberschaft Stirner's an seiner Sammlung auf; wohl erschien noch die Wilhelm Jordan'sche Uebersetzung von J. P. Proudhons Philosophie de la misère, aber Stirner ist an dem Gesammtunternehmen nicht mehr betheiligt.

Die Uebersetzungen von Say und Smith galten und gelten als die besten der existirenden.

Aber auch der Erfolg dieser so grossen und mühevollen Arbeit muss von Anfang an ein geringer, oder wenigstens den anfänglich gehegten Hoffnungen wenig entsprechender gewesen sein, denn schon im Jahre 1845 sehen wir Stirner — obwohl in diesem und den folgenden Jahren noch die Hauptwerke von Say und Smith vollständig erschienen — sich von seiner litterarischen Thätigkeit abwenden, wie er sich ihr einst unter Verzichtleistung auf jede staatliche Lehrthätigkeit zugewandt hatte. Er musste bald eingesehen haben, dass er von dem Ertrage seiner Feder nicht leben konnte und dass es das Gerathenste war, durch einen kühnen Versuch Fuss auf einem anderen Gebiete zu fassen, der, wenn er gelang, das drohende Gespenst der Zukunft für immer gebannt hätte.

Ob in seinem oder ihrem, der Frau, Kopfe, die Idee

der Milchwirthschaft — denn das war der Plan, an dessen Ausführuug sie den Rest ihres Vermögens gewandt haben sollen — zuerst auftauchte, ist zweifelhaft, wie auch der Zeitpunkt, an welchem sie Wirklichkeit wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie schon im Frühling 1845 gehegt und erlebte im Sommer desselben Jahres die kurze Frist ihrer Ausführung.

Was die wenigen, ungenauen und sich sehr widersprechenden Berichte über dieses seltsame Unternehmen, das Manchen wie ein Witz erschien und doch so verzweifelt ernst gemeint war, erzählen, sei hier wiedergegeben.

Von der an und für sich gewiss nicht unrichtigen Ansicht ausgehend, dass die Milchversorgung Berlins, die damals von den umliegenden Dörfern aus allmorgendlich durch kleine, mit Hunden bespannte Karren geschah, auf grösserer und concentrirterer Basis aufgebaut eine nicht unbedeutende Aussicht auf Gewinn eröffnen müsste, unternahm es Stirner in Verbindung mit einem Charlottenburger Schullehrer, einem Freunde oder Verwandten der Bauer'schen Familie, einem redlichen, aber geschäftlich ebenfalls unerfahrenen Manne, Namens Rohlfs, in der Stadt selbst eine Milchniederlage zu errichten, von der aus man erst in engen, dann immer weiteren und weiteren Kreisen deren Bedarf zu decken gedachte. Man zog auf die umliegenden Dörfer, knüpfte dort mit Bauern und Pächtern Verbindungen an, schloss Verträge über die Lieferung ab und miethete in der Köthener- (oder Bernburger- ?) Strasse Büreau- und geräumige Keller-Räume. — Einer anderen Version zufolge soll es auch zum Ankauf eigener Ziegen und Kühe, und zur Pachtung von Ställen an der Oranienburger Chausse gekommen sein.

Auf eigens dazu eingerichteten Wagen kamen denn auch an einem bestimmten Tage die Lieferungen an, aber nicht die erwarteten Käufer, und das — jedenfalls ohne vorherige genügende Reclame begonnene und nicht bis in die Einzelheiten sorgfältig genug durchdachte — Project ging in die Brüche: wie es heisst, wurden die sauer ge-

wordenen Vorräthe in die Rinnen gegossen und die gemietheten Räumlichkeiten schon nach kurzer Zeit geschlossen.

Wie gesund trotz des verunglückten Versuchs die Idee des Unternehmens gewesen war, das bewies später der heute jedem Berliner Kinde bekannte Klingel-Bolle, der seine Milch allerdings, wenn auch nicht mit Wasser, so doch tüchtig mit Christenthum versetzte und so nicht unerheblich zu dem Gelingen seines Geschäftes beitrug.

So war auch dieses Unternehmen Stirner's gescheitert, nachdem es den Hippelianern, hinter deren sonst so weitgehender Vorurtheilslosigkeit das beleidigte Zunftbewusstsein bei dieser Gelegenheit wieder hervortrat, den unerschöpflichsten Stoff zum Spott geboten und den letzten Rest des Vermögens der jungen Frau verzehrt hatte.

Die Noth, die bisher nur angeklopft hatte, stand nun in ihrer ganzen erschütternden Gestalt drohend in der Thüre des Hauses.

Bereits im Sommer 1846 war es soweit gekommen, dass Stirner in dem Inseratentheil der „Vossischen Zeitung" einen Aufruf erlassen musste, in dem er um ein Darlehen bat, darauf vertrauend, dass sein Name ihm vielleicht ein solches verschaffen würde.

Der Aufruf lautete in Stirner's eigener Fassung:

„Ich sehe mich in die Nothwendigkeit versetzt, ein Darlehen von 600 Th. aufnehmen zu müssen, und bitte desshalb Einen oder Mehrere, wenn sie zusammenschiessen wollen, mir dasselbe auf 5 Jahre in dem Falle zu gewähren, dass sie mir persönlichen Credit zu geben geneigt sind. Adressen werden angenommen im Intelligenz-Comtoir sub A 38. M. Stirner."

Es ist nicht bekannt, ob das Gesuch Erfolg hatte oder nicht. Wahrscheinlich ist das erstere nicht. Aber auch im anderen Falle hätte es nur aufhalten, nicht verhindern können, was unter diesen Umständen unausbleiblich kommen musste.

Jedenfalls — die einfache und würdige Form willkührlich erweiternd — sprachen Manche höhnisch und spöttisch von

dem Egoisten, der Recht und Pflicht verneint hatte, und sie nun erwartete und versprach. Diese klugen Leute vergassen nur, dass Stirner gewiss nicht daran dachte, das Vertrauen solcher Altruisten, wie sie es waren, zu erwecken, sondern einfach das eines Egoisten, wie er es selbst war, ihm zu glauben — auf sein Wort hin. Dass der, der es ohne moralische Phrasen giebt, es höchst wahrscheinlich weit gewissenhafter halten wird, als der, der sich nachher so oft hinter dieselben Phrasen versteckt, wenn es gilt, es zu halten, das einzusehen waren dieselben Leute natürlich völlig unfähig.

Der allerletzte verzweifelte Versuch Stirner's scheint darauf hingezielt zu haben, an der Börse das Glück zu versuchen. Er erkundigte sich wenigstens auf das Eingehendste über die Art und Weise der dort üblichen Geschäfte bei einem Bekannten, der ihm aber auf das Dringendste von jedem Versuche abrieth, eine Warnung, die auch wohl befolgt worden ist.

Am 4. April 1846 vertauschte das Ehepaar die zwei und ein halbes Jahr lang an Neu Kölln am Wasser innegehabte Wohnung und zog nach der Hirschelstrasse 14, der heutigen Königgrätzerstrasse.

Unhaltbar, innerlich wie äusserlich, war das Verhältniss der Gatten geworden. Was andere, einfach angelegte Naturen enger aneinander gekettet hätte, musste diese beiden, sich innerlich so fremden Menschen unaufhaltsam zu dem Schritte der Trennung treiben. Jeder für sich und auf seinen eigenen Füssen — darin sahen sie zuletzt die Rettung, die an Untergang nicht glaubten und glauben mochten.

Der erste Gedanke der Trennung ging von Marie Dähnhardt aus und sie war es auch, die den entscheidenden Schritt that.

Es klingt sehr schön, entspricht aber leider durchaus nicht der traurigen Wirklichkeit, wenn erzählt wird, dass

„die muthige Frau vor ihren Gatten hingetreten sei“ mit einem Entschlusse, „so schwer und so ideal rein“, wie der einst von Charlotte Stieglitz gefasste, und ihm gesagt habe: „Meine Gegenwart macht dir Sorge und lähmt deine Arbeitskraft, der Unterhalt reicht für uns Beide nicht hin. Ich finde hier keine passende Beschäftigung, ich habe sie in England gefunden, ich bin dorthin an ein Erziehungsinstitut als Lehrerin berufen. An unserer Liebe ändert das nichts, ich bin und bleibe deine Frau und die Sehnsucht nach mir wird deine Arbeitskraft stählen. Die Unterhaltssorge wird dir nun viel leichter und wenn es dir glückt, eine feste Stellung zu erringen, so rufe mich, und ich komme zurück.“

Die Trennung muss im Gegentheil in bereits sehr schroffer Form stattgefunden haben und er wird sie nicht „traurig“, sondern mit gewohnter Gelassenheit angeblickt haben, als sie ihm ihren Entschluss, wahrscheinlich in nichts weniger als gerührten und liebevollen Worten, mittheilte.

Aber auch zu einer „Szene“ wird es damals so wenig wie je zwischen Beiden gekommen sein.

Ob sie an eine Wiedervereinigung dachten, ist mehr als fraglich; keinenfalls hegte sie die Absicht einer solchen.

„Sie nahm sogar ihre Ringe von seinen Fingern“, wenige Tage vor ihrer Abreise, sagt sie. Was sie mit diesen Worten meint, wird wohl ein ewiges Räthsel bleiben. Waren es Ringe, die sie ihm geschenkt und die sie jetzt zurückforderte? — War es der Trauring, der wohl inzwischen an Stelle des Messingringes von Bruno Bauers Geldbörse getreten war, und wollte sie ihm so zeigen, dass Alles zwischen ihnen zu Ende war? — —

Correspondirt werden sie wohl noch zusammen haben, aber wohl hauptsächlich nur deshalb, um die Scheidung herbeizuführen, die einige Jahre später stattfand.

Genug: Ende 1846, wahrscheinlicher gleich zu Anfang 1847, erfolgte die Trennung, nach einer dreijährigen Ehe: Marie Dähnhardt ging nach London, Stirner blieb in Berlin zurück.

Verfolgen wir zunächst das Schicksal der Frau, um zu sehen, wie traurig und eigenthümlich es sich noch gestalten sollte.

Marie Dähnhardt war nach London mit guten Empfehlungen gekommen, vor Allem mit solchen an die Gemahlin des preussischen Gesandten, Lady Bunsen. Durch die Vermittelung dieses Einflusses erhielt sie bald die Möglichkeit Privatstunden in deutscher Sprache zu geben und wurden diese auch nicht glänzend, wohl selten mit mehr als zwei sh. die Stunde, bezahlt, so reichten sie doch hin, ihr Leben zu fristen. Die junge, frische Frau war bald ein beliebtes Mitglied der deutschen Flüchtlingscolonie; durch ihre Energie, ihre Sicherheit und die Offenheit ihres Charakters erwarb sie sich einen Freundeskreis, der dem Berliner in seiner Zusammensetzung von interessanten und geistreichen Menschen nicht nachstand: Louis Blanc, Freiligrath, Herzen und Andere sassen oft und gern an ihrem kleinen Kamin. Mit ihnen setzte sie denn auch ihr in Berlin geführtes Leben unbekümmert fort, der beste Beweis dafür, dass nicht Stirner's Einfluss allein es gewesen war, der sie unter den Berliner Radikalen festgehalten hatte. Auch ihre Selbstständigkeit war dieselbe geblieben. Von einem grossen Hunde begleitet fand sie Abends allein ihren Weg nach Haus und duldete es nicht, dass die Herren ihretwegen die in London oft sehr zeitraubenden, grossen Umwege machten.

Von London aus versuchte sie sich auch, wohl zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben, schriftstellerisch, indem sie für die Julius'sche „Zeitungshalle“ in Berlin eine Reihe von „Vertraulichen Briefen aus England“ schrieb, die aber nicht ihren Namen tragen. Es sind im Ganzen sieben und sie erschienen von März bis November 1847. Ohne besondere litterarische Bedeutung verrathen sie doch die scharfe Beobachtungsgabe ihres klugen Kopfes. Für uns sind sie vor Allem deshalb von Interesse, weil sie uns in unzweideutiger Weise das authentischste Bild von Marie Dähnhardt's damaligen Anschauungen geben. Sie geisselt die prüde Moral der Engländer, sie verspottet deren lächerliche Sonntags-

heiligung und ihre Kirchenlauferei und sie erzählt mit gewinnender Offenheit, wie sie in einem Bus einen jungen Mann sieht, „so schön, dass sie sich gar nicht satt an ihm sehen konnte.“ „Bald hätte sie es ihm gesagt. Er merkte es auch. . . .“

So erscheint sie noch ganz als die, die sie in Berlin gewesen war.

Als 1850 der aus dem Zeughaussturm bekannte Lieutenant Techow nach London kam, knüpfte sie mit ihm ein allgemein bekanntes Verhältniss an, das indessen zu keiner Heirath führte.

In diese Zeit fällt auch ihre Scheidung von Stirner. Der Plan einer Wiedervereinigung war vielleicht bis dahin persönlicher Rücksichten wegen nach Aussen hin noch aufrecht gehalten worden. Nun wurde auch das letzte, rein äusserliche Band zwischen den Eheleuten zerschnitten.

Selten und ungern sprach Frau Schmidt, wie sie sich noch immer nannte, von ihrem Aufenthalt in Berlin und von Stirner fast nie; aber nie, und das verdient hervorgehoben zu werden, auch mit Bitterkeit, geschweige denn mit Verachtung.

Etwa im Jahre 1852 oder 53 schloss sie sich einer kleinen Gruppe von Auswanderern an, mit denen sie nach Australien ging. Einige ihrer näheren Londoner Bekannten waren darunter: ein Journalist Max Cohnheim, ein gewisser Rosenblum, ein Baron Hoch und zwei Russen.

Auch Techow war auf dem Schiff. Aber das Verhältniss zu ihm war bereits völlig gelöst, als sie in Gravesend, wohin die eine unverheirathete ihrer Schwestern gekommen war, um sie noch einmal zu sehen, das Schiff bestieg, das sie Jahren der Demüthigung und der Noth entgegenführen sollte.

Denn in Melbourne kostete sie das Elend bis auf den letzten Tropfen. Sie kämpfte mit ihm, aber unterlag immer wieder — wurde Waschfrau, und soll zum zweiten Male geheirathet haben: einen gewöhnlichen Arbeiter. Die Jahre, die sie

in Australien verbrachte, sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Als sie dann ihre Schwester beerbte — etwa 1870 oder 1871 — kehrte sie nach London zurück. Schon in Australien hatte sich Frau Schmidt völlig in die Arme der katholischen Kirche geflüchtet. Sie war zu ihrer Religion übergetreten und schon damals so zur Frömmigkeit bekehrt, dass sie einen ihrer Londoner Bekannten flehentlich bat, doch wenigstens seine Kinder zu retten, und sie mit der Bibel, und nur mit der Bibel, und abermals mit der Bibel zu erziehen. . .

Nach London zurückgekehrt, gerieth sie vollends in die Hände und unter die Macht ihrer neuen Glaubensgenossen.

Dort, in der Nähe der immensen Stadt, lebt die fast Achtzigjährige — des Einzigen einstiges Liebchen — noch heute: eine alte, bigotte Frau, die mit Tractätchen Seelen zu retten sucht und ihre Sünden bereut, Sünden, die nur in der Einbildung ihres Fanatismus leben, die sie nie begangen, aber sonst noch geistig frisch und klar, und noch fähig, von Zeit zu Zeit ihre wenigen Geschäfte in der Stadt selbst zu besorgen . . . das ergreifende Beispiel einer durch Noth und Elend gebrochenen Kraft, die einst die Freude des Lebens suchte und fand, und doch zugleich der Beweis, wie wenig die Liebe zur Freiheit bedeutet, die nur der Rausch flüchtiger Stunden erzeugt, die nicht die innere Nothwendigkeit des eigensten Lebens täglich auf's Neue nährt.

Die Welt ist schon lange tot für die, die einst Marie Dähnhardt war, und kein Laut der lauten erreicht sie mehr. Auch Mary Smith ist „prepared for death“ . . .

Doch kehren wir zurück zu Stirner. Er war in Berlin geblieben. Wohin sonst auch sollte er wohl? — Seine Frau hatte ihn verlassen, seine praktischen Versuche, Geld zu erwerben, waren fehlgeschlagen, und von der Schwierigkeit, jetzt, bei seinem Namen, eine Lehrer-Stellung zu erhalten, war er gewiss ebenso überzeugt, wie von der

Unmöglichkeit, sich durch grossangelegte, litterarische Werke allein einen auskömmlichen Lebensunterhalt zu verschaffen.

Aber was er thut und treibt ist von jetzt an von einem fast geheimnissvollen Dunkel umgeben, das sich nur zuweilen noch unter den Blitzen vereinzelter Thatsachen lichtet.

Er geht wenig mehr aus; seine Freunde sehen ihn nur ab und zu noch. Keiner weiss, wovon er eigentlich lebt. — Er verschwindet uns mit denen, die ihn umgeben, immer mehr und mehr. Wie die ersten Jahrzehnte seines Lebens, fast so ist für uns das letzte: wir sehen seine Gestalt noch durch die Lebenden schreiten, aber sie lässt sich nicht mehr fassen und wir hören ihre Stimme nur noch undeutlich wie aus einer weiten Ferne.

Unauffällig, wie sein ganzes Leben war, ist er auch in seinem Sterben. Ohne Gepolter ist er auf die Bühne der Oeffentlichkeit getreten, ohne Lärm tritt er wieder ab.

Und doch ist Stirner erst ein angehender Vierziger. Welch' ein langes Leben liegt noch vor ihm! — Was erhofft er noch von ihm? — Wie glaubt er es zu Ende führen zu können? —

Wir sehen nicht mehr hinein in seine Gedanken.

Wir wissen nur, dass er zu Anfang April 1847 die noch gemeinschaftlich mit Marie Dähnhardt innegehabte Wohnung in der Hirschelstrasse aufgab und nach der Dessauerstrasse 15, also ganz in die Nähe, zog. Aber auch hier bleibt er nur ein Jahr: Anfang April 1848 zieht er nach der Dresdenerstrasse 96, und bereits ein halbes Jahr später, Anfang Oktober, ruhelos weiter nach der Köthenerstrasse 27. Hier wohnt er drei Jahre . . .

Unterdessen waren über Berlin die Stürme der Revolution hingebraust.

Noch immer trafen sich die „Freien“ bei Hippel. Dieser war im Herbst 1847 oder im Frühjahr 1848 von der

Friedrichsstrasse nach der Dorotheenstrasse 8 gezogen, in neue und weitere Räumlickeiten. Und das war auch nöthig geworden. Denn die „Freien“ waren nicht mehr die einzige Gesellschaft, die bei Hippel ihr Stammlokal hatte, sondern vor und nach den Revolutionstagen war dort eine Art Hauptquartier der verschiedensten radicalen Strömungen aufgeschlagen und der brave Hippel hatte oft Mühe und Noth die verschiedenen Lager auseinander zu halten und sachgemäss an die Tische und in das Hinterzimmer zu vertheilen, damit sie nicht aufeinander geriethen, was doch noch oft genug geschah.

In den Revolutionstagen selbst ging es bei Hippel aus und ein wie in einem Bienenkorb. Jeder, der kam, brachte irgend eine neue Nachricht. Die Einen erzählten von dem, was sie gesehen und gehört, die Anderen von ihren eigenen Heldenthaten. Alles schrie, lärmte, jubelte bunt durcheinander. Die übertriebensten Hoffnungen wurden ausgesprochen, um mit dem schärfsten Spotte beantwortet zu werden und in leidenschaftlichen Debatten nahmen die erregten Stunden ihren Verlauf.

Selbst die kühlsten Köpfe der „Freien“ — mit Ausnahme wohl nur von Stirner und Bruno Bauer — erhitzten sich und fanden erst nach Tagen, als die Mitglieder der Clubs, des politischen, des demokratischen und anderer, und endlich die Theilnehmer der famosen Nationalversammlung in immer grösserer Anzahl bei Hippel erschienen, ihre frühere Kritik wieder, die nun allerdings vernichtend auf die verunglückte Bewegung fiel.

Es waren immer noch die alten: Buhl; Edgar Bauer, der von seiner Festungsstrafe zurückgekehrt war; Faucher, der am Kampfe des 18.—19. März theilgenommen hatte und viel von seinen Thaten zu berichten wusste; Dr. Wiss und seine Frau; Meyen; Maron, „den man schon todt geglaubt hatte“; Löwenstein, der verwundet, Ottensosser, der gefangen genommen worden war und viele Andere.

Dann, als immer mehr und mehr neue Erscheinungen auf der Bildfläche erschienen und sich bei Hippel fest-

setzten, begann es einigen der alten, treuen Stammgäste ungemüthlich zu werden und sie blieben fort oder kamen doch seltener. Es war der Anfang vom Ende. Die „Freien“ begannen sich zu zersetzen und der Auflösung entgegenzugehen.

Ihre Zeit war vorüber. Eine neue brach an und sie fühlten es: die Zeit einer trostlosen Reaction, in der Alles zerstört wurde, was sie erstrebt hatten, oder besser gesagt: in der alle die Zwingburgen des Geistes in mittelalterlichen Formen wieder aufgebaut wurden, die sie wähnten mit der Schärfe ihres Geistes, dem Sturmblock der Kritik, vernichtet zu haben.

Wie sie sich abfanden mit dieser neuen Zeit, davon noch später.

Es braucht wohl kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, dass Stirner an den Märztagen von 1848, wie an der ganzen Bewegung, nicht den geringsten äusseren Antheil genommen hat. Deshalb durfte sie hier auch nur flüchtig berührt werden.

Er wird mit dem lebhaftesten Interesse dem Ausbruch, den er sicher lange vorhergesehen, zugeschaut haben. Aber es war nicht seine Schlacht, die dort geschlagen wurde. Er, der das Wesen der Gewalt so tief erfasst hatte und ihre Macht so gut kannte, konnte über ihren Sieg nicht zweifelhaft sein. Ob er auch voraussah, bis zu welchem Grade der Erniedrigung er führen sollte? —

Auch er wurde in jener Zeit oft bei Hippel gesehen. Aber in seinem stillen Leben, wie er es seit einem Jahre wieder für sich allein führte, bedeutete das Jahr 1848 kein Ereigniss, das seinen Tagen eine irgendwie andere Gestalt hätte geben können.

Er fuhr fort, wie der Eine sagt, „echt-berlinerisch, begnüglich-heiter“, und möglichst unbemerkt weiter zu existiren; „man fand ihn nur bisweilen noch in abgelegenen Wirthshäusern, wo er krampfhaft in den Zeitungen sich von seinen Gedanken loszulösen suchte“, erzählt ein Anderer. Und mehr wissen wir nicht von ihm. Der einzige Luxus, den er sich auch jetzt noch gestattete, waren seine

Cigarren. Denn eine gute Cigarre war von jeher der fast einzige Genuss des bedürfnisslosen Mannes gewesen. Sie ist auch seine letzte und treueste Freundin geblieben . . .

Im Jahre 1852 tritt Stirner noch einmal, zum letzten Mal, mit einem Werk, das seinen Namen trägt, dem zweiten und letzten, an die Oeffentlichkeit. Es ist die „Geschichte der Reaction“. Nirgends findet sich in der Zwischenzeit sein Name in irgend einem Blatt unter den Mitarbeitern; er hatte es offenbar aufgegeben, sich in litterarischer Tagesarbeit Hülfe zu suchen.

Die „Geschichte der Reaction“ war ursprünglich wesentlich anders geplant, als sie in den beiden Bänden, die 1852 im Verlage der „Allgemeinen Deutschen-Verlags Anstalt“ in Berlin erschienen, eine unvollendete Form gewann. Schon der Titel sollte ursprünglich „Reactions-Bibliothek“ lauten und das Ganze sollte zwei Abtheilungen umfassen; die erste sollte „Die Vorläufer der Reaction“, die zweite „Die moderne Reaction“ behandeln.

Zu Stande gekommen sind je der erste Band beider Abtheilungen. Der der ersten umfasst die Constituante und die Reaction. Statt aber an diese sogleich „die Darstellung der Reaction in der Legislative, im Convent und den folgenden Volksvertretungen bis zur Vollendung der Napoleonischen Reaction“ anzuschliessen, springt Stirner von der Beschreibung der inneren Reaction sogleich zu der der auswärtigen über, „er folgt“, wie er sagt, „damit dem Gesetz der Gleichartigkeit und giebt der auswärtigen Reaction, indem er ihr die geschichtliche Schilderung der inneren voranschickt, ihre angemessene Einleitung“, und sieht zugleich „in der auswärtigen die natürliche Steigerung der inneren Reaction.“

So beginnt er gleich mit der zweiten Abtheilung und giebt uns in ihrem ersten Bande die Darstellung des ersten Reactionsjahres in Preussen, „dem wahren Mittelpunkt der Reaction, wie die Zukunft lehren wird“. Das erste Jahr

ist ihm 1848: „das Jahr des Chaos oder der ersten chaotischen Erhebung gegen die feindliche Welt, das Jahr des reactionären Instinctes," weil in ihm „die Reaction sich zu einer Macht ausbildet."

Er denkt noch immer an die Fortsetzung des Unternehmens: er meint, dass die erste Abtheilung mehr den Charakter einer blossen Sammlung haben müsste, um Wiederholungen in der zweiten zu vermeiden. Aber zu einer Fortsetzung in der Darstellung weder der inneren, noch der äussern Reaction ist es jemals gekommen.

In dem Vorwort zu dem ersten Bande der zweiten Abtheilung, dem zweiten und letzten von denen, die erschienen, giebt Stirner eine äusserst interessante Darstellung dessen, was reactionär ist und nicht ist. „Ob sich die Reaction vor sich selber rechtfertigen kann", das hätte er gezeigt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Unternehmen zu Ende zu führen. Die Darlegung gipfelt in dem Satze: „Die Reaction tritt in demselben Moment in's Leben, in welchem die Revolution zur Welt kommt: beide werden im selben Augenblick geboren" — von grundverschiedenen Eltern, wie er hinzufügt. Und in dem, der der Reaction „ihren historischen Platz anweist": „Die Reaction ist das Gegentheil der Revolution".

Der Inhalt der beiden erschienenen Bände nun ist zum geringsten Theil Stirner's Eigenthum. Nicht nur der erste, sondern auch der zweite ist eine Sammlung fremder Arbeit und nur die Einleitungen, die verbindenden Mittelglieder und die Auswahl ist Stirner's Werk.

Zeugt der erste von seiner gründlichen Kenntniss der Geschichtsschreiber des Revolutionszeitalters, so beweist der letzte, mit welcher Aufmerksamkeit Stirner das Jahr des Ausbruchs der Revolution in seinem eigenen Lande in allen Erscheinungen verfolgt hat.

Stirner leitet die Darstellung der Constituante und der Reaction mit einer historischen Betrachtung über die ministerielle und die ständische Revolution ein, und betrachtet dann zunächst die ständische Reaction gegen die

Volksvertretung. Sodann folgt er seinem Plane, „in diesem Bande die revolutionären und reactionären Grundvorstellungen über Verfassung“ einander gegenüberzustellen und die beiden Schriftsteller, die er in dieser Weise gegeneinander ausspielt, sind Edmund Burke und Auguste Comte. Fast der ganze Band ist mit Stellen aus des ersteren „Reflections on the Revolution in France“ (in der von Gentz'schen Uebersetzung) und des letzteren „Système de philosophie positive“ gefüllt. Auf wessen Seite Stirner steht ist trotz der sehr knappen Verbindungen natürlich nicht zweifelhaft — seine Bemerkungen über die Tafel der Menschenrechte und eine solche über die „Declamationen“ Burke's beweisen es zur Genüge. Da von diesem letzteren sofort auf die moderne Reaction übergegangen wird mussten die berüchtigten Reactionäre der Zwischenzeiten, die Malouet, Mounier etc., ferner de Maistre, Haller und die Deutschen Gentz, Adam Müller und Andere traurigen Angedenkens übergangen werden.

Ist es Stirner so in dem Torso der ersten Abtheilung mehr darum zu thun, das Entstehen der Reaction aus der Revolution heraus zu erklären, so kann er doch in der Darstellung der modernen Reaction nicht sogleich damit beginnen, die Reaction vor ihr eigenes Tribunal zu stellen, sondern er muss in ihrem ersten Band das Chaotische der ersten Erhebung zu durchdringen suchen, und befürchtet mit Recht, dass „eine grosse Monotonie“ nicht zu vermeiden gewesen sei. Und so ist es auch. Es sind vor Allem die reactionären Schriftsteller des Tages, die Hengstenberg, Florencourt und Andere, oft nicht genannte, die Stirner hier sprechen lässt, und ihre in aller Breite wiedergegebenen Ansichten ermüden auf die Dauer.

Es sind zumeist Klagen und Anklagen, die in diesem Jahr von reactionärer Seite her ertönen, wie denn „das ganze Jahr ein Jahr der Klage“ war.

Nach einer Betrachtung über „die Revolution“ und „die Reaction“ und einem dem Pietisten Leo entnommenen „Rückblick auf die frühere Zeit“ giebt Stirner die „Errungenschaften und Aussichten“ der Reaction wieder und

führt uns in den Kampf der „Christokratie". Er zeigt uns ihren Kampf nach allen Richtungen hin: von allen Seiten wird „reagirt". Es reagirt die Krone, ihre Diener, die Unterthanen, der Staat.

Eine chronologische Uebersicht dieses Jahres zeigt das Anwachsen der Reaction von Monat zu Monat, vom Februar, „dem wachsenden Erkennen des Feindes und der allmähligen Entdeckung der eigenen Kräfte" an, bis zum Dezember, wo sie über die Revolution bereits gesiegt hat.

Auch in diesem Bande besteht die ganze Arbeit Stirner's in Anordnung und loser Verbindung des Wiedergegebenen. Selbst diese letztere geschieht oft nicht einmal mit seinen eigenen Worten. Er verzichtet darauf, die Reaction vor den Richterstuhl zu stellen und ihr Ankläger zu werden; sie stellt sich selbst vor ihr eigenes Tribunal sagt er.

Mit dem ersten Reactions-Jahre, in dem „die Fragen eben anfingen, sich zu stellen" bricht er ab; die Fragen selbst und das Lehrgebäude des reactionären Systems hat er unterlassen in weiteren Bänden zu behandeln. —

Die „Geschichte der Reaction" war Stirner's letzte öffentliche Kundgebung. Zwar fasste er noch einmal einen grossangelegten Plan, eine Art universellen Gelehrten-Lexikons, aber er musste ihn wieder aufgeben, da er keinen Verleger fand, der das Unternehmen mit ihm wagen wollte.

Sein Name wird nie mehr genannt. Die neue Zeit nach 1848 hat mit so vielen anderen auch ihn vergessen.

Er ist auch litterarisch ein toter Mann, tot, obwohl er noch lebt . . . .

Wie völlig verlassen er ist, dafür nur ein, aber sprechendes Beispiel: das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon von 1854 weiss schon nicht mehr das Geringste über sein Leben zu sagen und meint zweifelnd, der Verfasser von „Der Einzige und sein Eigenthum" habe „angeblich Max Schmidt" geheissen! . . . .

Auch in seinem Leben vereinsamte Stirner nun immer mehr und mehr. Selbst bei Hippel, der seine Weinstube 1853 von der Dorotheenstrasse nach der Werderschen Rosenstrasse 3, in den Winkel hinter der Werderschen Kirche, verlegte, wird er fast gar nicht mehr gesehen.

1851, Anfang October, war er von der Köthenerstrasse, wo er es drei Jahre ausgehalten hat, nach der Dessauerstrasse 2 gezogen, wo er bei Ilse — wahrscheinlich schon Chambregarnie — wohnt, um hier einundeinhalbes Jahr zu bleiben.

Seine alten Freunde wissen nichts mehr von ihm. Und damit ist auch das letzte Band gerissen, das ihn noch lose an eine geistige Aussenwelt geknüpft hat.

Das Jahr 1853 scheint der Höhepunkt seines Elends gewesen zu sein: von seinen Gläubigern bedrängt und ohne Existenzmittel zieht er ruhelos von Wohnung zu Wohnung und zweimal während dieses Jahres befindet er sich im — Schuldarrest!

Das erste Mal 21 Tage — vom 5.—26. März. Kaum aus ihm entlassen, bezieht er am 1. April in der Jaegerstrasse 72 (bei dem Lehrer Schulze) ein Zimmer, lässt sich am 1. Juli nach Nauen abmelden, flüchtet dann, offenbar immer von seinen Gläubigern gedrängt und verfolgt nach Moabit, wo er am 3. Juli bei Rinow, Stromstrasse 8, wohnt, findet aber auch hier keine Ruhe uud quartirt sich endlich am 7. September, immer noch in demselben Jahre 1853, bei der Madame Weiss, Philippstrasse 19 ein.

Doch auch hier finden ihn die Manichäer und er soll das Jahr nicht in Ruhe beschliessen. Gerade am Sylvestertage begiebt er sich abermals in Schuldarrest, in dem er 36 Tage — bis zum 4. Februar des nächsten Jahres — bleibt. War nun auch der Schuldarrest jener Tage, eine heute nicht mehr gekannte Einrichtung, nichts Anderes als eine Haft, in der der Schuldner auf Kosten des Gläubigers erhalten werden musste und gerade deshalb selten von langer Dauer — welch' trauriges Licht wirft dennoch die Thatsache allein schon auf die Verhältnisse des Mannes, der doch einst von Vielen als der glänzendste Denker seiner Zeit bestaunt

worden war, und diese einfachen, nüchternen Angaben — reden sie nicht ergreifender von seiner Noth, als Worte es vermöchten? . . .

Wohl nennt Stirner sich noch Gymnasiallehrer, Schriftsteller, Dr. phil. und — Rentier. Aber in Wirklichkeit war er jetzt Commissionär, der von Vermittelungsgeschäften, wie sie sich ihm gerade boten, von der Hand in den Mund lebt.

Wenigstens hat er in der Philippstrasse, wo er bei der Wittwe Weiss von 1853 an wohnte, Ruhe gefunden. Er bewohnte dort im ersten Stockwerk des Hauses ein oder zwei am Flur gelegene Zimmer, deren Fenster – das grössere hat das zweite und dritte Fenster rechts von der Strasse aus gesehen, das kleinere liegt über dem Thorbogen — damals noch auf den freiliegenden, mit Bäumen bewachsenen Platz der Anatomie gingen.

Frau Weiss soll immer mütterlich für ihre Miether gesorgt haben.

Es war Stirner's letztes Heim. Nur einmal noch sollte er sein Quartier wechseln!

Denn unvermuthet und jäh ereilte ihn der Tod. Stirner, dessen feste, oft geäusserte Zuversicht es gewesen war, dass er „steinalt" werden würde, — ein Beweis, wie gesund er sich fühlte, — wurde von einer vergifteten Fliege im Nacken gestochen und innerhalb weniger Tage raffte ihn das Eiterungsfieber hin. Nicht ein Karbunkelgeschwür, wie gesagt wurde, sondern „allgemeiner Geschwulst" war die Ursache seines Todes.

Max Stirner starb am 25. (nicht am 26., wie allgemein angenommen wird) Juni 1856, in seiner Wohnung, gegen Abend, um sechs Uhr, in einem Alter von 49 Jahren und 8 Monaten.

Drei Tage später, am 28. Juni, Abends um dieselbe Stunde, wurde er auf dem Kirchhof der Sophien-Gemeinde an der Bergstrasse beerdigt. Er erhielt ein Grab II. Classe, das einen Thaler und 10 Silbergroschen kostete. Es lag in

der II. Abtheilung genannten Kirchhofs, in der neunten Reihe und bekam die Nummer 53.

Nur wenige seiner alten Freunde begleiteten ihn „auf seinem letzten Gange“. Unter ihnen befanden sich Bruno Bauer und Ludwig Buhl, und sicher auch jene Mme. Weiss, bei der er gestorben war und die die Identität des Toten bezeugt hatte.

Für ersteren war er noch auf dem Todtenbette von einem Bekannten gezeichnet worden, und Bauer's Freude war gross, den Kopf des Freundes, in dessen „charactervoller Formation sich noch die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte“, im Tode wenigstens festgehalten zu sehen.

Nach einer anderen, aber weniger wahrscheinlichen Nachricht soll die „unmittelbar nach Stirner's Tode erfolgte Zeichnung seines Kopfes“ in die Hände des Litteraten Dr. Wolff, Mauerstrasse 83, gelangt sein (gemeint ist jedenfalls der längstverstorbene „schwarze Wolff“, der Verfasser der „Revolutionschronik“). War es dieselbe Zeichnung? — War es eine andere? — Beide sind unrettbar verloren.

Der schriftliche Nachlass Stirner's kam in den Besitz von Ludwig Buhl, der damals Schützenstrasse 12 wohnte. Wie dieser später endete, werden wir noch sehen. Eitel ist die Hoffnung, schwache Spuren noch verfolgen zu können, die die Zeit völlig verlöscht hat.

Was sonst noch an Hinterlassenschaft vorhanden war wird sicherlich ohne besonderen materiellen Werth gewesen und wohl sogleich veräussert worden sein, um die nächstliegenden Schulden zu befriedigen. —

Erst nach Tagen nahmen einige, ganz wenige Zeitungen von Max Stirner's Tode Notiz. Die meisten hatten für den Vergessenen auch nicht ein letztes Wort. Aber auch das Wenige, was gesagt wurde, beschränkte sich durchweg auf eine vage und dunkle Erinnerung an sein Werk und das Aufsehen, das es einst vorübergehend erregt, oder bestand in der oberflächlichen und anekdotenhaften Wiederaufwärmung der Heirathsgeschichte, die in einem Falle sogar,

wahrscheinlich auf Veranlassung Bruno Bauer's, eine entschiedene und in ihrer Bestimmtheit den unläugbaren Thatsachen gegenüber höchst eigenthümliche Dementirung erfuhr.

Johann Caspar Schmidt war todt, wie es Max Stirner schon vor ihm gewesen war. . . . . .

Wie Stirner selbst keine direkten Nachkommen hinterlassen hat, so ist auch der ganze, weite Kreis seiner ursprünglichen Verwandschaft völlig gelöst und nirgends, aber auch nirgends mehr finden sich noch Spuren von ihr: die Familie des Vaters in Ansbach ist ausgestorben; ausgestorben sind die mütterlichen Reinleins in Erlangen; von den Sticht's, der Familie des Paten, lebt niemand mehr in Bayreuth und nur in Arbeitern, die keinen Zusammenhang aufweisen können, pflanzt sich dieser Name dort noch fort. Verschollen sind ferner die Glieder der Familie des Stiefvaters, die Ballerstedt's, in Helmstedt und in Kulm sind vollends keine Spuren — welche sollten es auch wohl sein? — von ihnen zu finden. In Berlin endlich hat die Familie der ersten Frau Stirner's, die Burtz, keine Träger mehr und in Gadebusch ist der Name Dähnhardt heute fast unbekannt.

Nur sie selbst, die zweite Frau, ist noch am Leben: unerreichbar in der ungeheuren Stadt, unerreichbar wie eine bereits aus dem Leben Geschiedene . . .

Einer amtlichen Notiz zufolge soll Stirner von seiner Mutter überlebt sein, deren Gestalt seit dem Jahre 1835, wo sie ihren zweiten Mann in Kulm verlor, gänzlich unseren Augen entschwunden ist; dieser Notiz widerspricht eine andere, ebenso glaubhafte und ebenso authentische Angabe, dass sie bereits im Jahre 1843, als Stirner sich zum zweiten Male vermählte, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Wenn wir bedenken, dass sie schon 1835 von ihrem Sohne als geisteskrank bezeichnet wurde, und wenn wir weiter erwägen, dass sie trotz dieses Zustandes ein Alter von achtundsiebzig Jahren erreicht haben müsste, um ihren Sohn

zu überleben, so müssen wir eher der letzteren Eintragung, nach der Stirner „weder Mutter, noch Gattin, noch Kinder" hinterlassen hat, ihrer grösseren Wahrscheinlichkeit wegen zuneigen, wenn sich auch der wirklich erfolgte Tod der Mutter nirgends nachweisen lässt.

Wir wollen nicht Abschied von Stirner nehmen, ohne uns vorher noch einen Augenblick mit dem späteren Schicksale der Ueberlebenden aus jener Hippel'schen Tafelrunde beschäftigt zu haben, die uns nächst ihm am Meisten interessirt haben.

Wie traurig haben sie Alle, mit wenigen Ausnahmen, geendet! —

Als der Sturmwind des Jahres 1848 sie auseinandergetrieben hatte — so weit, dass sie jeden Zusammenhang auf immer untereinander verloren — waren Manche nach Amerika ausgewandert, um dort ihr Heil zu versuchen, das sie zum Theil auch mit der neuen Heimath fanden. Aber die Meisten blieben zurück und suchten sich mit den veränderten Verhältnissen abzufinden, so gut es ging — Jeder auf seine Art. Ihre mühevollen Versuche boten kein freudiges Schauspiel: die Einen traten vollständig in das feindliche Lager der Reaction über und suchten ihre Jugend vergessen zu machen, indem sie sich ihrer nicht mehr erinnerten; die Anderen wähnten sich und ihre Umgebung durch herben Spott, der aber nur zu oft wie bittere Selbstverachtung klang, über den Zwiespalt ihrer Lage hinwegtäuschen zu können. Aufrecht blieben nur Wenige stehen und diese empfanden die Veränderung der Zeit, in der sie weiter leben mussten, wohl am schmerzlichsten.

Bruno Bauer wurde „der Einsiedler von Rixdorf", der — ewig im heroisch geführten Kampfe mit der Noth des Lebens — bald seinen Acker selbst bestellte, bald mit neuen Werken seinen verloschenen Namen in das Gedächtniss der Lebenden zurückzurufen versuchte. Unermüdlich thätig blieb seine Kraft bis zu seinem Tode unge-

brochen und was er schrieb liess wie nur je den glänzenden Stylisten und den scharfen Kopf unverkennbar erkennen. Dabei verzehrte sich Bauer jahrelang in dem Dienste der traurigsten aller Parteien, unter das Joch der entwürdigenden Arbeit für die Kreuzzeitung und das Wagener'sche Gesellschaftslexikon, gebannt. Von aller Welt zurückgezogen suchte er sich selbst kaum mehr über seinen Rückzug zu täuschen. Aber wenn er je nach Berlin kam, um sein selbstgebautes Gemüse zu verkaufen und den einen oder anderen seiner alten Bekannten zu begrüssen, durchschritt seine patriarchalische Gestalt in dem selbstgeflickten Anzug, die Füsse in Schäftestiefeln und auf dem Kopfe die unvermeidliche Schirmmütze so ungebeugt die Strassen, wie in den Tagen ihrer Jugend und die ruhigen Augen blickten klar und durchbohrend wie immer. Bruno Bauer starb 1882, nachdem er gethan hatte, was menschenmöglich war, um seinem Bruder Egbert und dessen zahlreichen Kindern zu helfen.

Nicht besser erging es Edgar Bauer. Mit seinem Bruder, den er doch einst vergöttert hatte, späterhin verfeindet, ging er 1849 zunächst nach Hannover, wo er mit Olshausen für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu wirken versuchte, dann nach London, von wo aus er mehrere Broschüren schrieb. Nach 1866 versuchte er zunächst in Hamburg festen Fuss zu fassen. Die „Kirchlichen Blätter", die er mit dem starrlutherischen Bischof Koopmann herausgab, beweisen seinen gänzlichen Übertritt in das kirchliche Lager nur zu deutlich. Aus dem Revolutionär von damals war ein Reactionär von reinstem Wasser geworden, der als Anhänger der Welfen dann noch lange in Hannover zu wirken sich bemühte, bis er — in grosser Dürftigkeit und längst vergessen — ebenfalls anfangs der achtziger Jahre dort starb.

Traurig gestaltete sich auch Ludwig Buhl's Schicksal. Auch er lebte noch lange so hin, völlig zurückgezogen, und immer wieder „in seiner Familie, einer katholischen, schmierigen, ungebildeten Gesellschaft einbüssend, was er sich an geistiger Vornehmheit selbst mühsam errungen." Er

arbeitete fast nichts mehr. Eines Morgens, ebenfalls kurz nach 1880, wurde er tot an seinem Schreibtisch gefunden. Wie man sagt, hat er durch Selbstmord geendet, da sein letzter Versuch eines „Ideencomissionsgeschäftes“, — er „erfand“ Ideen zu Verlagsgeschäften, die er dann an unternehmungslustige Verleger verkaufte — ihn in Conflict mit einem seiner Abnehmer gebracht haben soll, der ihm mit einer Anklage wegen Erpressung drohte. Mit dem seinen ist auch der Nachlass Stirner's verloren gegangen und die von Niemand beachteten Papierbündel sind sicher schon längst der Vernichtung anheimgefallen.

„Verbuhlt, verbrasst, verbauert — Ist nun die Reaction“ erklang ein Spottlied jener Tage. . . . .

Friedrich Sass starb jung; Meyen setzte sein arbeitsreiches Journalistenleben noch lange fort, wurde zunächst 1851 von Hamburg ausgewiesen, ging von da nach England, kehrte aber wieder nach Deutschland zurück, wo er 1867 mit Ruge die „Reform“ gründete; Jules Faucher hat in seinem Vaterlande ebenfalls noch einen langen und ehrenvollen Kampf um den Sieg seiner Ideen gefochten, aber die Waffe seiner volkswirthschaftlichen „Vierteljahrsschrift“ lag doch zu schwer in seinen Händen um weitere Kreise herbeiziehen zu können, und während er den Staat enger und enger seine eisernen Ringe um die Freiheit ziehen sah, blieb seine reizende Tochter Lucie doch immer noch die beste Freude seines bewegten Lebens; Köppen wirkte als Gymnasiallehrer in segensreicher Thätigkeit weiter und suchte in tiefgründigen Studien, die zu seinem berühmten Buddha-Werk führten, eine Zeit zu übersehen, die ihn nur mit Widerwillen erfüllen konnte.

Von ihnen Allen wollen wir uns nun noch einmal zurück zu dem Manne wenden, der als einer der ersten des ganzen Kreises auch aus dem Leben geschieden war . . .

So traurig Max Stirner's früher Tod ist, so liegt doch in ihm nichts eigentlich Erschütterndes, wenn wir uns ver-

gegenwärtigen, wie dieses Leben voraussichtlich verflossen wäre, wenn ihm noch zwanzig oder dreissig Jahre mehr beschieden gewesen wären.

Es hätte gegen die letzten Lebensjahre — wenn kein glücklicher Zufall es umgestaltet hätte — wohl keine allzugrossen Veränderungen aufzuweisen gehabt: in trauriger herber Dürftigkeit hätte Stirner weitergelebt, ewig im Kampfe mit dem Tage und seiner Noth, und ohne die Kraft, diesen Kampf noch einmal mit ganzer Entschiedenheit aufzunehmen.

Was anders hätte er auch thun können? — Hätte er enden sollen, wie die andern? — Hätte er sich an die Reaction verkaufen sollen, wie die Bauers, und hätte er den innern Zwiespalt zu ertragen vermocht? — Hätte er etwa auch nach Amerika auswandern sollen? — Er, der trotz seiner unerhörten geistigen Energie wenig lebenspraktische und passive Mann? — Oder hätte er eine Reihe weiterer Jahre überstehen sollen, um zu enden, wie Maron — übermüdet von dem Kampfe und zermürbt selbst sein Leben beendend? —

Oder hätte er auf den seltsamen Zufall warten sollen, der seinem Leben plötzlich eine entscheidende Wendung zu geben im Stande gewesen wäre? — Vergebliche Hoffnung! — Denn was für ein Zufall hätte das sein können? —

Er hatte keine Verwandten, deren Beerbung ihn hätte unabhängig machen können. An eine Wiedererweckung seines Werkes in absehbarer Zeit konnte er selbst nicht glauben: eine andere Zeit, eine Zeit der Schmach und der Unterdrückung, hatte begonnen, die lange währen sollte, bis sie in blutigen, ruchlos heraufbeschworenen Kriegen ihren Höhepunkt erreicht hatte, eine Zeit, deren einzige grosse Gegenströmung, die soziale, sich in einer politischen Partei verlaufen und in ihr verebben sollte — die Zeit der Reaction, in deren traurigen Schatten wir noch heute leben . . .

Nein, auch kein Zufall mehr konnte Stirner hold sein am Abend seines Lebens! —

So wie er gelebt hat und so wie er gestorben ist, ist er sich selbst völlig treu geblieben. Die grosse Arbeit seines Lebens war gethan. Nichts hätte ihren Werth noch erhöhen können. Und seine beste Kraft war an sie verwandt worden.

Die Jahre der Noth hat er still und geduldig getragen und der grösste Trost ist sicher der, dass wir uns sagen dürfen: er hat aller Wahrscheinlichkeit nicht zu schwer unter ihr gelitten. Stirner's grosse Bedürfnisslosigkeit, mehr noch die vornehme Selbstgenügsamkeit und die stille Heiterkeit seines Gemüthes werden ihn nie ganz verlassen haben.

Die, welche glauben, dass alles Glück des Lebens nur in Ehre, Reichthum und Macht unter den Menschen besteht, werden sein Leben nie begreifen und im mitleidigem Spott fortfahren zu sagen, der Lehrer des Egoismus habe seine Lehre in seinem eigenen Leben schlecht befolgt oder ihre Befolgung habe schlechte Früchte getragen.

Nein, Max Stirner hat sie befolgt und er hat alle ihre Früchte geerntet, so weit es ihm möglich war. Denn er war ein überlegener Mensch. Er hat gelebt, wie er leben konnte.

Nicht wie er vielleicht gewünscht hätte zu leben. Wenn wir uns so fragen, wird die Antwort lauten: gewiss hätte er lieber in jenem Vereine von Egoisten leben mögen, oder — um allen Missverständnissen zu entgehen — in der Zeit jener ewig nach den Bedürfnissen der Menschen entstehenden und vergehenden Vereine, an die der Einzelne seine Kraft freiwillig giebt, um sie hundertfach gestärkt zu fühlen; mit einem Worte: nicht in einer Zeit der Herren und Knechte, sondern der Einzigen. Denn er taugte so wenig zum Gehorchen wie zum Befehlen.

In Stirner's frühem Tode liegt nichts Erschütterndes. Er ist gegangen noch in der Kraft der Gesundheit und ohne aus dem Kelch des Lebens den letzen und schwersten Trank: Siechthum des Körpers in der Einsamkeit des Alters, gethan zu haben.

Und dennoch ist sein Tod traurig, weil er so früh kam. Er, der das Leben weder übermässig geliebt, noch gefürchtet hat, wird auch den Tod nicht gefürchtet, aber ihn auch nicht ersehnt haben.

Weilen wir noch einen Augenblick an seinem Grabe, bevor wir Abschied von Max Stirner nehmen.

Bereits 1856, gleich nach seinem Tode, wurde von Ludwig Buhl eine Sammlung veranstaltet, um das Grab mit einem Stein zu bezeichnen. Aber die aller Wahrscheinlichkeit nach nur geringe Summe, die von alten Freunden und Bewunderern des Verstorbenen zusammen gebracht, wurde — unter Anderem war aus dem fernen Ostpreussen von einem Verehrer ein Dukaten gesandt — ist niemals ihrer Bestimmung gemäss verwandt worden und wahrscheinlich ist von jenem 28. Juni 1856 an das Grab überhaupt von keinem Menschen mehr besucht worden.

Dreiunddreissig Jahre sollten vergehen ehe das eingesunkene wieder gefunden, und sechsunddreissig, bis es mit dem mächtigen Stein bezeichnet wurde, von dem aus in grossen, goldenen Lettern der Name des Mannes leuchtet, von dessen einfachem und doch so grossem Leben diese Blätter versuchten wahrheitsgetreu zu erzählen.

Neue Gräber werden bald das alte umschlossen haben.

Wird — nach „abermals fünfzig Jahren“ — wenn auch diese neuen Gräber versunken und der Kirchhof vielleicht zum öffentlichen Garten geworden ist, in dem die Kinder von Morgen die unbewegliche Platte achtlos umspielen, der Vorübergehende noch immer, in dumpfe Knechtschaft gebannt, an dem Namen vorbeischreiten, der von dort her schweigend herüberredet, oder wird er wissen, dass der, der Max Stirner hiess, als Erster unter Allen für ihn die Freiheit erkämpfte, in deren sonnigen Strahlen er, erhobenen Hauptes und glücklicher als die vor ihm Gewesenen, wandelt? . .



Phot. F. Albert Schwartz, Berlin.

MAX STIRNERS GRAB

auf dem Sophienkirchhof in Berlin.

Anhang.

A und B.

Bibliographie und Übersetzungen.

A.

Bibliographie.

Max Stirner.

Der Einzige und sein Eigenthum. Von Max Stirner. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1845. 8°. 491 S.

— — Zweite Auflage. (Wörtlicher Wiederabdruck mit Fortlassung einzig der Widmung.) Ebenda 1882. 8°. 379 Seiten.

— — Universal-Bibliothek Nr. 3057—3060. (Ebenfalls wörtlicher Wiederabdruck). Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. o. J. (1893.) 16°. 429 Seiten.

Geschichte der Reaction von Max Stirner. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 1852. 8°. (Erste Abtheilung. Die Vorläufer der Reaction. VIII und 309 Seiten. — Zweite Abtheilung. Die moderne Reaction. X und 338 Seiten.)

Die National-Oekonomen der Franzosen und Engländer. Herausgegeben von Max Stirner. Leipzig, Druck nnd Verlag von Otto Wigand. 1845—1847. 8°.

Erster bis vierter Band: Ausführliches Lehrbuch der praktischen politischen Oekonomie. Von J. B. Say. Deutsch mit Anmerkungen von Max Stirner. 419, 421, 468 und 248 Seiten.

Fünfter bis achter Band: Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichthums. Von Adam Smith. Deutsch mit Anmerkungen von Max Stirner. 374, 215, 367 und 334 Seiten.

Max Stirners Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigenthum.“ Aus den Jahren 1842 bis 1847. Herausgegeben von John Henry Mackay. — Berlin 1898. Verlag von Schuster & Loeffler. 8°. 185 Seiten.

Die Original-Ausgabe des „Einzigen und sein Eigenthum“ ist heute selten geworden und ihr antiquarischer Preis in den letzten Jahren von 5—6 auf etwa 10 Mark gestiegen. — Die zweite Auflage der Wigand'schen Ausgabe ist noch unvergriffen; ihr Ladenpreis 4 Mark. — Die „Geschichte der Reaction“ taucht noch weit seltener in den Antiquariats-Katalogen auf, ihr Preis beträgt etwa 6—10 Mark.

Selten und sehr gesucht sind auch die Stirner'schen Uebersetzungen der „Nationaloekonomen“; besonders die des Adam Smith wird nie unter 10 Mark angezeigt, während die des J. B. Say billiger zu haben ist.

B.

Uebersetzungen des „Einzigen und sein Eigenthum“.

Eine vollständige Ubersetzung der „Einzigen“ ist bisher in keine Sprache erfolgt. Ist schon der Titel schwer übersetzbar, so macht die Eigenart des Stirner'schen Styles, z. B. der geistreiche Gebrauch ein und desselben Wortes in doppeltem Sinne eine Übersetzung zu den schwierigsten Aufgaben dieser Kunst.

Doch sind Bruchstücke schon vor Jahren in der individualistisch-anarchistischen Zeitschrift „Liberty“ in Boston (später New-York), die wie keine andere seit fünfzehn Jahren den Principien des Egoismus auf allen Gebieten des Lebens, insbesondere dem wirthschaftlichen, mit unübertroffener Logik und Ehrlichkeit Geltung zu verschaffen sucht, erschienen und der Herausgeber selbst, Benj. R. Tucker, hat wiederholt auf die epochale Bedeutung Stirners hingewiesen. („The Ego and his Own.“) — Eine englische Uebersetzung der Einleitung: „I've based my cause 'pon nothing“ von H. I. Schirmer brachte die No. 1 des II. vol. der Zeitschrift „The Age of Thought“, Columbus Junction, Iowa, am 3. Juli 1897. Sie erweckt den Wunsch, dass der Uebersetzer sich an das Ganze wagen möge. („The Singular one and his Property.“) —

Auch in das Französische sind einzelne Theile bereits übersetzt. So 1894 im „Mercure de France“ durch Henri Albert; in den „Entretiens politiques et littéraires“ durch Théodore Randal („le livre libérateur“); und kürzlich im „Magazine international“ in Paris. Eine vollständige

Ubersetzung des Werkes, „qu'on quitte monarque," soll in Paris in Vorbereitung sein. („L'Unique et sa propriété.") —

Mit einer solchen in das Czechische ist jedoch bereits begonnen worden und sind die ersten Lieferungen in Prag erschienen. („Jediny a jeho vlastnictví.")

C.

Curriculum vitae.

C.

Johann Caspar Schmidt's Curriculum vitae.

Den nachfolgendeu Lebenslauf schrieb Johann Caspar Schmidt, als er sich im Jahre 1834 zum Examen pro Facultate docendi meldete.

Das Original lautet:

Ego, Joannes Casparus Schmidt, evangelicae confessioni addictus, Baruthi, quod Borussiae olim oppidum nunc Bavariae attributum est, die XXV. mensis Octobris anni MDCCCVI natus, patreque tibiarum fabricatore paucis post me natum diebus defuncto sum usus. Mater Ballerstedtio pharmacopolae post tres annos nupta ubi per varios fortunae casus Culmam, quod est oppidum ad Vistulam in Borussia occidentali positum, delata est, me haud ita multo post, anno MDCCCX ad se arcessit. Inde primis literarum rudimentis instructus, anno aetatis duodecimo exacto Baruthum sum reversus, Gymnasium illius oppidi florentissimum frequentaturus. A viris doctissimis ibi disciplina per septem fere annos institutus sum, e quibus pio ac grato animo Pauschium, Kiefferum, Neubigum, Kloeterum, Heldium, Gablerum nomino, qui et humanitate et consuetudinis conjunctione optime de me meruerunt. Quorum praeceptis via ad studia munita, annis MDCCCXXVI—MDCCCXXVIII in academia Berolinensi et philologiae et theologiae studui, et Boeckhii, Hegelii, Marheinekii, Caroli Ritteri, Henrico Ritteri, Schleiermacheri lectionibus operam dedi. Postero anno in academia Erlangensi per semestre obivi Kappii et Wineri scholas; quibus auditis itineri me per Germaniam commis-

surus academia discessi annumque fere totum in ea profectione consumsi. Domesticis deinde rebus coactus annum unum Culmae, alterum Regimonti negotiis familiaribus deditus transegi. Quo ego tempore, etsi studia in academia persequi non licuit, nequaquam tamen neglectis litteris ad doctrinas et philosophicas et philologicas studioso animo incubui. Anni MDCCCXXXIII mense Octobri ad studia me retuleram in academia Berolinensi renovanda, cum in morbum incidi, qui me ab audiendis lectionibus per semestre prohibuit. Salute refecta Boeckhii, Lachmanni, Micheleti interfui lectionibus. Itaque triennio absoluto nunc examen pro facultate docendi, quod dicunt, Deo juvante constitui subire.

In deutscher Uebersetzung:

Ich, Johann Caspar Schmidt, evang. Confession, bin geboren zu Baireuth, einer ehemals preussischen, jetzt bayrischen Stadt, am 25. Oktober 1806. Mein Vater war Flötenmacher; er starb bald nach meiner Geburt. Meine Mutter heirathete 3 Jahre später den Apotheker Ballerstedt und gelangte mit diesem unter mancherlei wechselnden Schicksalen nach Kulm a. d. Weichsel in Westpreussen. Hierhin holte sie mich alsbald im Jahre 1810 zu sich. Nachdem ich dort den ersten Unterricht empfangen, kehrte ich mit 12 Jahren nach Baireuth zurück, um das Gymnasium zu besuchen. Sieben Jahre lang genoss ich hier den Unterricht gelehrter Männer, unter denen besonders Pausch, Kieffer, Neubig, Kloeter, Held und Gabler sich meiner mit grosser Liebe annahmen, so dass ich dankbar ihrer gedenke. Mit dem Reifezeugniss versehen, bezog ich in den Jahren 1826 bis 1828 die Universität Berlin zum Studium der Philologie und der Theologie und hörte Vorlesungen bei Böckh, Hegel, Marheineke, Carl Ritter, Heinrich Ritter und Schleiermacher. Alsdann begab ich mich für ein Semester nach Erlangen, wo ich Rapp und Winer hörte, verliess darnach die Universität, um eine längere Reise durch Deutschland zu machen. Häuslicher Verhältnisse

halber verblieb ich nun ein Jahr in Kulm, ein zweites in Königsberg ebenfalls in Familien-Angelegenheiten. Jedoch vernachlässigte ich währenddessen keineswegs meine philologischen und philosophischen Studien. Im Oktober 1833 endlich kehrte ich zur Wiederaufnahme meiner akademischen Studien nach Berlin zurück, verfiel aber sogleich in länger dauernde Krankheit, so dass ich erst vom nächstfolgenden Semester an Vorlesungen und zwar bei Böckh, Lachmann und Michelet hören konnte. Auf diese Weise vollendete ich das akademische Triennium und gedenke mich nunmehr dem Examen pro facultate docendi zu unterwerfen.

D.

Portraitskizze Max Stirner's.

D.

Portraitskizze Max Stirner's.

Die nebenstehende Skizze Max Stirner's wurde im Jahre 1892 von seinem früheren Bekannten, Friedrich Engels in London, aus der Erinnerung flüchtig in den Umrisslinien entworfen.

Die Skizze ist nicht ähnlich, wie ausdrücklich bemerkt werden muss. Die Stirn und der Schädel sollen weder so eckig, noch das Kinn so scharf hervortretend gewesen sein; ausserdem soll Stirner nie diese hohen „Vatermörder" und Rockkragen getragen haben. Doch sollen die Nase und der feine Mund getroffen sein und das Ganze wenigstens einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Original besitzen.

Wenn die Skizze hier reproduzirt wird, so geschieht es, weil sie eben das einzige existirende Bild Stirner's ist, und weil keine Hoffnung besteht, jemals ein anderes aufzufinden, wie in der „Einleitung" bereits gesagt wurde.



E.

Namensunterschriften Stirner's.

E.

Namensunterschriften Stirner's.

Nebenstehend sehen wir die Handschrift Stirners aus verschiedenen Zeiten seines Lebens. Die erste Unterschrift ist dem Anmeldebogen der Vorlesungen, die er an der Universität Berlin 1826 und die folgenden Jahre hörte, entnommen; die zweite steht unter seiner Meldung zum Examen von 1834; die drei anderen Facsimiles sind aus dem Zeugnissbuch einer seiner Schülerinnen an der Gropius'schen Töchterschule vom Jahre 1842 und den folgenden. Die Unterschriften stammen somit aus Stirner's zwanzigstem, seinem achtundzwanzigsten und seinem sechsunddreissigsten Lebensjahre.

I.

Joh. Casp. Schmidt

II.

ganz gehorsamster
Johann Caspar Schmidt

Neuer Markt No 2
(2 Treppen)

Berlin den 2ten Juni
1834.

III.

Neujahr 1842

Ganz zufriedener Schmidt

[illegible] Schmidt

[illegible] Schmidt

F.

Ein Brief Max Stirner's.

Der Brief Stirner's, der umstehend reproduzirt wird, ist der einzige, der bisher aufgefunden werden konnte, zudem das einzige, in privaten Händen befindliche Schriftstück aus der Feder Stirners. Vielleicht ist es das einzige solche, das überhaupt erhalten geblieben ist.

Der Brief stammt wahrscheinlich aus dem Anfang der vierziger Jahre und ist gerichtet an einen Freund des Hippel'schen Kreises.

Lieber Ark...

Ich kann zufällig ...
bemerkt, so daß er keinen Aus...
dung und Pflege entbehr...
Zustand zu sprechen; kann, ...
gleich nach Empfang diese...

Leipzig den 24ten Mai
Abends 7 Uhr..

Herrn Dr. A...

Fari

Großbraü und finde ich außerordentlich
blick länger eine herzliche Freunde.
w. Er wünscht mit dir über seine
bald du nur irgend kannst, er möchte
bereisen.

Dein Vincent.

ür Mueller

Prenzlauerstrasse
28.

G.

Marie Dähnhardt's letztes Wort.

G.

Marie Dähnhardt's letztes Wort.

Die nebenstehenden Zeilen schrieb Frau Marie Schmidt an den unteren Rand der letzten Seite meiner Fragebogen, die ich ihr im Februar 1897 in London zur Beantwortung vorgelegt hatte. Ihr „letztes Wort“ lautet in deutscher Uebersetzung:

„Mary Smith erklärt feierlich, dass sie in keinen weiteren Briefwechsel über diesen Gegenstand eingehen wird und bevollmächtigt Herrn Buchhändler — alle diesbezüglichen Schreiben an ihre Eigenthümer zurückzusenden. Sie ist krank und bereitet sich auf den Tod vor.“

Der Name des von ihr genannten Herrn ist auf dessen ausdrücklichen Wunsch fortgelassen.

Mary Smith solemnly avows, that she will have no more correspondence on the subject, & authorizes Mr. ______ to return all those writings to their owners. — She is ill, & prepares for death.

G.

Marie Dähnhardt's letztes Wort.

Die nebenstehenden Zeilen schrieb Frau Marie Schmidt an den unteren Rand der letzten Seite meiner Fragebogen, die ich ihr im Februar 1897 in London zur Beantwortung vorgelegt hatte. Ihr „letztes Wort" lautet in deutscher Uebersetzung:

„Mary Smith erklärt feierlich, dass sie in keinen weiteren Briefwechsel über diesen Gegenstand eingehen wird und bevollmächtigt Herrn Buchhändler — alle diesbezüglichen Schreiben an ihre Eigenthümer zurückzusenden. Sie ist krank und bereitet sich auf den Tod vor."

Der Name des von ihr genannten Herrn ist auf dessen ausdrücklichen Wunsch fortgelassen.

Mary Smith solemnly avows, that she will have no more correspondence on the subject, & authorizes Mr. ________ to return all these writings to their owners. — She is ill & prepares for death.

H.

Luxus-Ausgabe von „Der Einzige und sein Eigenthum."

Es wird eine Luxus-Ausgabe des Werkes geplant: eine bestimmt begrenzte, nummerirte, in Bezug auf äussere Ausstattung tadellose und mustergiltige Ausgabe, deren Preis nicht unter 20, aber auch nicht über 25 Mark betragen wird, und die zu Stande kommen soll, wenn sich eine genügende Anzahl Theilnehmer während der nächsten zwei Jahre findet. Reflectanten sind gebeten, ihre diesbezüglichen Wünsche an den Verfasser der Biographie: Saarbrücken, Rheinprovinz, Pestelstrasse 4, gelangen zu lassen.

I.

Ergänzung und Berichtigung.

Von den im „Vorwort" genannten Helfern meiner Arbeit starben während des Druckes des Werkes, im Dezember 1897 und Januar 1898: der Antiquar Emmanuel Mai in Berlin und Dr. Ludwig Ruge in Steglitz bei Berlin.

Auf Seite 17, Zeile 12 von unten bitte ich die Worte: „als vorher" zu streichen.

Druck von A. Rietz & Sohn, Naumburg a. S.

Inhaltsverzeichniss.

